Hoff
Biogr. C.
156

Biogr. c. 156-1/2

<36621108480015

<36621108480015

Bayer. Staatsbibliothek

Ut^{3} 10952

~~Hist litterar. coll. Vit gen. 97. c. 511.~~

Biogr. coll. 156.

Histor. miscell.
Biogr. Collect.

CAPTAIN JAMES COOK

Kurze Biographien oder Lebensabriße

merkwürdiger und berühmter

Personen

neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen und allerley Ständen.

Aus verschiedenen authentischen Quellen zusammen getragen und herausgegeben

von

H. G. Hoff.

Erster Band,

Mit Genehmhaltung der hohen k. k. Censur.

Brünn,
gedruckt mit Neumanns Schriften.
1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Tugenden und gute Handlungen, nützliche Wissenschaften und Künste, Fleiß, Talente und rühmliche Bemühungen zum Nutzen der Menschheit und des Vaterlandes in der Welt zu verbreiten — Die Thorheit lächerlich, das Laster und unrühmliche Thaten dagegen verabscheuungswürdig zu machen, ist nichts schicklicher, als solche unter einem lebhaften Gemälde der Welt vor Augen zu stellen; und wie kann solches wohl leichter geschehen, als durch wahrhafte Abrisse und Tableaus von jenen Personen, die sich in der Welt durch Thaten und Handlungen — gute und nützliche, oder böse und unrühmliche — berühmt, oder — berüchtigt gemacht haben? Denn daß Beispiele mächtiger wirken als Lehren, das gestehen auch diejenigen, die wegen ihrer tiefen Einsicht in die menschliche Natur bekannt sind. Uiberzeugt von der Wahrheit dieses Satzes, machen es die Chineser sogar zu einem wesentlichen Theile der Erziehung, ihrer Jugend die Thaten und Handlungen großer Männer vorzustellen, mit dem Ermahnen: ihren rühmlichen Eigenschaften nachzuahmen, und unrühmliche Handlungen zu verabscheuen.

Um nun diesen nützlichen und für Jedem interessanten Endzweck zu erreichen, hat man sich entschlossen, gegenwärtige Sammlung kurzer Biographien, die aus wahren und authentischen Quellen geschöpfet und zusammengetragen, ans Licht treten zu lassen, und man schmeichelt sich, durch die Aufstellung einer Reihe wahrhafter Porträts bey dem wahrheitliebenden Publikum mehr Beyfall zu erhalten, als durch die Herausgabe eines in dem empfindlendsten Tone geschriebenen weinerlichen Mode- oder lustigen fingirten Volks-Roman. Was für gute Wirkungen und Nutzen kann man sich auch von diesen versprechen? Denn wenn sie auch noch so reizend geschrieben sind, so denkt man dennoch bey Lesung derselben meistens an die Erdichtungen, womit sie ausstaffirt sind, und wie sollte sich auch die Fiktion versprechen können, über wahrhafte und wirkliche Begebenheiten in ihrer Wirkung aufs menschliche Herz den Sieg davon zu tragen? Die Sinnen kann sie wohl betäuben — allein nur die Wahrheit und nicht erdichtete Beyspiele rühren das Herz, fesseln den Verstand, und reizen bey guten Gemüthern entweder zur Nachfolge des Guten und Großen, oder zur Verabscheuung und Verachtung des Schlechten und Unedlen.

Geschrieben zu Brünn in Mähren 1782.

H. G. Hoff.

Inhalt.

I.	James Cook.	Seite 3
II.	Crichton.	42
III.	Nikole.	49
IV.	Bouguer	53
V.	Collinson.	57
VI.	Selkirk.	69
VII.	Belidor.	77
VIII.	Frau Clive.	81
IX.	Fräulein d'Eon.	85
X.	Coypel.	125
XI.	Händel.	130
XII.	Hardy.	143
XIII.	Ghika.	147
XIV.	Morus.	150
XV.	Olavides	155
XVI.	Thurot.	159
XVII.	Mandrin.	167
XVIII.	Sam. Bernard.	174
XIX.	Mengs.	181
XX.	Garrick	188
XXI.	Brindsley	205
XXII.	Pezai	208
XXIII.	Quint. Icilius.	215
XXIV.	Montekukuli.	221
XXV.	De la Condamine.	232
XXVI.	Le Kain.	249
XXVII.	Torquato Taßo	259
XXVIII.	Frater Come.	263

		Seite
XXIX.	De la Mothe.	271
XXX.	Madem. Maupin.	278
XXXI.	Shakespear.	285
XXXII.	Ben Johnson.	295
XXXIII.	Mauroy.	304
XXXIV.	Schröpfer.	314
XXXV.	Bianka Kapello.	333
XXXVI.	Gyarmathy.	339
XXXVII.	Emmerich Joseph Kuhrf. v. Maynz.	352
XXXVIII.	Michel Schuppach.	369

I.

James Cook. *

Dieser Mann, der über die ganze gesittete Welt, und einen großen Theil derjenigen bekannt worden ist, die wir nicht mit unter dieser Benennung begreifen; von dem man bisher soviel gesprochen hat, und deßen Verlust itzt der bessere Theil von Europa betrauert, verdient von unserm Vaterlande näher gekannt zu werden, als bisher geschehen ist.

James Cook ward im Jahre 1728. in der Grafschaft York in England gebohren. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich mit Bebauung einiger Länderenen ernährte, die er doch von einem, wie er scheint, gütigen Herrn gepachtet hatte. — Von seinen Brüdern und Schwestern, deren einige waren, ist nur itzt noch eine Schwester am Leben die

*) Nach Lichtenberg Forster und Weckhrlin.

ebenfalls an einen Pachter verheyrathet ist. — Der junge Cook hat sich also, nach einem solchen Eintritt in die Welt, keine sonderliche Erziehung zuversprechen. Auch wurde er bloß in die öffentliche Pfarrschule gethan, wo er lesen lernete, etwas abschreiben, rechnen, und den Katechismus. — In seinem dreizehnten Jahre gab ihn sein Vater einem Schiffer aus Whitby, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte, auf 7 Jahr in die Lehre. Diese Lehrjahre arbeitete er, ohne sich besonders auszuzeichnen, durch, und diente hernach auf etlichen Reisen von Newkastle nach London, als gemeiner Matrose.

Auf einer dieser Reisen ereignete sich einmal, daß das Schiff, zu welchem er gehörte, verkauft wurde. Um also wieder nach Newkastle zu kommen, erbot er sich auf einem andern Schiffe gegen die Verköstigung als Matrose zu arbeiten. Allein der Schiffer brauchte keinen Matrosen, bot ihm also die ledig gewordene Schiffskochsstelle an, wann er sie versehen könnte. Cook übernahm diesen Dienst, und führte also auf einer Reise von London nach Newkastle seinen Namen einmal mit der That.

Bald darauf wurde er auf einem andern Schiff als Gehülfe des Schiffers (Mate) oder Steuermann gebraucht, und bey dieser Stelle war es, wo sich seine Talente zu ent-

wickeln anfingen: was nemlich bey solchen kurzen Reisen an den Küsten hin tausende an seiner Stelle nicht merken, das fühlte Cook sehr bald, nemlich, daß man ohne Mathematik Zeitlebens ein elender Steuermann bleiben müße.

Eine unerschütterliche Beharrlichkeit in Befolgung deßen, was er sich einmal zu erreichen vorgesetzt hatte, ist ein Hauptzug in Cooks Karakter. — Hier fieng er an, sich zu äußern. Er machte alles Geld, das er sich auf seinen Reisen erspart hatte, mit dem, was ihm sein Vater hergab, zusammen, und nahm Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst.

Nachdem er sich gute Kenntniße hierin erworben, so ward ihm auch der Kohlenhandel und das Küstenbewahren zu einförmig. Er breitete sich mehr aus, und that eine Reise nach der Ostsee, nach St. Petersburg und Wiborg, auch eine nach Norwegen. — Auf einer dieser Reisen machte er die Bemerkung von der großen Menge Vögel, die sich in einem Sturm auf das Tauwerk des Schiffs niederließen, und davon einige, die vom Falkengeschlecht waren, sich nach einigen Tagen von den übrigen kleineren zu nähren anfiengen.

Um diese Zeit machte der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die Nachfrage nach geschickten Seeleuten sehr groß. Cook wurde also bey dieser Gelegenheit als Meistersgehülfe

hülfe auf einem Kriegsschiffe angestellt, und wohnte der Eroberung von Luisburg und Cap Breton unter Admiral Boscawen mit bey. — Ob er nun gleich hier noch nicht auf dem Wege war, der geschwind zu hohen Stellen führt, so fand sein stilles Verdienst doch bessere Beobachter. Man sah bald, daß sich seine Kenntniße sehr weit von den Kenntnißen seines Gleichen unterschieden; denn alle Zeit, die ihm seine Amtspflichten übrig ließen, studierte er, und las die besten Werke der Engländer über das Seewesen, und selbst die, welche die Mechanik der Segel und des Steuerns beym Schiffslauf durch die Analysis des unendlichen erläutern. Dabey war er pünktlich und unermüdet in seiner Pflicht; lauter Eigenschaften, die so selten bey jungen Seeleuten, die keine außerordentliche Erziehung genoßen haben, angetroffen werden, daß sie in ihm nicht übersehen werden konnten.

Als daher im Jahre 1759 England die Eroberung von Quebek beschloß, so bekam Cook eine Stelle als Schiffsmeister bey der Flotte des Admirals Saunders, und war mit bey der Partey, die auf der Insel Orleans landete, wo er auch Gefahr lief, gefangen zu werden. — Bey der Expedizion auf Quebek selbst, also in seinem 31sten Jahre, zeichnete er sich durch eine sehr herzhafte That aus, denn Cook führte die ganze brittische Land-

macht

macht als Steuermann in einer Nacht auf dem St. Charlesfluß den Strohm hinauf, und dadurch ward Quebek, aller Hinderung der Franzosen ungeachtet, samt ganz Canada, wiewohl mit dem Verluste beyder Heerführer, Wolfe's und Montcalm's, erobert.

Nach dieser Eroberung blieb Cook, nebst dem Schiffe, worauf er sich befand, auf der Küste von Nordamerika bis zum Frieden. — Nach dem Frieden wollte die englische Regierung die Küsten der großen, und wegen ihrer Fischerey für England unschätzbaren Insel Newfoundland (indem der Stockfischfang daselbst jährlich einige Millionen Pf. Sterling Nutzen bringt) so genau als möglich aufnehmen laßen. — Auch hier wurde Cook gewählt; denn seine Stärke in allen hiezu nötigen Kenntnißen, so wie sein Diensteifer, waren bekannt, und dabey wuste er auch seinen Vorgesetzten durch öfters Aufwarten seinen Namen gut ins Gedächtniß zu prägen. — Diese Verrichtung war mit den größten Beschwerlichkeiten vergesellschaftet, die er aber alle überwand; und er richtete seinen Auftrag mit der größten Geschicklichkeit aus; wiewohl er das Unglück hatte, auf einer wilden Entenjagt auf der Insel den Daumen und einige andere Finger der rechten Hand durch sein Pulverhorn, das Feuer fieng, indem ers eben in der Hand hielt, zu beschädigen, welches nach der Zeit ihn hinder-

te, des Daumens sich beym Schreiben zu bedienen, und mußte seine Feder seit der Zeit immer zwischen dem Mittel- und Zeigefinger halten.

Man sieht hieraus, daß seine Lage wenigstens in Absicht des Umgangs und der Gemächlichkeiten des Lebens keine der angenehmsten war, ob er gleich sonst außer seiner Gage, als Meister des Schiffs, täglich noch eine halbe Guinee als Landmeßer bekam, und manche andere Vortheile genoß. Jedoch aus diesem Gesichtspunkte allein muß man auch seine Lage nicht beurtheilen. In wiefern er den Verlust guter Gesellschaft auf der Insel, die von einem wilden, und ungeselligen Volke, den ungeschlachten und oft treulosen Esquimaux, zum Theil bewohnt ist, wo bis zum Junius das rauheste Clima herrscht, empfunden haben mag, läßt sich nicht bestimmen, denn von den Gemächlichkeiten des Lebens hat er wenigstens nichts gefühlt. — Er bediente sich vielmehr dieser Gelegenheit, seiner Sparsamkeit, die er oft zu weit trieb, ganz nach eigenem Gutdünken nachzuhängen, und versagte sich auch noch die geringsten Bequemlichkeiten. Er trank z. B. seinen Thee niemal mit dem auf den Schiffen gewöhnlichen Speiszucker; sondern um jenen zu ersparen mit schwarzen Syrup. Ja sogar die Inselt- oder Talglichter, die ihm doch die Regierung vergütete, brannte er nicht, sondern

da-

dafür den Thran, den man aus den Seehunden schmolz.

Dieses muß freylich zum Theil mit aus seiner niedrigen Erziehung und den Angewohnheiten aus einem Stande, den er kaum verlaßen hatte, erklärt werden; daß aber doch noch etwas mehrers mit darunter steckte, siehet man schon daraus, daß er z. E. wegen seines zerschellten Daumens, als ein in königlichen Diensten verwundeter, eine jährliche Vergütung von 4. Pf. Sterl. aus der Kaße annahm, in welcher jeder Matrose, er diene auf königlichen, oder Kauffahrteyschiffen monatlich von seinem Gehalte 6 Pence bezahlen muß, um kranke und verwundete Seeleute daraus zu verpflegen.

Wenn er aber der Mangel an guter Gesellschaft selbst nicht gefühlt haben sollte, so ist wenigstens soviel gewiß: gewirkt auf ihn hat er allemal. Dann man schreibt mit Recht seinem Aufenthalt in diesen wilden Einöden einen Theil des finstern Wesens und der ungeselligen, oft zu weit getriebenen Zurückhaltung zu, die man nachher an ihm bemerkte.

Während dieser Zeit hatte sich Cook ein kleines Haus mit einem kleinen Garten zu Mile = End, nahe am östlichen Ende von London gekauft, wo er seine Winter zubrachte, und da dachte er nun wohl seine Tage als Schiffmeister und Landmeßer im Dienst der

Admiralität zuzubringen, denn der Sprung vom Schiffsmeister zum Lieutenant oder Kapitän ist äußerst schwer und selten. Man giebt solchen Leuten am Ende höchstens eine von den 20 Besoldungen, welche für alte Schifsmeisters ausgesetzt sind, oder braucht sie zu Aufsehern (Master attendants) in den königlichen Schiffswerften, wo ihr Amt darin besteht, daß sie Tackel- und Tauwerk, und die Bestimmung der Segel bey den auszurüstenden Schiffen anordnen. Indeßen Cook, der zu etwas größern aufgehoben war, that diesen Sprung würklich, und zwar bey folgender Gelegenheit:

Die königl. Sozietät der Wissenschaften zu London hielt zu Beförderung astronomischer Kenntniße für vortheilhaft, den Durchgang der Venus durch die Sonne, der sich im Sommer 1769 ereignen sollte, auf einer Insel des stillen Meers beobachten zu lassen, und stellte deswegen bereits im Februar 1768 dem König in einem eigenen Memorial den Nutzen einer solchen Unternehmung vor. *) der König geneh-

*) Welcher in Summa darinn besteht, die eigentliche Entfernung der Erde von der Sonne zu wißen. Ein Gegenstand, der bloß spekulativisch ist; zu deßen Unternehmung aber die Engländer vor allen andern Nazionen berechtigt waren, weil Halley, der Urheber dieser Entdeckung, ihr Landsmann

nehmigte nicht allein den Vorschlag, sondern gab auch sogleich Befehl an die Admiralität, ein Schiff dazu auszurüsten, und schenkte überdas der Gesellschaft zu Ausführung ihres Vorhabens eine sehr ansehnliche Summe Gelds.

Die Wahl fiel damals auf eine der Marquesas-Inseln. Allein Kapitän Wallis, der eben um diese Zeit von seiner Reise um die Welt zurück kam, bemerkte in einem Briefe an den damaligen Präsidenten der königl. Sozietät, Lord Morton, daß zu dieser Beobachtung wohl keine Insel leicht bequemer seyn könnte, als eine von ihm neuerlich in der Südsee entdeckte, der er den Namen: König Georg Insel gegeben hatte, und die sonst O-Taheiti hieß.

Nach genauer Erwägung der Lage dieser Insel wurde Kapitän Wallis Vorschlag genehmigt, die Anstalt zur Reise mit Eifer betrieben, und von dem berühmten Admiral, Lord Hawke, die Ausführung dieses Unternehmens dem Schiffsmeister und Landmeßer Cook, den er zu dem Ende auch zum Schiffslieutnant und

mann ist. Auf seine Vorherverkündigung gründet sich der Entwurf, wozu sich beynahe alle Europäische Höfe entschlossen, Gelehrte zur Beobachtung dieses merkwürdigen Phänomens auszusenden.

und Kommandeur des Schiffes ernannte, anvertrauet.

Und nun war Cook endlich an der Stelle, auf die er gesetzt werden mußte, um von der einen Seite der Welt mit seinen großen Talenten zu nützen, und von der andern auch von ihr dereinst die Belohnung sicherer erwarten zu können, die sie verdienten. Herr Joseph Banks, itziger Präsident der Sozietät der Wissenschaften, erbot sich aus Eifer für die Naturkunde überhaupt, und die Kräuterkunde insbesondere, die Reise mitzumachen. Er bewog den Doktor Solander, nebst verschiedenen geschickten Malern, sie ebenfalls mit anzutreten, und sein ansehnliches Vermögen setzte ihn in den Stand, die besten Bücher und Instrumente anzuschaffen, und sonst alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um die Reise zum Dienst der Wissenschaften gemeinnüziger zu machen.

Auf königlichen Schiffen ist es gewöhnlich, daß der Kapitän, dem es die Regierung vergütet, die Personen, welche sie mitschickt, und nicht eigentlich zum Schiffsetat gehören, frey beköstigte. Herr Banks aber übernahm die Verpflegung seiner eigenen Reisegesellschaft; des Astronomen Green und selbst Herrn Cooks, und zahlte demselben obendrein für den Gebrauch der Schiffscajüte und alles andern Gelaßes für sich und seine Freunde eine sehr ansehnliche Summe. — Das Schiff that die

Reise nach O=Taheiti, von welcher Doktor Hawkesworth die bekannte Beschreibung aus Cooks und Herrn Banks Handschriften herausgegeben hat.

Solche Reisen auf kleinen Schiffen im brittischen Dienst sind für den Kommandeur immer sehr vortheilhaft, weil man ihm gemeiniglich das einträgliche Amt eines Seckelmeisters (Purser) zugleich mit aufträgt. Er hat nemlich Freyheit, an fremden Orten die Bedürfniße des Schiffs einzukaufen, und die Zahlung auf die Admiralität anzuweisen. — Selbst der Einkauf von Tabak und Kleidungsstücken ist für ihn eine Quelle eines beträchtlichen Vortheils, welches alles Cook sowohl zu nutzen wuste, daß ihm diese Reise wenigstens 3 bis 4 tausend Pfund Sterling in allem eingebracht hat.

Auf O=Taheiti selbst kam ihm nun sein Umgang mit den Wilden in Kanada, Newfoundland und Labrador sehr zustatten. Er wuste mit diesen freylich gesittetern Völkern so umzugehen, daß er sich ihren Respeckt zugleich mit ihrem Zutrauen erwarb. Es kam auch unter ihm auf dieser Insel nie zu den Ausbrüchen von Grausamkeit, denen dieses wehrlose Volk so oft, ohne Noth, von den Waffen gesitteter Europäer ausgesetzt war. Der Eindruck, den dieses auf die taheitischen Einwohner machen mußte, war um so lebhafter, als

ihnen

ihnen damals noch die Beyspiele so vieler von den unter Bougainville dahin gekommenen Franzosen getödteten Mittbrüder in frischen Andenken waren.

Außer den Beobachtungen, welche der eigentliche Zweck der Reise waren, nemlich des Durchgangs der Venus durch die Sonne, und der geographischen Lage der Insel O-Taheiti, wurde dieselbe auch von Herrn Cook ganz umsegelt, und aufgenommen, so wie er auch alle die benachbarten Inseln in Charten brachte.

Auf der Reise von hieraus nach Süden entdeckte er, daß Neu-Seeland aus zwo beträchtlichen Inseln zusammengesetzt sey. Die Meerenge zwischen beyden wurde daher Cooks-Meerenge genannt. Er sah auch die ganze östliche Küste von Neuholland in einem Strich von beynahe 30 Graden Breite und entwarf darüber beßere und genauere Seecharten, als wir noch vor Kurzem kaum über einige Küsten von Europa beseßen haben. — Auf dieser Tour war es, wo sein Schiff 24 Stunden auf Corallen-Klippen hieng, und sich in einer der schrecklichsten Lagen befand, die sich bey einer solchen Reise befürchten lassen. — Man hörte während der ganzen Reise kein ängstliches Schreien und keinen Laut von Verzweiflung auf dem Schiff: man erwartete sein Schicksal

mit dem sich allen mittheilenden Muth des standhaften und unerschrockenen Mannes, der es führte.

Die Reise von Neuholland ab durch einen Strich des Meers, den vermuthlich vor ihm nie ein englisches Schiff gesehen, und den auch nur allein ein Mann wie Cook, von der Vorsichtigkeit, der brennenden Begierde nach Ruhm, und dem fast an Hartnäckigkeit gränzenden Beharren in einem einmal gefaßten Vorsatz, befahren konnte, ist unstreitig eine der glorreichsten Begebenheiten seines Lebens.

Drey Monat lang mußte er sich mit dem Senkblei in der Hand, durch eine Kette von Klippen durchtasten, die seinem Schiff jeden Augenblick den Untergang drohete. Das Senkblei wurde einmal auf einen Strich von 220 teuschen Meilen, ganz im eigentlichen Verstande jede Minute ausgeworfen; dann oft, wenn sie die fürchterlichsten Brandungen nahe vor sich sahen, konnten sie dem ungeachtet mit 120 Lachter Faden keinen Grund finden. — Jene Korallenklippen schienen also als wahrhafte Korallenzinken, wie Thüme und Mauren senkrecht aus dem Boden des Meers heraufzusteigen, an denen das Schiff in dem Augenblick zu Trümmern gehen kann, da man über einer sichern unergründlichen Tiefe zu schwimmen glaubt.

Diese Gefahren wuchsen so oft an, daß sie sogar einmal in einer Lage, die sie kurz zuvor für eine der gefährlichsten gehalten hatten, gerne wieder Schutz suchten, um nur dem augenblicklichen Untergange zu entweichen. Dabey zog ihr Schiff itzt soviel Wasser, daß nur allein Leute in ihrem Zustand, die durch soviel gegenwärtige Gefahren für jede etwas entferntere unempfindlich gemacht wurden, ruhig dabey bleiben konnten, — Indeßen wurden alle Schwürigkeiten überwunden, und Kapitän Cook entdeckte endlich die Meerenge, welche Neuholland von Neu=Guinea trennt.

So sehr sich nun auch Cooks Unternehmung einem glücklichen Ende zu nähern schien, so hätte doch der ihm nöthige lange Aufenthalt in dem ungesunden Batavia seinem Schiffsvolk, den mitreisenden Gelehrten und ihm selber tödtlich werden können. Der gröste Theil wurde von Faulfiebern und Diarheen angefallen, an denen mehrere wegstarben.

Kaum war Cook von seiner Reise zurückgekommen, so wurde er vom Lord Sandwich dem Könige vorgestellt, der ihn sehr gnädig aufnahm. Er wurde zum Kommandirenden Schiffsmeister (Master and Commander) ernannt; ein Rang, der zwischen den Lieutenant und den Kapitän fällt.

(Vielleicht steht hier, und zumal bey itziger Zeit, eine kleine Vergleichung zwischen dem Rang der See- und Landoffiziere im englischen Dienst nicht am unrechten Orte: der kommandirende Schiffsmeister hat den Rang von einem Major; so wie der Schiffslieutnant den von einem Kapitän der Landmacht. Der Seekapitän steht in den ersten 3 Jahren nach seiner Ernennung mit dem Obristlieutnant gleich; nach Verlauf dieser Zeit aber ist er soviel als Obrister. Die Kommodore sind Brigadiers. Die Rear-Admirale (Schout by Nacht) Generalmajors, und die Viceadmirale Generallieutnants. Endlich sind die Admirale der verschiedenen Flaggen den Generalen der Infanterie oder Kavallerie gleich. Ein Vice-Admiral von Großbrittanien aber dem Kommandeur en Chef aller brittischen Truppen.)

Man hatte nicht lange nach dieser Zeit vernommen, daß die Franzosen auch einige Entdeckungen gemacht hätten, und fand, als man die Seecharten untersucht, daß überall im Süden ein großes ohnerforschtes Meer übrig war, wo noch größere Länder uns unbewußt liegen könnten. Der König beschloß diesen Punkt, der Erdbeschreibung zum besten, aufklären zu laßen, und Cook wurde auch zu dieser Unternehmung wieder auserseben.

Anstatt eines Schiffs wurden aber nun zwey ausgerüstet. Das eine, welches Cook kommandiren sollte, war Anfangs zum Kohlenhandel bestimmt, wurde hierauf nach Rußland geschickt, um gegen die Türken gebraucht zu werden, kam aber von da wieder zurück, weil es in Petersburg keinen Beyfall erhielt, und nun kauft' es die Admiralität zu der neuen Reise. — Es war von 480 Tonnen, rund und stark gebaut, konnte also mehr ausstehen, als die nach Fregatten-Art, gegen den Kiel zu scharf gebauten Schiffe, und hatte außerdem viel Gelaß. Man nannte es die Resoluzion, und gab demselben oben auf dem Hinterverdecke noch eine Kammer oder Kajüte für den Kapitän, weil Herr Banks, der nebst Doktor Solander und vielen andern Gehülfen mitzugehen gedachte, die Kajüte selbst einnehmen solten.

Das andere Schiff war kleiner, von 340 Tonnen, bekam den Namen Adventure, und wurde Herrn Tobias Fourneaux als kommandirenden Schiffsmeister anvertraut.

(Dieser Herr Fourneaux hatte vorher als zweyter Lieutenant mit Kapitän Wallis schon die Reise um die Welt gemacht, und O-Taheiti besucht. Nach Cooks Zurükunft im Jahre 1775 ward er mit demselben zugleich zum Schiffskapitän ernannt, und bekam die Fregatte Sirene von 28 Kanonen zu komman-

di-

diren, die er auch nach Amerika führte. Hier hatte er das Unglück, daß sein Schiff in einem Sturm nicht weit von Rhodeisland auf Klippen gerieth und scheiterte. Ein Theil seiner Leute wurde von den Amerikanern gefangen, und viele verunglückten. Er selbst entkam in einem Boot nach Rhodeisland. Dieser Vorfall machte den braven Mann gleich Anfangs tiefsinnig, und in dem Zustande kam er zu seinen Bruder in Devonshire. Das Uibel nahm bald zu. Man brachte ihn nach London wo er sich des Raths vieler Aerzte, hauptsächlich des Dokt. Monro bediente, der in Krankheiten dieser Art vorzüglich glücklich ist. Allein es war alles vergeblich: er wurde völlig wahnwitzig zu seiner Familie nach Devonshire zurück gebracht. Dieses ist das Schicksal eines, wie alle bezeugen die ihn gekannt haben, gutmüthigen, geschickten und tapfern Mannes.)

Herr Banks mit seinen Freunden und Gehülfen gieng indeßen nicht mit. Er hatte nemlich ein Schiff verlangt, das mehrern Raum hätte, und dieses zu erhalten setzte Schwierigkeiten von allerley Art, worüber er endlich seinen Vorsaz aufgab Nun fiel die Wahl auf Herrn Doktor Forster, der den Antrag unter sehr vortheilhaften Bedingungen annahm, und sich seinen Sohn zugleich als Gehülfen und Zeichner zugesellete; und im Julius 1772 segelten beyde Schiff endlich ab.

Man hatte sich hauptsächlich mit allerley noch unversuchten Mitteln wider den Schaarbock und andere Seekrankheiten versehen, die unter allen Uibeln, die solche Reisen begleiten, doch immer die fürchterlichsten sind; allein eine Hauptursache derselben wurde durch Herrn Doktor Forster gehoben: Gleich Anfangs bemerkte er nemlich einen Geruch, wie faule Eyer, mitten im Schiffe. — Ihm, als Paßagier, war dieses neu. Er fragte also einen Matrosen, woher das komme? "Es käme vom Bilgewater„ (dem stehenden wasser im Schiffboden) antwortete der, als von etwas längst bekannten, und einer Sache, die sich nicht heben ließe. — Doktor Forster schlug, nach physischen Gründen vor, die Luft im Pumpenbrunnen ganz im Boden des Schiffs durch Feuer zu verdünnen; welches bald einen Zufluß von frischer Luft verschaffen, und dem faulen Geruch mit all seinen Folgen vorbeugen mußte. Sein Rath wurde befolgt, und die ganze Reise über verspürte man keine üble Würkung von dem Wasser im Pumpbrunnen mehr.

Man hatte 60 Faß Sauerkraut mitgenommen, davon wöchentlich dreimal ein halbes Quart auf jeden Mann ausgetheilt wurde, und weil man es an des Kapitän Tafel täglich aß, so trug der Matrose kein Bedenken, es auch zu essen, da es dann durch seine ge-

gohrne vegetabilische Säure der Fäulniß am besten widerstund; und den Schaarbock verhütete.

Doch diese Umstände, und andere, wodurch diese Reise eine der merkwürdigsten wurde, indem in den 3 Jahren, die sie gedauert, von 120 Menschen nur Einer eigentlich an einer Krankheit gestorben, sind bereits bekannt. Wäre durch diese zwote Reise auch nichts entdeckt worden, als diese Mittel dem Schaarbock auf Schiffen so kräftig zu widerstehen, so wäre diese für die Menschlichkeit so wichtige Entdeckung allein schon ein genugsamer Ersatz für alle den Aufwand von Mühe und Geld, der deswegen ist gemacht worden.

Während dieser Reise befuhr Cook das südliche große Weltmeer zwischen dem 60sten Grad südlicher Breite und dem Polarzirkel. Eine Fahrt, die wegen den beständigen Gefahren, womit sie verbunden ist, nicht leicht einem andern wieder gelingen wird. Die häufigen Scheegestöber und Nebel machen; daß man in diesen Gewässern selten über einige 100 Lachter vom Schiffe ab etwas unterscheiden kann, und daher in beständiger Gefahr schwebt, gegen einen von den so häufigen Eisbergen dieser See zu rennen, indem man nicht selten kaum soviel Zeit hat, wenn man sie erblickt, denselben noch mit dem Schiffe auszubeugen.

Allein auch die Fahrt zwischen diesen schimmernden Eilanden wurde nützlich.

Man hat vormals wohl gesagt, daß oben auf diesen ungeheuren Eismaßen stehende Seen von süßem Wasser sich befänden, die sich in Strömen und Bächen herab ins Meer ergößen, allein davon liest man nicht, daß irgend ein Schiffahrer das schwimmende Eis aufgefangen, geschmolzen, und statt süßen Wassers gebraucht habe. — Land ist innerhalb des südlichen Polarzirkels und deßen Nachbarschaft nicht gefunden worden, welches Doktor Forster als die wahrscheinliche Ursache der größern Kälte jener Gegenden angiebt.

Angemerkt zu werden verdient hier, daß Cook zuweilen 16 Wochen, ohne Land zu sehen, die See hielt, ohne die fürchterlichen Folgen des Schaarbocks zu erleben, und ohne großen gefährlichen Krankheiten mit seinem Schiffsvolk außgesetzt zu seyn; oft innerhalb 4 Wochen aus einer Kälte von + 27 Graden des fahrenheitischen Thermometers in eine Wärme von 70 lief, und also bewies, daß es hiemit auf der See auch keine schlimmere Beschaffenheit habe, als auf dem festen Lande. — So gehet um Archangel und Tobolsk das Wetter oft in wenig Wochen vom Gefrieren des Wassers zur größten Hitze über, und innerhalb 3 bis 4 Wochen nach Abschmelzung des Schnees ist das Gras schon wiedrum so hoch, daß es den Kühen an die Bäuche

reicht,

reicht, und doch sind beyde Gegenden gesund, und für so kalte Erdstriche noch sehr Volkreich.

Bisher hatte Cook auf seiner Reise immer einer guten Gesundheit genoßen; jetzt wurde er gefährlich krank, und zwar aus einer Ursache, aus welcher wohl selten Befehlshaber von Schiffen erkranken. Er wollte durchaus nicht beßer speisen, als der letzte seines Schiffsvolks. Er nahm nie Federvieh mit auf die Reise, oder er hatte deßen so wenig, daß es nicht verdient genannt zu werden. Er aß beständig das harte zähe Pöckelfleisch mit weg; allein zu letzt hielt es sein Magen nicht mehr aus. Er bekam heftige Verstopfungen und ein Gallenfieber. Lange verschwieg er sein Uibel vor den Leuten, und suchte sich durch Fasten zu heilen; allein das half nichts: er wurde immer schwächer, und konnte endlich nicht mehr aus dem Bette seyn.

Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie alles trauerte, sobald der Mann lag, der sich durch Erfahrung und Vorsicht im Seewesen, seine beständige Fürsorge und durchaus einförmiges Betragen gegen sein Schiffsvolk in eine Art von väterlichem Credit gesetzt hatte. Selbst die Ursache der Krankheit vermehrte den Antheil, den jeder an derselben nahm. Man konnte auf jedem Gesicht Besorgung und Aengstlichkeit lesen, solang er in Gefahr war. — Er hatte große Schmerzen, keine Oefnung

und keine Kräften mehr, und endlich stellte sich sogar ein gefährliches Schlucken ein, das 24 Stunden dauerte, aber endlich doch durch warme Bäder überwunden wurde. Nachdem er sich wieder etwas zu beßern anfieng, hatte man nichts, das seinem Magen hätte bekommen, und Nahrung und Kräfte geben können. — Endlich wurde ein treuer Otaheitischer Hund von Doktor Forster aufgegeben und geschlachtet, um dem Kranken Kapitän stärkende Brühen daraus zu bereiten; mit deren Hülfe man ihn auch wirklich solang hinhielt, bis man Inseln erreichte, und wieder neue Erfrischungen, Hünerfleisch und nahrhafte Früchten bekam. Den Umständen also, daß ein einziger Hund im ganzen Schiffe noch am Leben war, daß derselbe dem Kapitän aufgeopfert wurde, daß er in der vorigen Reise gelernt hatte, daß Hunde eine gute, nahrhafte und wohlschmeckende Speise geben, hatte also diesmal das Schiffsvolk das Leben seines vortreflichen Kapitäns zudanken.

Nachdem er in der Südsee zum zweytenmale sich den Wendezirkeln näherte, sah er die vom Admiral Roggewein entdeckte Paaschen- oder Oster Insel, welche auch von den Spaniern 1770 im Schiffe San Lorenzo, und der Fregatte Rosalia unter dem Befehl des Kapitän Don Felippe Gonzales besucht worden. Er fand wenig oder gar keine Erfri-

schun-

schungen, und nur schlechtes Wasser, und eilte daher nach beßeren Gegenden, nemlich nach den vom Spanier Mandana entdeckten Inseln, die derselbe Laß Marquesas de Medoza genent hatte. Er fand sie, und sah noch eine kleine Insel mehr. — Nach einem Aufenthalte von wenig Tagen gieng er zum zweytenmal nach O-Taheiti, und sah unterwegs ein paar kleine flache Inseln, die noch von wenigen waren gesehen worden. In O-Reyeda hörte er, es wären 2 Schiffe in Huaheine angekommen. Anfangs glaubte er, es wäre eine von den Einwohnern erfundene Fabel; allein am Kap erfuhr er nachgehends, daß es spanische Schiffe gewesen.

Auf der Reise nach den freundschaftlichen Inseln sah er ein paar kleine unbedeutende Eilande. In Roterdam und Namoka blieb er einige Zeit, und bald darauf sah er die vom Bougainville gesehenen und vor dem schon von Quiros entdeckten Inseln. Er fand südwestlich von denselben noch andere, denen er zusammen den Namen der neuen Hebriden beylegte.

Hierauf wurde Neu-Caledonien eine 240 engl. Seemeilen lange Insel, von ihm entdeckt, und auf dem Wege von da nach Neuseeland ein kleines wüstes Inselchen, das er der verstorbenen Herzogin von Norfolk zu Ehren die Norfolk-Insel nannte. — Von Neuseeland aus nahm er einen nie besuchten Weg über

die

die unermeßliche Südsee nach dem Kap Horn zu, und legte in 6 Wochen eine Strecke von 1500 Seemeilen zurück. Am Kap Horn fand er das schönste Wetter und hier gänzlich unerwartete Windstillen.

Der Kapitän und seine gelehrte Tischgesellschaft, die beyden Herrn Forster und Doktor Sparrmann fanden auf Tierra del Fuego zum letztenmal eine Gelegenheit durch eine sehr gefährliche Jagd dem ganzen Schiffsvolk zu frischem Fleisch zu verhelfen, und allen Gliedern dieser Gesellschaft war es eine rührende Freude, eine Menge von 120 Menschen Speisen zu verschaffen, die ihm nach dem solang ununterbrochenen Genuß des fast 3 Jahr alten Pöckelfleisches, zugleich die angenehmste Abwechslung und die gesundeste Nahrung gewährten. — Uiberhaupt verdient hier angemerkt zu werden, daß diese Tischgesellschaft auf der ganzen Reise sehr willig ihr erlegtes Federvieh mit dem übrigen Volk theilte, und die Kranken vorzüglich damit versah. Diese Sorgfalt machte den Kapitän bey seiner sonstigen Störrigkeit und oft unfreundlichem Wesen bey den Leuten sehr beliebt. Man gieng mit Muth in die größte Gefahr, und an die sauerste Arbeit bey Frost; Näße und Mangel an gesunden und nahrhaften Speisen. Die übrigen Offiziers am Bord waren nicht so gütig; sie behielten ihren Vorrath für sich.

Nach

Nach Verlassung dieser öden Gegenden, die einem ungewöhnten Aug schröcklich und grausend dünken, kamen die Inseln von Süd-Georgien und Sandwichland zum Vorschein, gegen welche selbst Staaten-Land und Tierra del Fuogo wieder Paradiese sind. Eis und Schnee bis an den Himmel aufgetürmt, und nahe an der See einige niedrige unbedeckte Klippen, wo in einer kleinen Vertiefung nur ein Gras (Dactylis glomerata) und eine südliche Pflanze (Ancistrum decumbens) kümmerlich wuchsen, und wo nur schwerfällige Pinguinen und Seelöwen (Phoca jubata) sich langsam bewegten, war alles, was das Aug erblickte.

Nun schien es wohl ausgemacht zu seyn, daß außer diesen zwey unbedeutenden Eilanden, im südlichen Weltmeere kein ander Land mehr zu finden sey. Dann man hatte nun die ganze Tour gemacht, und tiefer nach Süden einzudringen, war wegen des Eises unmöglich. Da aber noch einige Offiziere glaubten, daß doch noch da Land seyn möchte, wo Cook im Jahre 1772 das erste Eis gesehen hätte, etwas östlicher, als Bouvets vorgebliches Land, so gieng Cook, um der Verläumdung allen Weg abzuschneiden, künftig einmal Vorwürfe von Nachläßigkeit, selbst nur auf Muthmaßungen gegen ihn zu gründen, auch noch über den Strich See, wo Bouvet Land wollte gesehen haben,

aber

aber eigentlich Eis gesehen hatte. Allein man fand nun weder Eis noch Land, und wo 1772 unzählige Eismaßen herum trieben, fand man itzt auch nicht eine Scholle.

Bey seiner Ankunft am Kap konten die englischen Ostindienfahrer, die dort lagen, und die gemeiniglich eine ganze Menagerie von gemästeten sineschen Wachteln, Gänsen, Hünern u. a. m. in Käfigen mit sich führen, um ihre Pasteten damit zu füllen, nicht begreifen, daß ein Mann 28 Monat in See gewesen seyn könne, ohne auch nur einen einzigen von Europäern bewohnten Hafen besucht zu haben. Die Geschichte schien ihnen ein Roman; sie dachten, man bediente sich bloß der Freyheit der Reisenden, Unwahrheiten zu erzählen, als man ihnen sagte, man habe indeßen Seeraben, Albatroße, Sturmvögel, Pinguinen, Seebären und Seelöwen gespeißt, und mitunter auch wohl Hunde und Hayfische, und nichts konnte sie überzeugen, als die langen Gesichter, die sich am Bord fanden, und die ungeheuchelte Begier, mit welcher itzt alles verschlungen wurde.

Auch unsern Lesern, die vermutlich billiger sind, als jene Ostindienfahrer, können wir doch eine kleine Geschichte nicht verschweigen, woraus sie sehen werden, was für frisch Fleisch man zuweilen auf Cooks Schiff speiste, und was für Wild auf demselben gejagt wurde, wann es sonst keines zu jagen gab: — Ein

alter

ster Quartiermeister, Namens John Elvel, hatte eine Lieblingskatze: diese brachte ihm alle Morgen eine feine Ratte, die sie unten im Schiff fieng. Mit diesem Leckerbißen hielten es die beyden Freunde folgender Gestalt: John Elvel zog ihr das Fell ab, nahm sie aus, und briet sie. Wann alles fertig war, so erhielt die Katze erst die äusern Theile und auch wohl einige kleine Bißen vom Rumpf, und alsdann aß John Elvel das übrige.

An dem Kap sah Cook den lebhaften Kapitän Krozet, welcher den Ajax, ein Schiff im Dienst der franz. ostindischen Kompagnie führte, und mit Kapitän Marion in Neuseeland gewesen war, der das Unglück hatte, von den Einwohnern nebst 28 Seeleuten erschlagen und aufgefreßen zu werden. — Krozets freundlich gefälliges Wesen, einige gerechte Lobsprüche auf Cooks Verdienste, und eine herablaßende zuvorkommende Visite machten, daß Cook diesen Franzosen lieb gewann, und ihn nebst seiner ganzen Menge von Offizieren zu Gast bat,

Eine kurze Zeit nach seiner Zurückkunft wurde Cook nunmehr zum wirklichen Kapitän der Flotte erhoben, und bekam eine Stelle beym Hospital zu Greenwich, wo er nun sein übriges Leben in Ruhe zuzubringen hofte. Allein während Cooks Abwesenheit hatte man auch eine Unternehmung zur Erforschung der

nord-

nördlichen polarischen Gewäßer angestellt, in welcher Kapitän Philipps, (itziger Lord Mulgrave) wie man weiß, nicht sehr glücklich war. Herr Daines Barrington, Bruder des Lords und Admiral gleichen Namens, hatte in einer kleinen Schrift Zeugniße gesammelt, die beweisen sollten, daß vordem Schiffe viel weiter nach Norden gedrungen, als Lord Mulgrave, und selbst dem Pole nahe gekommen seyen: Diese Schrift wurde durch Partheygeist von den Transakzionen ausgeschloßen. Barrington ließ sie besonders drucken, mit neuen Zusätzen. Er wollte sich rächen, und suchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsakte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee ins atlantische Meer finden würde, eine Belohnung von 20000 Pf. Sterl. gegeben werden sollte, und noch 5000 mehr, falls er sich bis auf Einen Grad dem Nordpool nähern würde. — Nun schlug Barrington abermals den Kapitän Cook zu dieser Expedizion vor, auf welcher man den bekannten *Omai* nach *O-Taheiti* zurück zubringen, und alsdenn die Durchfahrt zwischen Asien und Amerika ausfindig machen sollte.

Der Ehrgeitz, die Beharrlichkeit und Gewinsucht des Kapitän Cook waren Herrn Daines Barrington eben soviel Triebfedern, von denen er sich den glücklichsten Ausgang versprach, wann die Sache nur irgend möglich

wäre.

wäre. Zwey Schiffe wurden ausgerüstet, die alte Resolution unter Cooks Kommando, (die er sich ausdrücklich zu dieser Reise wieder ausbat) und ein neues Schiff, die Discovery, welches dem Kapitän Clerke anvertraut wurde, der nunmehr seine vierte Reise um die Welt antrat. — Im Julius 1776. stachen sie in See, und am 9 November deßelben Jahrs verließen sie das Kap der guten Hoffnung. Vom Kap gieng man gerade aus, um die von Kapitän Marion und Kerguelen entdeckten Inseln zu untersuchen. Kapitän Cook zweifelte an der Richtigkeit der Entdeckung, und hielt das Ganze für eine französische Erfindung. Die beyden Herrn Forster hingegen waren aus des Kapitän Krozet Munde überzeugt worden, daß er und Kerguelen das Land wirklich gesehen hatten. — Cook fand es auch, und gieng von da nach Neuholland, Neuseeland, und den Sozietätsinseln, wo er den Omai auf Huaheine absetzte. — Omai wurde mit einem allgemeinen Freudengeschrey seiner Landsleute empfangen, und man fand nicht, daß sie ihn seiner Reisen und Vorzüge wegen beneidet hätten, wenigstens nicht während Cooks Gegenwart.

(Die Ursache hievon erklärt eine englische Zeitung, die Evidence, VIII. Stück, Julii 1776. auf folgende Art: " Heute geht Omai nach Plymouth, um mit Kapitän Cook und Clerke wieder in sein Vaterland zurück zu keh-

kehren. Sie sollten nur sehen, was alles aus dem Menschen gemacht ist. Ein Lehrer guter Sitten, gesunder Vernunft und brauchbarer Künste für seine Landesleute ein Mann der mit den gesammelten nützlichen, Wissenschaften beladen unter seine unwißenden, gutherzigen Landesleute zurückkehren, und von ihnen mit eben der Ehrfurcht angesehen werden wird, wie die ersten Yncas der Peruaner für Abkömmlinge der Sonne, gehalten wurden, der der Südsee unvergeßlicher werden wird, als je ein Kadmus, Theseus, Herkules oder Zoroaster waren. — Ja, Freund, das alles hätte er werden können, solle und müßen. Aber er fiel in die Hände gewißer Leute, welche ihn in die große Welt einführten, und ihn alles lehrten, was ihn hier zu einem artigen Mackarone und in O-Taheiti unnüz und verächtlich, kurz auf immer unglücklich machen muß. — Er weiß einen artigen Reverenz zu machen, mit Anstand zu eßen, Thee und Wein einzuschenken, ein Jagdpferd zu reiten, in Gesellschaft von Damen ehrerbietig, und unter Mannspersonen ausschweifend und indiskret zu seyn. Von Religion, Sitten, Künsten nicht das mindeste. Alle Narrheiten und Ausschweifungen von ganz Europa, das ist, die Ausschweifungen von London, hat er im höchsten Grad mitgemacht, und soviel Geschmack daran gefunden, daß er im höchsten Grad davon erzählen wird.

Er

Er freuet sich über alles, wie ein Kind, und plaudert von allem wie ein Kind. Er hat alle Taschen voll Uhren, Ringe, Tabattiern, Porträts von Damen, Etuits, einige große Kisten voll Spiel und Puppenzeug, eine Harpfe, eine Elektrisirmaschine, Feuerwerke, kurz, tausend Dinge, die den erwachsenen Kindern in O-Taheiti Freude und Erstaunen machen, aber keinen Nutzen bringen werden. Er scheint nicht ungern zurück zu gehen; das ist aber die Empfindung eines Kindes, das nur seine Puppen und neue Kleider zeigen will. Er nahm mit Thränen Abschied. " Soweit die Evidence.)

In O-Taheiti ließ er die am Kap eingenommenen Thiere, einen Ochsen und einige Kühe, einen Hengst und einige Stutten, ein paar Schaafböcke und einige Mutterschaafe, einen Pfau und einige Pfauhennen &c. zugleich mit einigen Muskatnußbäumen, die er von Neuholland mitgebracht hatte. — Als die großen Thiere aus Cooks Schiffe hervorkamen, so sollen sie von den Einwohnern fast angebetet worden seyn. Es wurden auch welche unter den übrigen Inseln vertheilt. — Gegen Ende des Jahrs segelte er nordwärts; erreichte im März des folgenden die Küste von Amerika, und lief da etwas nordwärts von dem Ort, wo man auf den Charten Aquilar findet, ein, um sein stark beschädigtes Schiff auszubeßern. — Von da segelte er, nachdem er viele Stür-

me überstanden, längst der Küste von Amerika hinauf, und verbeßerte manchen Fehler der bisherigen Charten, die ihn überhaupt oft verführt hatten, fand auch die Meerenge, die Amerika von Asien trennt, würklich, und fuhr durch dieselbe hin. Diese Meerenge hieß sonst die Straße Anian, ist aber nunmehr von Herrn Dokter Büsching ebenfalls Cooks Meerenge genannt worden.

Nach dem Durchgang durch dieselbe folgte er immer der Küste von Amerika, die sich nun nach Nord-Osten zog, und zweifelte nicht mehr, daß er nicht das Ziel seiner Wünsche erreicht haben sollte. Allein im August 1778. wurde er in einer Breite von 70 Grad 45 Min. und 198 Grad Länge von Greenwich so plötzlich vom Eise umgeben, daß er Gefahr lief, von demselben gar eingeschloßen zu werden. Er machte sich aber doch loß, und weil er hier keinen Ausgang sah, auch Land gegen den Pol zu vermuthete, wodurch das Eis seine Festigkeit erhielt, so gieng er nun nach der asiatischen Seite, um sein Glück längs der Küste von Sibirien zu versuchen. Allein es glückte ihm da eben so wenig, und er mußte wieder nach der Straße zurück, wobey er unterwegs bemerkte, daß beyde Endtheile in dieser Gegend ein niedriges nackendes Land zeigten, und daß die See zwischer ihnen und nordwärts von der Straße nicht tief sey.

Auf

Auf einer Tour von der Insel Unalaschka südwärts traf er unter dem 200ten Grad östlicher Länge von Greenwich und dem 22ten nördlicher Breite auf einen Archipelagus von Inseln, davon eine auf der anvillschen Charte des Globus als das von Mandana gesehene Land angegeben wird. Und nun muß man erstaunen; es waren Leute, welche an Farbe, Leibesgestalt, Hauptzügen des Gesichts, Sitten und Sprache mit den Einwohnern von O-Taheiti übereinkommen. Soviel man also nun weiß, so ist diese Sprache von Neuseeland bis zur Oster-Insel und von Horn-Island bis zu diesen Inseln ausgebreitet. Ja auf den Ladronesinseln finden sich Spuren, so wie im Malaischen. Ein erstaunliches Räthsel für den Forscher der Weltgeschichte, wenn man bedenkt, was für eine schlechte Verbindung die erbärmlichen Fahrzeuge jener Menschen zwischen so entfernten Ländern abgeben.

Auf einer dieser Insel, O-Why-he ankerte er in einem Meerbusen, und wurde von den Einwohnern fast göttlich verehrt, und mit allen Erfrischungen, die sie hatten, im Uiberfluß versorgt. — Bald nachdem er diese Insel verlaßen hatte, nöthigte ihn ein heftiger Windstoß, worinn sein Vordermast platzte, wieder nach derselben zurück zu kehren. Nun fand er die Einwohner sehr verändert und sehr viel diebischer als vorher. Sie raubten ihm

endlich sogar ein Boot. Als er nun, dieses zurück zu fordern, sich nach ihrem Oberhaupte hinbegab, übernahm ihn bey einer frechen Begegnung eines der umstehenden Wilden seine Hitze, und er gab Feuer auf ihn. Allein der Blitz der ohnehin schon nicht mehr gefürchteten Gottheit schadete nun auch nicht einmal. Man fiel über ihn her, und — Cook wurde mit vier seiner Leute am 14 Februar 1779. erschlagen.

So starb einer der größten Weltumsegler, wo nicht der größte unter allen, und einer der berühmtesten Männer mitten nnter den Bemühungen, seinem Ruhm noch zuzusetzen, was ihm nur allein noch zugesetzt werden konnte — nemlich, da er die Durchfahrt aus dem stillen Meer in das atlantische suchte. — Die Beynahmen, die wir ihm hie gegeben haben, wird ihm niemand streitig machen, der bedenkt, daß außer ihm nie ein Mann in die beyden Polarzirkel der Erde eingedrungen; daß er dreymal innerhalb des südlichen gewesen, den noch kein Mensch, von dem wir wißen, je überschritten hat; daß er der erste war, der die Welt von Osten nach Westen umschifft, und dieses sogar einmal in einer südlichen Breite, die man für fast unschiffbar gehalten; daß er die südlichsten Länder der Welt zu erst gesehen, und überhaupt die allgemeine Geographie mit einer Menge von Entdeckungeu bereichert hat, die gewiß für unser Zeitalter, da weitläuftige

se-

feste Länder nicht mehr zu entdecken stehen, groß sind.

Cook war ein dürrer hagerer Mann, von breiten Schultern, starkem gesunden Knochenbau, und wenigstens 5 Fuß 11 Zoll bis 6 Fuß lang. Er gieng, wie alle Seefahrer von beträchtlicher Leibeslänge, stark gebückt, um nicht an die Kajütendecke zu stoßen; er war lang gespalten, und daher seine Schritte, selbst im Vergleich mit seinem Körper, groß. — Die Stirnhöle und Augenbraunen waren groß und stark, die Nase lang und dick, und seine grauen und kleinen Augen scharfblickend, aber nicht lebhaft. Der herrschende Karakter seines Gesichts aber war ein finsteres, störrisches, zurückhaltendes Wesen, deßen Ausdruck durch die überhangende Oberlippe sehr verstärkt wurde.

In seinem Umgange war er daher nicht der angenehmste Mann. Feinheit, Artigkeit, Wiz und eine gewiße Kultur, die nöthig sind, in Gesellschaft zu gefallen, fehlten ihm gänzlich. Er war meistens in einer Art von mürrischer Zurückhaltung wie vergraben. Man hat ihn auf einer Reise von 3 Jahren ein einzigsmal für sich singen und einmal pfeifen gehört. — Er konnte mit 4 Personen auf dem Schiffe tagelang umgehen, frühstücken, zu Mittag speisen, und zu Abend Punsch trinken, ohne mehr als guten Morgen zu sagen, und seine gewöhnliche Gesundheiten: der König! —

Lord Sandwich! — die Marine! — Alle guten Freunde! auszubringen. Jedoch, wann er sonst die ganze Woche nicht gesprochen hatte, pflegte er sich zuweilen Sonnabends Abends beym Glase Punsch etwas zu erheitern, und ließ sich sogar bis auf Vademekums Geschichtchen herab. — Uibrigens war er enthaltsam, und man kann von ihm im strengsten Verstande sagen: er liebte weder den Wein, noch das Frauenzimmer. In Ansehung seiner Religion schien er ein von allem Aberglauben gänzlich entfernter Mann zu seyn.

In Gefahren hatte er beydes, Vorsicht und Muth: nur will man oft nicht genug entschloßene Kühle an ihm bemerkt haben. Er stampfte und tobte, und folgte dann oft dem fragweise gegebenen, obgleich sich selbst widersprechenden Rathe seiner Offizire. Oft übernahm ihn auch die Hitze. Wir haben davon zwey Beyspiele gesehen, eines zu Batavia (wo er einen auf sein Schiff sich retirirten holländischen Matrosen, der ein Engländer von Geburt war, gegen 5 Holländer vertheidigte, und sie mit dem Degen in der Hand in die Flucht jagte) und eines auf O-Why-he, worüber er das Leben verlor. Hier ist noch ein drittes, wobey er doch vieleicht noch die meiste Entschuldigung verdient:

In Batavia wird, fast nach morgenländischer Art, dem General-Gouvernör sehr gro-

große Ehrerbietung bewiesen, und die Glieder des hohen Raths haben gleichfalls einen gewißen Theil an diesen Ehrenbezeigungen. Die in Kutschen in der Stadt fahrenden müßen nemlich allemal an den Seiten der Straße still halten, wann ein Edle Heer vom Rath angefahren kommt, und jeder muß vor dem General-Gouvernör aus der Kutsche steigen. — Die Kutscher und Bedienten im Lande sind deßen so gewohnt, daß nichts als die größten Drohungen oder Todesgefahr sie von diesem Gebrauche abbringen kann, und sie wollen, daß alle Fremde mitmachen, was die zu Batavia wohnenden Bürger zu thun verbunden sind. — Der Kutscher, den Cook gemiethet hatte, sah die Kutscher eines Herrn vom Rath anfahren kommen. Er wollte, nach Gewohnheit an der Seite stille halten. Cook wollte, er sollte weiter fahren, allein der Kutscher bestund darauf, es sey nicht recht. Kaum hörte Cook diese Worte, als er den Degen zog, und denselben unter der ernstlichen Bedrohung, ihn augenblicklich durchzurennen, zwang, weitzufahren. Es geschah, und er hatte auch diesmal, mit Glück, seinen Rechten eines brittischen Unterthanen und königlichen Offiziers nichts vergeben.

Arbeitsam war er im höchsten Grad, und in allem was er unternahm, beharrlich bis zum Eigensinn. — Ehrgeiz und Begierde nach Glück und Reichthum (so sollte man wohl den Geitz

nennen, wenn er bey vieler wahrer Ehrbegierde stehet) waren wohl die Haupttriebfedern seiner Handlungen. Es konnte auch nicht fehlen, die Art wie er sich gehoben hatte, nemlich blos durch eigenes Verdienst auf einer Laufbahn, wo er lang sich genöthigt sah, sparsam zu leben, mußte endlich den Hang bey ihm wirken einen etwas zu hohen Werth auf das Geld zu setzen. — Seiner Wittwe (welcher man ein Gnadengehalt von 1200 Thalern jährlich verwilligt hat) hinterläßt er ein Vermögen von fast 70,000 Thalern.

Als Seefahrer betrachtet, war er von der Natur zu Entdeckungsreisen, wie bestimmt; und der Mann, der ihm dem Lord Hawke zu erst vorschlug, hat gewiß ein großes Verdienst, weil es scheint, daß sich sein Vorschlag auf die genaueste Kenntniß des Karakterts und der Talente des Kapitän Cook gegründet habe. Den unsterblichen Ruhm, den England bey der Nachwelt dieser Reisen wegen haben wird, hat es dieser glücklichen Wahl allein zu danken. —

Cook hinterließ 3 Söhne, einen von 17. einen von 15 und einen von 4 Jahren. Den ältesten wollte er mit auf die Reise nehmen, er änderte aber seinen Vorsatz. Dieser ist vor ein paar Jahren bereits als Midshipmann in die Flotte aufgenommen worden. Der zweite ist mit Kommodore Walsingham nach

West-

Westindien gegangen. — Sein Vater ist erst verstorben und eine seiner Schwestern starb erst während seiner Abwesenheit.

Die königliche Sozietät in London hat seinem Andenken zu Ehren eine Medaille, in der größe einer englischen Krone, schlagen laßen, welche aber nur die Mitglieder derselben erhalten. Sechs in Gold ausgenommen wovon eine für den König, eine für die Königin, eine für die rußische Kaiserin, wegen des freundschaftlichen Beystands, den man den Schiffen in dem Hafen Awatscha, oder St. Peter und Paul, geleistet, eine für den König v. Frankreich, wegen des an seine Schiffe ertheilten Befehls: den Kapitän Cook, falls er ihnen während des Kriegs aufstoßen sollte, als einem Freunde zu begegnen; eine für den Herzog von Croy, der dem König deshalb den ersten Vorschlag gethan, und endlich eine für die Wittwe des Kapitän Cook selbst bestimmt worden.

Die von Cook hinterlaßenen, und von ihm auf dieser Reise gesammelten Seltenheiten, in Waffen, Kleidungen, Werkzeugen, Federn, Gefäßen von Pflaumrinde ꝛc. ꝛc. sind durch den Kapitän Clerke, seinem Reisegefährten, ebenfalls aus Dankbarkeit für den während ihrem Aufenthalt in dem Hafen St. Peter und Paul genoßenen rußischen Schutz, Gefälligkei-

und Beystand, der rußisch-kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg verehrt, und zu dem Ende dem in Kamtschatka auf Kommando stehenden rußischen Major von Böhm zugeschickt worden.

* * *
* *

II.

Crichton. *)

Mit dem Zunamen: der Bewunderungswürdige.

Alle Nazionen haben die Staatsklugheit gehabt, durch öffentliche Denkmale das Andenken derer zu verewigen, die durch große Thaten ihrem Vaterlande Dienste geleistet haben. Man hat eben so gute Ursache die Namen derer zu erhalten, oder ihr Andenken zu erneuern, die durch außerordentliche Fähigkeiten der Menschheit Ehre gebracht haben. Dadurch kann ebenfalls eine edle Nacheiferung erweckt werden, und die Wißbegirde eines Weltweisen kann durch das Verzeichniß der Werke eines Boyle, Bacon, Leibniz, Grotius u. s. w. eben so entflammt werden, als Themistokles durch die Siege eines Miltiades dahin gerißen ward. —

Un-

*) The Adventurer 81 Stück.

Unter den Günstlingen der Natur, die von Zeit zu Zeit in der Welt erschienen sind, und mit mannigfaltigen Gaben und entgegen gesetzten erhabenen Fähigkeiten versehen waren, scheinen wenige über das allgemeine Looß der Menschen mehr erhoben gewesen zu seyn, als der Mann, der vor ungefähr 2 Jahrhunderten unter der Benennung des bewundernswürdigen Crichtons bekannt war. — Er hieß eigentlich Jakob Crichton von Clunie in Pertshire, war ein Sohn des Robert Crichton von Clunie, aus einer sehr alten Familie; und war auf seinem väterlichen Erbgute Clunie im Jahre 1551 gebohren. — Wenn man auch von seiner Lebensgeschichte das abzieht, was allen Glauben zu übertreffen scheint, so bleibt doch noch genug übrig, was zuverläßig bestätigt ist, und ihn unter die Wunder der Welt stellen kann. —

Tugend in einem schönen Leibe, sagt Virgil, ist desto angenehmer. Crichtons Person war sehr schön, und die Schönheit seines Körpers war mit so vieler Stärke und Thätigkeit verbunden, daß er auf der Fechtschule mit einem Ansatze zwanzig Schuhe weit auf seinen Gegner zusprang, und in beyden Händen den Degen mit solcher Geschicklichkeit und Nachdruck führte, daß kaum jemand Muth genug hatte, sich mit ihm einzulaßen.

Nach-

Nachdem er zu St. Andrews in Schottland den Wissenschaften obgelegen hatte, kam er in seinem 21sten Jahre nach Paris, und schlug an das Kollegium Navarra eine Art von Ausforderung an, wodurch er die Gelehrten dieser Universität einlud, an einem bestimmten Tage mit ihm zu disputiren, wobey er seinen Gegnern, sie mochten seyn, wer sie wollten, freyließ, unter zehn Sprachen, und aus allen Fakultäten und Wissenschaften sich diejenige zu wählen, die ihnen beliebte. An dem bestimmten Tage versammelten sich über 3000 Zuhörer, da vier Doktoren der Kirche, und 50 Meister der freyen Künste gegen ihn aufstanden; und einer seiner Gegner gesteht, daß die Doktores widerlegt worden sind, daß er Beweise seiner Gelehrsamkeit abgelegt, die über alle menschliche Kräfte sind, und daß jeder anderer volle hundert Jahr zubringen könnte, und doch seine Gelehrsamkeit nicht erlangen würde. — Nachdem die Disputazion 9 Stunden gedauert hatte, überreichten ihm der Präsident und die Profeßoren einen Diamant, nebst einem Beutel mit Golde, und entließen ihn mit wiederholten Zurufen.

Von Paris begab er sich nach Rom, wo er eine ähnliche Ausforderung anschlug, und in Gegenwart des Pabstes und der Kardinäle eben so glücklich davon kam. — Nachgehends machte er in Venedig Bekanntschaft mit Aldus

Ma-

Manutius, der ihn bey den Gelehrten dieser Stadt einführte; hierauf besuchte er Padua, wo er sich wieder in eine öffentliche Disputazion einließ, die er mit einem Gedichte aus dem Stegreife über das Lob der Stadt und die gegenwärtige Versammlung anfieng, und mit einer, ebenfalls unvorbereiteten Rede zum Lobe der Unwißenheit, endigte.

Nachgehends machte er ein andere Ausforderung bekannt, in der er sich bereit erklärte, die Irrthümer des Aristoteles und aller seiner Ausleger, entweder in der gewöhnlichen Form der Logik, oder in irgend einer Versart, die seine Gegner unter hunderten erwählen sollten, an den Tag zu bringen.

So erstaunend diese Gelehrsamkeit auch war, so hatte er sie doch nicht auf Kosten eines der gewöhnlichen Vergnügen der Jugend erlernet; und eben so wenig hatte er unterlaßen, sich auf die Wissenschaften zu legen, die einen Edelmann zur Zierde dienen. Die Zeichen- und Malerkunst trieb er in großer Vollkommenheit; er war ein vortreflicher Sänger, und spielte musikalische Instrumente mit großer Fertigkeit, er tanzte mit ungemeiner Annehmlichkeit; und den Tag nach seiner Disputazion in Paris zeigte er seine Geschicklichkeit zu Pferde vor dem ganzen französischen Hofe, denn bey dem öffentlichen Lanzenrennen

trug

trug er 15 mal hintereinander den Ring mit der Lanze davon.

Auch in den häuslichen Spielen von minderer Wichtigkeit und Ruhm war er sehr geschickt, und in der Zwischenzeit zwischen seiner Ausforderung und Disputazion zu Paris, brachte er soviel Zeit mit Würfeln, Ballschlagen und andern Spielen zu, daß an das Thor der Sorbonne ein Pasquil angeschlagen ward, daß diejenigen, die dies Wunder der Gelehrsamkeit sehen wollten, es in der Schenke finden könnten.

Er besaß eine so weitläuffige Kenntniß der Lebensart und Sitten der Menschen, daß er in einer Komödie, die er selbst verfertigt hatte, und die vor dem Hofe zu Mantua aufgeführt ward, 15 verschiedene Karaktere, wie man sagt, vorstellte; worinn es ihm gar nicht schwer werden konnte, glücklich fortzukommen, indem er ein so starkes Gedächtniß hatte, daß er eine Rede von einer Stunde, die er angehört, ganz genau wiederholen, und bey der Wiederholung alle Töne und Gebärden bey jedem Worte dem Redner nachmachen konnte.

Seine Geschicklichkit in den Waffen war auch nicht geringer, als seine Gelehrsamkeit, noch sein Muth geringer, als seine Geschicklichkeit. Es befand sich in Mantua ein Preisfechter, der die ganze Welt durchreisete, und nach der damaligen barbarischen Sitte,

als

als allgemeiner Herausforderer, die berühmtesten Fechtmeister in vielen Ländern von Europa erlegt, auch in Mantua, wo er sich aufhielt, dreye, die gegen ihr auftraten, getödtet hatte. — Den Herzog gereuete es, daß er ihn in Schutz genommen, als Crichton, der sein blutiges Glück mit Widerwillen betrachtete, sich erbot, gegen ihn aufzutreten, wenn 1500 Pistolen aufgesetzt würden. Der Herzog willigte drein, wiewohl ungern; und an dem bestimmten Tage erschienen die Streitenden auf dem Platze. Sie scheinen bloß Rappiere gehabt zu haben, welches damals Waffen waren, die man eben in Italien einzuführen anfieng. Der Preisfechter kam mit großer Heftigkeit und Trotz auf Crichton los, der sich ganz ruhig begnügte, seinen Stand zu behaupten, und ließ den andern seine Kräfte durch seine eigene Wuth erschöpfen. Darauf fiel er über den Fechter an, und mit solcher Gewalt und Behendigkeit auf ihn zu, daß er ihn dreymal durch den Leib lief, und seinen Geist aufgeben sah.

Ich möchte den Tod dieses wundervollen Mannes gern verhelen, wenn ich nicht wüßte, daß jeder Leser begierig seyn wird, nach dieser tödtlichen Stunde zu fragen, die allen menschlichen Wesen gemein ist, ob sie gleich bey einem jeden der Natur oder Glücke nach verschieden ist.

Der Herzog von Mantua, der so viele Proben seiner mannigfaltigen Verdienste hatte, machte ihn zum Hofmeister bey seinem Sohne Vinzenz di Gonzaga, einem Prinzen von übeln Sitten und unruhiger Gemüthsart. Es war bey dieser Gelegenheit, als er in der Komödie, die er verfertigt hatte, so viele verschiedene Karaktere mit genauer Eigenheit vorstellte. Als er aber in einer Nacht zur Karnevalszeit mit seiner Zitter durch die Straßen strich, ward er von sechs maskirten Leuten angegriffen. In dieser Noth verließ ihn weder sein Muth, noch seine Geschicklichkeit. Er widersetzte sich seinen Angreifern mit solcher Tapferkeit und Thätigkeit, daß er sie bald auseinander jagte, und ihren Anführer entwafnete; der seine Maske abzog, und der Prinz, sein Lehrling, war. Crichton fiel auf seine Knie nieder, faßte seinen Degen bey der Spitze, und überreichte ihn dem Prinzen, der ihn auch sogleich ergriefft, und ihm denselben durchs Herz stieß, wie einige sagen aus Eifersucht, nach anderer Vorgeben aber bloß in trunkenem Muth und grimmiger Wuth. Dies geschah im Jahr 1583.

So ward der bewundernswürdige Crichton in diesen Zustand versetzt, in welchem er vor den geringsten unter den Menschen, nur durch einige wenige leere Ehrenbezeigungen, einen Vorzug erhalten konnte. Der mantuani-

nische Hof bezeigte seine Achtung gegen ihn durch eine öffentliche Trauer; die gleichzeitigen schönen Geister verschwendeten ihre Lobsprüche an ihn, und die Palläste in Italien wurden mit seinem Bildniße geziert, auf welchen er zu Pferde vorgestellt war, mit einer Lanze in einer Hand, und einem Buch in der andern.

III.

Nikole.

Francois Nikole ward den 23 Dezember 1683 zu Paris gebohren. Seine Neigung und sein Geschick zur Mathematick zeigte sich so frühzeitig, daß der Abt Gamaches darüber erstaunte, und ihn mit dem Herrn Montmort, Mitgliede der französischen Akademie, bekannt machte, der ihn zu sich nahm, und aus einem Schüler sich bald einen Gefährten und Gehülfen in den schwersten Untersuchungen erzog.

Sein erstes Werk, wodurch er sich der Akademie bekannt machte, war ein Versuch über die Radlinien, welchen er im Jahre 1706 übergab; und sich dadurch die Stelle eines Eleven im folgenden Jahr erwarb. — Er gab darauf ein Werk von den Radlinien selbst heraus; worinn er alle Arten dieser Linien sehr allgemein betrachtet, unter deren Menge die-

jenige, die Huyghens soviel Ehre macht, fast verschwindet.

Uiberhaupt war sein Geschmack gänzlich für die allgemeinen Theorien: So hat er eine Methode angegeben, die krummen Linien zu bestimmen, die eine unendliche Menge anderer, der Lage nach gegebenen Linien unter einerley Winkel schneiden.

Im Jahr 1717 fieng er an, die Rechnung mit den endlichen Differenzialen auszuarbeiten, welche er 1723 und 1724 fortsetzte; eine Rechnung die damals neu war, und wovon Taylor nur einigen Anfang gemacht hatte.— In seinem Buche von den Linien der dritten Ordnung hat er eine sehr artige Konstrukzion eines Körpers angegeben, woraus diese Linien, deren Anzahl sonst beträchtlich, und deren Figur oft sehr wunderbar ist, auf eben die Art, wie die Linien der zweiten Art aus dem Kegel, können geschnitten werden.

Von seiner Denkungsart kann folgender Zug zur Probe dienen: Einer, Namens Machulon, aus Lyon, glaubte, die Quadratur des Zirkels so gewiß erfunden zu haben, daß er für diejenigen, der ihm einen Fehlschluß in seinem Beweise zeigen würde, 3000 Livres gerichtlich niederlegte. — Nikole that es, und ob er gleich nicht reich war, so war er doch zufrieden, nur gewonnen zu haben, und vermachte die Summe an das Armenhaus zu

Ly=

Lyon, welches sie auch würklich bekam. — Er hat bey dieser Gelegenheit Tafeln für Polygone um und in dem Zirkel ausgerechnet, die bis 393216 Seiten haben, wodurch jede angebliche Quadratur des Zirkels gleich geprüft werden kann.

Die bekannte Schwierigkeit bei den Wurzeln der Gleichungen vom dritten Grade beschäftigte ihn im Jahre 1741, 1743 und 1744. wovon man ihm verschiedene Erläuterungen und die Auflösung vieler Fälle, wenn gleich nicht aller, schuldig ist. — Die Berechnung der Wahrscheinlichkeiten im Spiel machte er im Jahr 1730 bekannt, worinn er ohne Zweifel durch seinen Umgang mit Herrn Montmort auf verschiedenes geleitet ist.

Sonst war er ein angenehmer liebenswürdiger Mann im Umgange, und stand mit den vornehmsten Personen in Verbindung, jedoch beym Frauenzimmer wußte er sich, wie die mehresten Gelehrten von Profeßion nicht so gut zu schicken, als bey seines Gleichen, welches er bey folgender Gelegenheit bewieß: Eine Dame, die aufrichtig fromm war, trug Verlangen, mit ihm Bekanntschaft zu machen. Sie ersuchte daher ihren Freund, ihn zu bewegen, daß er sie besuchte, und Abends bey ihr zur Tafel bliebe. Er kam, und da der gute Nikole vieleicht in seinem ganzen Leben nie keine so vortrefliche Mahlzeit genoßen, und soviele

Champagner-Wein getrunken hatte, so wurde er so zärtlich, das er der Dame beym Abschiede das artige Kompliment machte; " Madame! wie gerührt bin ich von Ihrer Güte und Höflichkeit! Nein, niemand ist so gnädig, wie Sie. Gewiß, Sie sind in allen Stücken liebenswürdig, und man kann sich nicht enthalten, Ihre Reitze, und besonders Ihre schönen kleinen Augen zu bewundern. "

Der Freund, der mehr Welt hatte, ermangelte nicht, so bald sie auf der Treppe waren, seinem Freunde seine Einfalt zu verweisen. Wie, sagte er zu ihm, wißen Sie nicht, daß die Damen keine kleinen Augen haben wollen? Wenn Sie ihr etwas schmeichelhaftes hierüber hätten sagen wollen, so hätten Sie ihr sollen zu erkennen geben, daß sie schöne große Augen hätte. „ — „ Glauben Sie dieses, mein Herr? „ — „ Ob ichs glaube? Ohne Zweifel „ — „ O wie beschämt bin ich über meine Dummheit! aber ich will sogleich, alles wieder gut machen. " —

Mit diesen Worten kehrte Herrn Nikole zurück, ohne daß ihn der Freund halten konnte, um der Dame seine Entschuldigung zu machen. „ Ach Madame! redet er sie ganz demüthig an, Vergeben Sie mir den Fehler, den ich gegen eine so liebenswürdige Person, wie Sie sind, begangen habe. Mein würdiger Mentor, der höflicher ist, als ich, hat mich beßer

un-

unterrichtet; in der That, ich sehe, daß ich mich geirret habe; denn Sie haben schöne große Augen, eine große Nase, einen großen Mund, und auch einen großen Fuß" —

Wie drollicht! als ob, wenn schöne Augen, als groß zu loben, auch alles übrige Große an einem Frauenzimmer als schön zu loben wäre! —

Er war übrigens immer gesund gewesen, bekam aber 1757 geschwollene Beine, wozu die Rose und andere Umstände sich fügten, so daß er am 9ten Jenner 1758 starb.

* * * * *
**

IV.

Bouguer.

Peter Bouguer, königl. Professor der Hydrographie, ward zu Croisic in Niederbretagne, wo sein Vater, Johann Bouguer, ebenfalls Professor der Hydrographie war, den 1ten Februar 1698 gebohren. — Sein Vater war ein sehr geschickter Mann, und hatte auch einen Traité complet de Navigation geschrieben: ein Buch, das seinen Titel damals wohl verdiente, ob es gleich nur ein mäßiger Quartband ist.

Alles was der junge Bouguer in seiner Jugend hörte und sahe, war Mathematick; seine Spiele wurden sein Unterricht, ein Um-

stand, der seine großen Talente fruhzeitig entwickeln half. — Wie er noch in Quinta bey den Jesuiten war; wollte sein Lehrer, der ihn wegen seiner Geschicklichkeit in der Mathematick hatte rühmen hören, sich davon selbst überzeugen, und fand ihn so, daß er sich von seinem Schüler Unterricht in dieser Wissenschaft ausbat.

Zwey Jahre nachher gab er eine neue Probe von seiner Geschicklichkeit. Ein Profeßor der Mathematick hatte einen unrichtigen Satz behauptet; der junge Bouguer widersprach ihm, und war kühn genug, eine Ausfoderung zu einer öffentlichen Uutersuchung anzunehmen. Er erhielt auch den Sieg, und machte seinen Gegner so beschämt, daß er aus der dasigen Gegend verschwand.

Sein Vater starb, ehe er sein studiren geendigt hatte, und er suchte deßen Stelle wieder zu erhalten. Doch der Pater Aubert, der ihn examiniren sollte, stieß sich so sehr an seiner Jugend, daß er ihn fast nicht einmal hören wollte. — Allein der junge Kandidat antwortete mit solcher Geschicklichkeit auf die vorgelegte Frage, daß er aus dem Examen mit Lobsprüchen überhäuft zurück kam, und die Stelle erhielt. — Er war damals 15 Jahr alt, und hatte fast mit lauter Leuten zu thun, die älter waren als er, doch wußte er durch seine Gefälligkeit, Anstand und Deutlichkeit

im

im Vortrage sich bald aller Hochachtung, Freundschaft und Ehrerbietung zu erwerben.

Der Pater Reyneou hatte ihn zu Angers kennen gelernt, und seine Schrift von der Bemastung der Schiffe gesehen. Er schlug dem Herrn von Mairan vor, diese Materie zum Preise für das Jahr 1727 aufzugeben. — Bouguer erhielt den Preis, und zween andere, über die beste Art, die Höhe der Sterne zur See zu beobachten, im Jahre 1729, und über die beste Art, die Abweichung der Magnetnadel zur See zu beobachten, im Jahre 1731.— Sein Essai d'optique sur la gradation de la lumiere, den er 1728 heraus gab, ist von einer ganz neuen Gattung; er war durch eine Vorlesung des Herrn von Mairan in der Akademie im Jahre 1721 darauf geleitet worden.

Von Croisie kam er nach Havre, wo er näher bey Paris war, und die Akademie ihn zum Associé-Géomètre aufnehmen konnte, welches den 5ten September 1731 geschah. Bald darauf erschien der wichtige Zeitpunkt, da er zur Reise nach Amerika miterwählt ward, und die Stelle eines Missionaire-Astronome erhielt. Seine Abreise geschah im May 1735. Das Buch, worinn er die Nachrichten von seinen und seiner Gefährten, Arbeiten mitgetheilt, ist bekannt und merkwürdig.

Unter die Entdeckungen und Beobachtungen, die ihm besonders eigen sind, gehören

die Versuche über die Verlängerung und Verkürzung der Metalle, die durch die Wärme und Kälte verursacht wird: Seine Beobachtungen über die Stralenbrechungen, die er wegen der erstaunlichen Höhe der Berge in Amerika aus den Beobachtungen selbst herleiten konnte: — Das besondere Phänomenon der plötzlichen Veränderung in der Stralenbrechung, wenn man den Stern oder die Sonne unter dem Horizont sehen kann; — die Gesetze von der Abnahme der Dichte der Luft bey verschiedenen Höhen; — die Bestimmung der Irrthümer, welche Piloten in der Schätzung des Weges begehen können; — die neue Konstruckzion der Logleine, u. a. m.

Auch müßen wir ja nicht den Heliometer vergeßen, ein Fernrohr, mit zwey Objektivgläsern, das er erfunden, wodurch man die Durchmeßer der großen Planeten mit der größten Leichtigkeit meßen kann. — Man findet noch vieles andere von ihm in den Schriften der Akademien, denen er fleißig Beyträge geliefert hat.

Er beschäftigte sich sehr mit dem Seewesen. Im Jahr 1752 gab er seinen Traité de navigation heraus, worinn er seines Vaters Buch umgeschmolzen hat; 1756 den Traité du navire, de sa Construction & de ses mouvemens, worinn eine tiefe Theorie und erhabene Mechanik mit der Einsichtsvolle-

sten

sten Praxis verbunden ist; und 1757 den Traité de la Manoeuvre des Vaisseaux, der sich vorzüglich durch seine Deutlichkeit unterscheidet. Uberhaupt hatte Bouguer die Gabe, die Rechnungen mit der größten Geschicklichkeit zu führen, und die Sache immer von der einfachsten deutlichsten Seite vorzustellen.

Sein Karakter war sanft; für sein Vaterland und die Akademie beseelte ihn der feurigste Eifer. — Die Religion war ihm theuer; und wie sie sein ganzes Leben geleitet hatte, so erfüllte sie ihn auch auf dem Todbette mit Standhaftigkeit und Zutrauen. — Er starb den 15ten August 1758. da er noch einige Tage vorher eine neue Ausgabe seiner Optik dem Verleger selbst hingebracht hatte.

V.

Peter Collinson. a. d. Engl.

Daß man auch, ohne einen großen Namen zu haben, ein sehr nützliches Mittglied der Gesellschaft und des Vaterlandes seyn könne, lehrt die Geschichte deutlich, und folgende Lebensumstände des Peter Collinson werden solches nicht nur bestätigen, sondern auch zur Aufmunterung dienen, daß man selbst sucht sein Leben den Mitbürgern nützlich zu machen, wann anders Beyspiele anreizendere Aufmunterungen enthalten, als selbst die Sittenlehren.

Pe=

Peter Collinson war aus einer alten Familie in dem nordlichen Theile Englands, und ein Urenkel Peter Collinsons, der auf seinem väterlichen Guthe Hugal-Hall lebte, welches am Windmeere-See, im Kirchspiele Stavely, zehn Meilen von Kendal in Westmoreland liegt. — Man weiß nicht, was sein Vater gewesen, noch wo er sich aufgehalten hat.

Er ward gebohren im Jahre 1693, und lernte beym Seidenhandel aus. Sein Bruder, der Jakob hieß, hatte eben die Erziehung wie er, und beyde bekamen solche vermuthlich von ihrem Vater.

Peter und Jakob traten zusammen in gemeinschaftliche Handelschaft; und das war für beyde ein Glück, denn sie lebten zusammen sehr einig, und da ihre Geschäfte eben nicht erforderten, daß sie beyde zu gleicher Zeit gegenwärtig waren, so hatte ein jeder von ihnen Musse seinen besondern Angelegenheiten entweder des Vergnügens oder des Studiren nachzugehen.

Peter Collinson besaß von Natur eine große Liebe zur natürlichen Geschichte. Die Insekten und ihre mannigfaltigen Verwandlungen hielten ihn schon in der Jugend viele von denen Stunden an sich, die zu solcher Lebenszeit gemeiniglich auf andere Dinge verwandt zu werden pflegten. Auch die Pflanzen erweckten schon frühzeitig seine Aufmerksamkeit, und er

fieng

fieng im frühen Alter an, sich trockene Kräuter zu sammlen.

Er war noch jung, als sein anhaltender Fleiß und Trieb zu diesen Beschäftungen ihm die Bekanntschaft mit den vornehmsten Naturkundigern seiner Zeit zu wege brachte, besonders mit Derham, Woodward, Dale, Lloyd und Sir Hans Sloane. Er errichtete auch eine Bekanntschaft mit dem ohnlängst verstorbenen Sir Karl Wager, welcher des Herrn Sloane Naturalien-Sammlung, woraus das itzige brittische Museum besteht, mit vielen Seltenheiten bereicherte, die er auf Antrieb des Herrn Collinson, nach und nach auf seinen vielen Reisen gesammlet hatte, dabey aber auch die Befehlshaber, die in verschiedenen Gegenden der Welt, unter seinem Oberbefehl standen, ermunterte, alles was in dem ganzen Reiche der Natur seltenes und schätzbares anzutreffen war, zu dieser großmüthigen Bestimmung zu sammlen und beyzutragen.

Unter der ungeheuren Menge Seltenheiten in diesem unermeßlichen Schatze der Natur, den Sir Sloane besaß, waren wenige, mit deren natürlichen Geschichte Herr Collinson nicht genau wäre bekannt gewesen; da er mit Sloanen bis an dessen Tod so vertraut umgieng, daß er ihn zu allen Zeiten besuchen konnte.

Au-

Außer seiner Einsicht in die natürliche Geschichte, besaß unser Herr Collinson auch eine große Kenntniß der Alterthümer seines Vaterlandes. Im Jahr 1728 als er fünf und dreysig Jahr alt war, wurde er zum Mitgliede der königl. Gesellschaft in London erwählt, und von der Gesellschaft der Alterthumsforscher, war er es seit ihrer ersten Errichtung gewesen.

In der königlichen Gesellschaft war er eines der fleißigsten und nützlichsten Mittglieder, die sie hatte; er theilte ihr nicht nur viele eigene, seltene und merkwürdige Beobachtungen mit, sondern beförderte auch, und unterhielte einen weitläuftigen Briefwechsel mit gelehrten und scharfsinnigen Männern in allen Landen. Auch der Alterthumsgesellschaft theilte er viele seltene Nachrichten und Aufsätze mit, die zur Kenntniß der ein- und ausländischen Gegenstände, die sie suchte, überausdienlich waren.

Wo er nur war oder sich aufhielte, da entgieng seiner Aufmerksamkeit zu keiner Zeit das geringste; und jeden Wink zu mehrerem Nachdenken, den er beym Lesen oder im Umgang bekam, merkte er sich schriftlich in sein Taschenbuch an. Dergleichen Winke gab ihm vermuthlich der Umgang öfterer, als die Bücher; denn kaum war ein Gelehrter oder wißbegieriger Mann in England, mit dem er nicht sollte Bekanntschaft gehabt haben, er mochte

sonst

sonst ein Gewerbe treiben, welches er wollte; und unter den Ausländern wurden die, die entweder zur Lust, oder zur Bereicherung ihrer Kenntniße nach England kamen, wenn sie die natürliche Geschichte verstanden, oder sonsten in Künsten und Wissenschaften was gethan hatten, allezeit seiner Bekanntschaft und Freundschaft empfohlen, Unter diesen befand sich auch der so berühmte Ritter von Linnee, mit dem er, während deßen Aufenthalt in England in eine vertraute Freundschaft gerieth, die durch eine Menge guter Dienste, die sie einander wechselweise erzeigten, noch größer ward, und ohne Verminderung bis auf die letzte fortdauerte.

Diese Empfehlung waren eine natürliche Folge seines weitläuftigen auswärtigen Briefwechsels, den er mit der größesten Ordnung führte. Er unterrichtete die Gelehrten, und Wißbegierigen in entfernten Gegenden des Weltkreises von den Entdeckungen und Verbesserungen, die in den mancherley Wissenschaften in England gemacht wurden, und es ist fast kein Theil der Welt, von dannen er nicht Nachrichten von ähnlicher Art dagegen erhielt.

Von diesem seinen Briefwechsel erhielt sein Vaterland bey verschiedenen Gelegenheiten große Vortheile und Ehre.

Im

Im Jahre 1730 ward zu Philadelphia in Amerika eine Büchersammlung auf Unterzeichnung aufgerichtet wozu er nicht nur selbst ansehnliche Geschenke hergab, sondern auch dergleichen von seinen Freunden besorgte.

Den Vorstehern dieser Büchersammlung, unter denen auch der berühmte Dr. Franklin war, gab Herr Collinson die ersten Nachrichten von jeder neuen Erfindung in Europa in Ansehung des Ackerbaues und der Künste und von allen Gelehrten Entdeckungen. Im Jahre 1745. überschickte er ihm eine Nachricht von einigen neuen Versuchen, die man in Teutschland in Ansehung der Elektrizität gemacht hatte, nebst einer Gläsernen Röhre, wie auch Anweisungen, wie diese Versuche nachzumachen wären.

Dies war die erste Nachricht, die Dokt. Franklin von dieser sonderbaren Erfindung erhielte, welche er, aufgemuntert durch die freundschaftliche Art, mit der Herr Collinson seine Briefe über diese Versuche aufnahm, genauer untersuchte, und mit solchem Erfolge weiter trieb, daß er in ganz Europa dadurch berühmt ward, seinem Vaterlande aber die Ehre brachte, diese Erscheinungen zu erst in eine Wissenschaft verwandelt zu haben, die, ob sie gleich das große wirksame Wesen in der Natur ausmachen, welches unaufhörlich und mächtiglich arbeitet, dennoch bisher so wenig waren bekannt

kannt worden, daß man auch nicht einmal von ihrem Daseyn wußte. Vielleicht wird die Nachricht von der Schafzucht in Spanien, (und von der Wanderung dieser Thiere von den Gebürgen in die Ebenen und wieder zurück aus den Ebenen auf die Gebürge) welche er im Jahr 1764 bekannt machte, in künftigen Zeiten unter die nicht unbeträchtlichen Vortheile gerechnet werden, die sein weitläuftiger und forschender Briefwechsel hervorgebracht hat.

" Wenn Amerika besser bevölkert, die „ gebürgigten Gegenden mehr bewohnt, und „ die Ebenen von ihren großen Wäldern ge„ reinigt, und angebaut seyn werden, so können „ vielleicht die Ebenen in Karolina und Geor„ gien, wie auch Ost- und West-Florida, in „ den Winter-Monaten von den schönsten „ Schafen bedeckt werden, welche sich im „ Sommer, wenn die Hitze zunimmt, und die „ Weide ausdörret in die Gebürge zurückzie„ hen. Für diese Zeit ist uns dies Stück der „ Landwirthschaft noch ganz unbekannt, obgleich „ diese Art mit den Schafen umzugehn, viel„ leicht in England selbst mit Vortheil könn„ te eingeführt werden, wenn man nur den „ Unterschied beobachtete, daß zum Aufent„ halt dieser Heerden im Winter, die Hügel „ genommen, gehörige Bedeckungen für sie ge„ macht und die feuchten niedrigen Gegenden „ zur Weide im Sommer gelassen würden.

Seit dem Jahr 1740 nahm er einen ansehnlichen Platz unter denen ein, die in England die grösseste Einsicht in die Naturkunde, und natürliche Geschichte besitzen. Seine Sammlung von Seltenheiten war sehr groß, seine Probe-Stücken waren gut gewählt, er hatte einen botanischen Garten zu Mill-hill ohnweit Endfield, der zu damaliger Zeit viele seltene Pflanzen hatte, die sonst in keinem andern Garten anzutreffen waren, und deren Anzahl sich bis an seinen Tod immerfort vermehrte.

Diese Sammlung und Garten waren der Ursprung seiner Bekanntschaft mit vielen Personen von Stande in England, die sich durch ihren Geschmack an Gewächsen und Gartenbau hervorthaten, oder mit ländlichen Verbesserungen abgaben Mit verschiedenen derselben brachte er öfters einige Tage auf ihren Landsitzen zu, und billigte oder tadelte an denen Entwürfen, die sie ausführeten mit einem Geschmack, und mit einer Redlichkeit, die der Einfalt seiner Sitten und der Richtigkeit seiner Beurtheilungskraft gleiche Ehre machten. Häufige Gelegenheiten hatten ihm während eines langen Lebens eine weitläuftige Erfahrung verschaft, und er kannte die Würkungen der verschiedenen Arten des Landbaues, und der eigenen Beschaffenheit jedes Erdreiches, und dessen Tüchtigkeit zu den verschiedenen Pflanzen und Bäumen, und wußte wie Schönheiten am vor-

vortheilhaftesten anzubringen, und unverbesserlich scheinende Mängel zu verbessern wären. Vermittelst seiner Wissenschaft hielt er oftermalen junge Leute die Land anlegten, ab; Hauptfehler zu begehen, und verbesserte andere, wann sie aus Unwissenheit oder auf üblen Rath anderer, oder auch mit Fleiß begangen waren; brachte auch verschiedene seiner Freunde dahin, daß sie diesen vernünftigen Vergnügen sich ergaben, und so wohl zu ihrem eigenen, als auch ihres Landes Vortheil dabey bleiben mußten. Herr Collinson sagte: „Ich weiß kein Beyspiel, da die Ergebung an „solche Vergnügen nicht Mäßigkeit und Tu„gend angetroffen, oder hervorgebracht hätte.

Er war der erste, der die große Mannigfaltigkeit der Gesäme und Staudengewächse einführte, welche itzt die vornehmste Zierde eines Gartens ausmachen; und seinem forschenden Fleiß ist es zuzuschreiben, daß so viele Personen vom höchsten Range im Stande sind auf ihren eigen Gütern Gewächse, die aus dem westlichen festen Lande dahin verpflanzt worden, mit eben der Fruchtbarkeit blühen zu sehen, als innländische Pflanzen.

Da seine Handelsgeschäfte mehrentheils auf Nord-Amerika giengen, so nahm er sich des allen an, was diesem Lande zum Vortheil dienen konnte, Den Virginiern pflegte er vorzuhalten, daß ihre gegenwärtige Waare,

welches der Taback ist, eine Pflanze sey, deren Vertrieb blos auf dem Eigensinn der Gewohnheit und Mode beruhe; daher er ihnen zu wiederholten malen rieth, auf etwas dauerhafteres zu denken, auf etwas, das zum natürlichen Unterhalt oder Vergnügen des Lebens unentbehrlich ist; er merkte an, daß in ihrem Lande der Weinstock eben so gut fortkommen würde als der Tabak, " allein sagte er, hal-
„ tet die Stöcke nicht so nahe an der Erde,
„ wie wir es aus Mangel genugsamer Wärme
„ und Sonne zu thun gezwungen sind; eure
„ Sommer-Hitze ist um so viel zu stark, als die
„ unsrige zu schwach ist; laßt also die Stöcke
„ lang wachsen, ziehet und ranket sie an Bäu-
„ men, und verberget ihre Früchte unter dem
„ Laube, wie manns in den wärmern Gegen-
„ den Europens macht. "

Herr Collinson war auch der Meynung, daß Flachs, Hanf und Seide in dem englischen Amerika mit Vortheil würde können gebauet werden.

Er war ein merkwürdiges Beyspiel von dem Satz, daß, wer nicht müßig ist, niemals nöthig hat eilfertig zu seyn. Er that beständig was; und daher besorgte er alle seine häusliche Geschäfte und seinen weitläuftigen mit vielerley Gegenständen umgebenden Briefwechsel, mit einer ruhigen Ordentlichkeit und Stille, die weder Verwirrung noch Hindansetzung ver-

stattete. Die untadelhafte Einfalt seiner Sitten und die sogfältige Wahrnehmung seiner Zeit erhielten sein Gemüth beständig heiter, und Heiterkeit wird allemal sehr leicht zu einer angenehmen Munterkeit.

Er war noch nicht von mittlerer Größe, und etwas untersezig: er kleidete sich ganz schlecht, denn er war unter den Quäckern erzogen; sein Ansehen war sanft und ehrlich, dann er hatte ein offenherziges Gemüth. Er war ein Wirth, seine Wirthlichkeit war aber gar nicht übertrieben. Er hatte ein Herz, das mit den Unglücklichen fühlte, und eine Hand die allemal zu helfen bereit war. Da seine reine und vernünftige Vergnügen ihn vor den modischen Thorheiten bewahrten, die gemeiniglich einen großen Theil der Nacht wegnehmen, so stand er des Morgens frühe auf. War er in London, so war er auf seinem Komtoir beschäftigt, und war er auf dem Lande, so hatte er beständig in seinem Garten was zu schaffen, wann er den Fortgang des Wachsthums entweder bemerkte oder beförderte, welches seinem Vergnügen und seiner Gesundheit gleich dienlich war.

Er war der größeste Liebhaber von Blumen und Früchten. Letztere waren allemal eines seiner Hauptgerichte auf seinem Tische; und in seinem Hause fand man beständig Blumen.

Seiner Mäßigkeit ohngeachtet, hatte er bisweilen Anfälle vom Podagra, sonst aber genoß er eine vollkommene Gesundheit und beständige Gemüthsruhe.

Im Herbste 1768. kam er zum Besuch zu dem Lord Petre, den er sehr hoch hielt, auf dessen Landgut in Essex. Hieselbst überfiel ihn eine gänzliche Hinterhaltung des Harns, die durch keine Stärke der Arzneyen überwunden werden konnte, so, daß er den 11 August verstarb, grade als er das 75ste Jahr seines Alters erreichte.

In seinem letzten Willen fand sich ein Papier eingeschlossen, des Innhalts, " daß er „ hoffe einen guten Namen hinter sich zurück „ zu lassen, den er mehr schätzte als allen Reich„ thum; daß er sich bestrebt habe nicht un„ nützlich zu leben, und daß seine beständige „ Bemühung in seinem Leben gewesen sey, ein „ Freund des menschlichen Geschlechts zu seyn.

Ohne Ansprüche auf das, was man eigentlich Gelehrsamkeit nennt, wußte er mehr von Natur und Kunst, als neun unter zehnen, die sich damit brüsten, daß sie sie besitzen. Er hatte seine Zeit nicht damit zugebracht, daß er die Benennung der natürlichen Dinge in verschiedenen Sprachen wußte, sondern daß er eine Kenntniß ihrer Natur und Eigenschaften, ihrer Früchte und Vortheile einsehen lernte. Ohne öffentliches Amt war er ein Werkzeug

der

der Vortheile der Nazion, er hatte einen Einfluß, den Reichthümer nicht geben können, und wird hoch geachtet werden, wenn Titel werden vergessen seyn.

* *** *
** * **

VI.

Alexander Selkirk.

Die Geschichte von dem einsamen Aufenthalt eines gewißen Schottländers auf der Insel Juan Fernandez, in Südamerika, hat zu dem bekannten Roman: Robinson Crusoe den Stof hergegeben. Vielleicht ist es angenehm und interreßant, auch die wahre Erzehlung davon zu lesen, wenn gleich die Erdichtung für manchen mehr anziehendes hat, als die Wahrheit selbst.

Dieser merkwürdige Mann hieß Alexander Selkirk, war aus Largo in der Landschaft Fife in Schottland gebürtig, und von Jugend auf zum Bootsmann erzogen worden. Er begleitete zu Anfange dieses Jahrhunderts Dampiern auf seiner Fahrt nach der Südsee als Oberbootsmann auf dem Schiffe: die fünf Häfen genannt; desselben Hauptmann hieß Stradling, bey dem Selkirk nicht so gut muß angeschrieben gewesen seyn, als bey Dampiern, welcher ihm das Zeugniß giebt, daß er einer

der besten Leute der ganzen Mannschaft gewesen sey. — Ein Zank, den er mit seinem Schifshauptmann bekam, und der schlechte Zustand des Schiffes, welches leck war, brachten ihm zu dem Vorsatz, auf der Insel Juan Fernandez, wo sie gelandet waren, lieber ganz allein zurück zu bleiben, als länger mit ihm zu fahren. Doch, als die Zeit der Abfahrt herannahete, ward ihm sein Einschluß leid, und er wäre nun gern wieder mit zu Schiff gegangen, wenn der Hauptmann geneigt gewesen wäre, ihn aufzunehmen. — Er wurde also auf dieser unbewohnten Insel zurückgelassen; der Erfolg bewies dennoch daß, es sein Glück gewesen war. Das Schiff gieng einige Zeit nachher unter; bloß der Hauptmann, und 6 oder 7 seiner Leute retteten, sich wurden aber im Boote von den Spaniern gefangen genommen, und mußten einige Zeit ein elendes Leben in der Gefangenschaft zu *Lima* führen.

Man hatte dem Selkirk seine Kleider und Bettücher, eine Flinte, etwas Pulver, Kugeln und Taback, ein Beil, ein Meßer, einen Keßel, eine Bibel, einige pracktische Schriften, und seine mathematische Werkzeuge und Bücher gelaßen. — Die ersten 8 Monate hatte er viel Mühe, die Schwermuth und das Schrecken auszuhalten, sich an einem solchen wüsten Ort allein zu finden, und er wollte Anfangs weder eßen noch schlafen, bis ihn

Hun-

Hunger und Müdigkeit dazu zwangen. Fische waren zwar in Uiberfluß vorhanden, er konnte sie aber aus Mangel an Salz nicht eßen, weil sie ihm Diarrhe verursachten, aber die Krebse, die so groß als Meerkrebse, und sehr gut waren, dienten ihm zur Kost. Diese kochte er zu weilen, ein andersmal briet er sie auf dem Roste, so wie sein Ziegenfleisch, von dem er sehr gute Brühen bekam. Endlich kam er soweit, daß ihm seine Speise ohne Salz oder Brod schmeckte. Er hatte beständig einen Vorath guter Rüben, die Hauptmann Dampier da gesäet hatte, und die sich nunmehr über etliche Aecker weit ausbreiteten. Guten Kohl erhielt er von den Kohlbäumen, die wild auf der Insel wachsen. Seine Speisen würtzte er sich mit der Frucht des Pimentbaumens, die dem Pfeffer zu Jamaika ähnlich, und von annehmlichen Geschmack ist. Auch fand er einen schwarzen Pfeffer, mit Namen Malageta, der sehr gut war, Blähungen zu treiben, und den Magen zu stärken, ferner schwarze, sehr gute Pflaumen, deren Einsammlung aber sehr beschwerlich war, weil die Bäume, die sie trugen, auf hohen Bergen und Felsen wuchsen.

Er hatte sich zwo Hütten von Pimentholz gebauet, mit langen Grase gedeckt, und mit Ziegenfellen ausgefüttert. Als sein Pulvervorrath beynahe ausgegangen war, machte er dadurch Feuer, daß er zween Stöcken von

Pimontholz auf den Knien rieb. In der kleinen Hütte machte er sein Essen zurecht; in der großen schlief er, und beschäftigte sich mit Lesen, Beten, geistliche Lieder singen ꝛc. Er rechnete auf 500 Ziegen, die er während seines dasigen Aufenthaltes getödtet hatte; noch eben soviel hatte er gefangen, an den Ohren gezeichnet, und wieder laufen laßen; von diesen letztern fiengen die Engländer, die nach 30 Jahren, auf Ansons Eskadre hier gelandet waren, noch einige. Die Ziegen erlegte er mit seiner Flinte, wenn er sie nöthig hatte, so lange sein Pulver währete, das nur aus einem Pfunde bestand. Nachdem dies ausgegangen war, fieng er sie durch seine Geschwindigkeit im Laufen; denn seine Lebensart und beständige Bewegung hatte ihn von allen groben Säften gereiniget, so daß er mit wunderbarer Behändigkeit durch die Wälder und an Hügeln und Felsen hinauf rannte; wie diejenigen, die nach einigen Jahren hieher gekommen waren, und die ihn mitnahmen, Zeugen davon waren. Sie hatten ihm einen Bullenbeißer und verschiedene ihrer besten Läufer zugesellet, um ihm Ziegen fangen zu helfen; er aber gewann ihnen den Vorsprung ab, und machte beydes, Hund und Leute, müde, fieng die Ziegen, und trug sie ihnen auf dem Rücken zu. — Seine Geschwindigkeit in Verfolgung einer Ziege hätte ihm doch einmal beynahe das Leben gekostet

Er-

Er setzte ihr mit solcher Hitze nach, daß er sie am Rande eines Abgrundes erhaschte, den er nicht sah, weil Gesträuch davorstand. Er stürzte also mit der Ziege eine gewaltige Höhe hinunter, und war vom Falle so zerschlagen, daß er nur schwerlich mit dem Leben davon kam. Als er wieder zu sich kam, fand er die Ziege tod unter sich. Er blieb da ungefähr 24 Stunden liegen, und war kaum im Stande, in seine Hütte zu kriechen, konnte auch innerhalb zehn Tagen nicht wieder ausgehen.

Anfangs war er sehr von Ratten und Katzen geplagt. Einige dieser Thiere waren von Schiffen, die dort Holz und Wasser eingenommen hatten, auf die Insel gekommen, und hatten sich da ungemein vermehrt. Die Ratten benagten ihm im Schlafe seine Füße und Kleider; das nöthigte ihn, die Katzen mit seinem Ziegenfleische zu füttern, wodurch denn viele von ihnen so zahm wurden, daß sie sich zu hunderten um ihn her versammelten, und ihm bald von den Ratten loshalfen.

Durch das Herumlaufen in den Wäldern zerriß er in kurzem alle seine Schuhe nnd Kleider. Als er zuletzt genöthigt war, sich ohne sie zu behelfen, wurden seine Füße so hart, daß er überallhin ohne Mühe lief, und nachdem ihn die Engländer gefunden hatten, vergieng einige Zeit, ehe er wieder Schuhe tragen konnte; denn da er in so langer Zeit kei-

ner gewohnt gewesen war, schwollen ihm, wenn er sie anzog, die Füße auf. Nachdem seine Kleider abgetragen waren, machte er sich einen Rock und eine Mütze von Ziegenfellen, die er mit kleinen, mit seinem Messer aus Fellen geschnittenen Riemen zusammen nähete. — Er hatte keine andere Nähnadel, als einen Nagel. Als sein Messer bis an den Rücken abgenüzet war, verfertigte er sich andere aus eisernen, am Ufer liegende Reifen, die er dünne hämmerte, und auf Steinen wetzte. Da er einiges Leinenzeug bey sich hatte, nähete er sich Hemden mit einem Nagel, und gebrauchte dazu Fäden aus seinen alten Strümpfen, die er mit Fleiß heraus gezogen hatte. — Und so war stets die Noth, die Muter der Erfindung! —

Nachdem er über seine Schwermuth Herr geworden war, belustigte er sich zu weilen damit, seinen Namen in die Bäume zu schneiden; zuweilen mit Erfindungen seiner Werkzeuge abzuwechseln und zu vermehren, zuweilen an hellen Abenden mit Zählung der Sterne. Er machte auch junge Ziegen zahm, und pflegte zuweilen, zu Abwechslung seiner Belustigungen, ihnen vorzusingen, und sie dazu tanzen zu lehren, so daß er durch sein von Natur aufgeräumtes Wesen, und die Stärke seiner Jugend, indem er nur erst 30 Jahr alt war, es zu letzt soweit brachte, daß er alle Unannehmlichkeiten seiner Einsamkeit besiegte, und sehr ruhig war.

Er hatte während seines dasigen Aufenthaltes verschiedene Schiffe vorbeyfahren sehen, deren aber nur zwey vor Anker kamen. Als er hingieng, sie zu besehen, fand er, daß es Spanier waren, und gieng wieder fort. Darauf schossen sie nach ihm. Wären es Franzosen gewesen, so würde er sich ergeben haben. So aber wollt'ers lieber darauf wagen, allein auf der Insel zu sterben, als in der Spanier Hände fallen; denn er befürchtete, sie würden ihn entweder ermorden, oder zum Sklaven in den Bergwerken machen. Er besorgte, sie würden keinen Fremden verschonen, der im Stande wäre die Südsee zu entdecken. Die Spanier waren schon ans Land gestiegen, noch ehe er wuste, wer sie wären, und kamen ihm so nahe, daß er ihnen nur mit genauer Noth entgieng; denn sie schoßen nicht nur nach ihm, sondern setzten ihm auch in die Wälder nach. Da kletterte er auf den Gipfel eines Baums, an dessen Fuße sie ihre Flinten luden, und verschiedene Ziegen nicht weit davon schoßen. Sie giengen aber wieder fort, ohne ihn zu entdecken. — Endlich zu Anfang des Februars 1709. landeten zwey englische Schiffe an dieser Insel. Selkirk war sehr vergnügt, Landesleute wieder zu sehen; allein als er zu ihnen an Bord kam, hatte er seine Sprache aus Mangel an Uibung so sehr verlernt, daß sie ihn kaum verstehen konnten; denn er schien seine Wörter nur halb aus-

auszusprechen. Man bot ihm Brandwein an, den wollte er aber nicht kosten, weil er während seines ganzen dasigen Aufenthalts nichts als Wasser getrunken hatte; es vergieng auch einige Zeit, ehe er an den Lebensmitteln der Schifsmannschaft Geschmack finden konnte. Er verließ also seine bisherige Einsamkeit, in welcher er über vier Jahre zugebracht hatte, und fuhr auf einem dieser Schiffe, der Herzog genannt, auf welchem er auch den Hauptmann Dampier, seinen Freund, antraf, davon, und langte zwey Jahre darauf in Engeland an.

Die Insel Juan Fernandez, (die wir aus Cooks Reisen schon kennen) liegt in der Südsee ungefär 19 Meilen der Küste von Chili gegenüber, und hält beynahe 3 Meilen im Umfange. Da sie sich unter dem 33 Grade südlicher Breite befindet, so hat sie eine angenehme Lage; auch ist sie in Ansons Reise um die Welt sehr reizend beschrieben, Anson hat sich um diese Insel verdient gemacht: indem er zum Nutzen künftig landender Engländer: Lattich, rothe Rüben, und andere Gartengewächse säete, und in den Wäldern Pflaumen-Aprikosen- und Kirschkerne steckte, die auch, wie er nachher von Spaniern vernommen hat, dort fortgekommen sind. Es wird also einem künftigen Robinson der Aufenthalt hieselbst sehr erleichtert und angenehmer werden. Selkirk hatte doch im Julius, welches die Mitte

des

des Winters in dieser Gegend ist, Schnee und Eis gesehen. Allein die Monate September, Oktober und November sind unbegreiflich anmuthig. Die Luft ist von einem Wohlgeruche durchdrungen, der die Lebensgeister erquickt und beseelt, und wunderbare Wirkungen auf Menschen sowohl als Thiere thut, welches er aus ihrem feisten Ansehen und Neigung zum kurzweilen abnahm.

Daniel Defoe, dem Selkirk sein Tagebuch zuschickte, um es drucken zu laßen, hat daher Anlaß genommen, die bekannte Geschichte des Robinson Krusoe zu schreiben, welche man mit Vergnügen und Theilnehmung gelesen hat. Aber sie ist unglücklicher Weise die Gelegenheit zu Entstehung sovieler andern abentheuerlichen Robinsons gewesen, daß ihre Menge hat Eckel und Uiberdruß verursachen müßen.

*** * * ***
* *** * *** *

VII.

Belidor a. d. fr.

Bernard Forest von Belidor ward 1697 oder 1698 in Katalonien gebohren. Sein Vater war Offizier bey einem französ. Dragoner-Regimente. Seine Kindheit war für ihn unglücklich: er verlor seine Aeltern in einem Alter von ohngefähr fünf Monaten, in einem fremden, damals feindlichen Lande. Sein Pathe, ein Offizier

zier von der Artillerie, nahm ihn zu sich, und erzog ihn mit vieler Liebe und Sorgfalt. Aber auch diesen verlor er im Jahre 1711.

Die Wittwe desselben brachte ihn zu ihrem Bruder, dem Herrn von Blanzy, einem verdienten Ingenieur-Offizier, der sehr bald die glücklichen Talente des jungen Belidors zu den Wissenschaften; worinn er sich hernach hervorgethan hat, erkannte; sie noch mehr zu bearbeiten suchte, und ihm dazu in seiner Bibliotheck alle Hülfsmittel gab. — Die Belagerungen von Bouchain und Quesnoi, wohin er ihn mitnahm, waren eine neue wichtige Schule für seinen Untergebenen, der nach seiner Zurückkunft sich dem Studieren so ergab, daß man ihn bewachen mußte, damit er seiner Gesundheit keinen Schaden thun möchte. — Sein Fortgang in der Mathematick war so groß, daß die flanderischen Ingenieurs ihn aussuchten, dem Herrn Caßini und de la Hire bey der Verlängerung des parisischen Meridians zu helfen.

So großen Eifer auch Belidor in seinen Arbeiten bezeigte, so war er doch Willens in ein Kloster zu gehen; allein der Herzog von Orleans, dem er war vorgestellt worden, hielt ihn davon ab, und setzte ihn durch verschiedene Geschenke in den Stand, die Wissenschaften, die er liebte, ferner zu treiben.

Er empfieng bald eine Belohnung seines Fleißes, da er bey der Artillerieschule zu la Fere Profeßor ward. Um diese Zeit gab er auch seinen Cours des Mathèmatiques, à l'usage de l'Artillerie & du Gènie heraus, ein Buch, das großen Beyfall erhielt, und ein fast allgemeines Lehrbuch ward. Vier Jahre nachher, im Jahre 1729, gab er seine Science des Ingénieurs heraus, ein vortrefliches Buch. Zwey Jahre darauf, den Bombardier françois, worinn er Tafeln berechnet, um für jede Weite die Richtung des Mörsers zu finden. Auch erwarb er sich bey einer geheimen Kommißion, die ihm 1733 vom Hofe aufgetragen ward, vielen Beyfall.

Von seinem sobekannten und brauchbaren Werke der Architecture hydraulique kam 1737 der erste Theil heraus, dem 1750 und 1753. die übrigen gefolgt sind. — Bey allen diesen Arbeiten versaumte Belidor nichts von den Beschäftigungen seines Amtes. Er machte Versuche über die Wirkung des Pulvers in den Minen, woraus er eine schöne Theorie davon hergeleitet, die in den Schriften der Academie françoise von 1756 befindlich ist.

Er machte auch Versuche über die vortheilhafteste Ladung der Stücke. Man sollte glauben, daß, je stärkere Ladung eine Kanone vertragen könne, desto weiter würde auch die Kugel tragen. Allein, weil bey einer über-

flüßigen Ladung ein Theil des Pulvers nicht zündet, oder es erst außer dem Stücke thut, so giebt es ein gewisses Maas, über welches das Pulver nicht muß vermehrt werden; und Belidor glaubte zeigen zu können, daß man nach der gewöhnlichen Manier die Hälfte Pulvers unnütz verbrannte. — Dies erweckte ihm so heftige Verdrüßlichkeiten, dergleichen er in seinem Leben nie erfahren hatte, und die Sache ward soweit getrieben, daß man ihm die Professorstelle zu la Fere nahm, die er mit so großem Ruhm bekleidete.

Seine Art, sich gegen seine Gegner zu vertheidigen, ist ein Muster, wie man sich in dergleichen Fällen bezeigen muß. Es fehlte ihm nicht an auswärtigen Diensten, die ihm auf die schmeichelhafteste Art von vielen Orten her angebothen wurden, aber er blieb seinem Vaterlande getreu, und nahm Kriegsdienste, da er erst als Generaladjutant im Jahre 1742 und 1743 in Teutschland Dienste that, wo er auch eine kurze Zeit in Gefangenschaft war. Er ward am Ende dieser Zeit Obristlieutnant und Ritter vom Ludwigsorden; und diente in den Jahren 1744 und 1746 unter dem Prinzen Conti in Italien, wo er verschiedene sehr wichtige Dienste that, so daß er 1747 Oberster ward, unter welchem Karakter er dem folgenden Feldzuge beywohnte. — Im Jahre 1756 ward er Mittglied der französ.

Aka-

Akademie der Wissenschaften, 1758 Inspektor des Arsenals zu Paris, und 1759 Brigadier und Generalinspektor der Minirer.

Von seiner Theorie der Minen, deren wir oben erwähnt, hat er ein völlig ausgearbeitetes Werk hinterlassen. Man hat es aber nicht bekannt machen wollen, sondern zum Dienst des Königes zurückgehalten.

Er verheurathete sich noch im Jahre 1759 mit der Tochter seines alten Wohlthäters, der ihn erzogen hatte. Aber diese Ehe dauerte nicht lange, denn er starb den 8ten Sept. 1761.

Sein Physionmie war einnehmend, sein Umgang unterhaltend, seine Freundschaft eifrig. Er hatte ein sehr großmüthiges Herz. — Oft hat er Soldaten, bey denen er Genie zu den Kriegswissenschaften bemerkte, auf seine Kosten losgekauft, und sie selbst unterrichtet. Sein redliches Betragen diente allen Offiziren seines Regiments zum Muster.

VIII.

Frau Clive.

Frau Catharina Clive war eine Tochter Herrn Wilhelm Raftor, eines Irrländers, dessen Geschichte merkwürdig genug ist, und auf das Schicksal seiner Tochter zu vielen Einfluß hatte,

als daß wir sie übergehen könnten: — Er sollte zu erst ein Rechtsgelehrter werden; allein er nahm so starken Antheil an des unglücklichen Königs Jakobs II. Angelegenheiten, daß er selbst, als dieser Monarch in Irrland war, bewogen ward, in dessen Dienste zu treten.

Hiedurch verfiel aber ein ansehnliches Guth, das er sonst von seinem Vater würde geerbt haben, an die Krone. — Nach der entscheidenden Slacht an der Boyne folgte er dem unglücklichen Könige. Durch diesen Eifer, und wegen seiner übrigen Verdienste, erhielt er eine Kapitänstelle unter den fränzösischen Völkern. — Er wirkte sich nachmals bey dem englischen Hofe eine Begnadigung aus, kam nach London, und heirathete die Tochter eines vornehmen Bürgers, von der er viele Kinder hatte, und unter andern diejenige, wovon wir Nachricht geben.

Miß Raftor ward 1711 gebohren, und zeigte sehr früh eine Neigung und Genie zur Schaubühne. — Ihr angebohrnes launigtes Wesen, und die reizende Art, mit der sie fröhliche Lieder zu singen pflegte, bewegten einige ihrer Freunde, sie Herrn Colley Cibber zu empfehlen, der damals einer von den Vorstehern des Drurylane-Theaters war. Dieser nahm sie auch gleich mit einer kleinen Besoldung an.

Sie erschien das erstemal in Mannskleidern, als Page in Lees Trauerspiele Mithridates, worinn sie bloß auftrat, eine Arie zu singen. Auch hiemit erhielt sie vielen Beyfall. Dies war im Jahr 1728, als sie 17 Jahr alt war. — In eben dem Jahre spielte sie die Rolle der Phillis in Cibbers Love in a Riddle. Dies Stück, eine Nachahmung der Betteloper, ward, bloß weil Cibber als Verfasser bekannt war, sehr schlecht aufgenommen, und nur wenn Miß Raftor auftrat, verwandelte sich das Pfeifen in allgemeinen Beyfall.

Doch, im Jahre 1730 hatte sie Gelegenheit, sich im vollen komischen Glanze zu zeigen. Sie spielte die Rolle der Nell in Coffeys Devil to pay mit der größten Vortreflichkeit. Hier zeigte sich ihre Stärke im komischen, davon sie nachher noch größere Beweise gegeben hat. Sie erhielt dadurch den Vortheil, daß ihre Besoldung verdopelt ward, und verschafte diesem Stücke eine Stelle unter den Farcen, die noch Lieblingsstücke; auf dem englischen Theater sind, eine Ehre, worinn es sich ohne sie nicht erhalten hätte.

Im Jahre 1732 heirathete sie den Herrn G. Clive Esquire, einen Sohn des Baron Clive. Sie wohnten aber nicht lange bey einander; und doch, ungeachtet der Versuchungen, denen junge Frauenzimmer auf dem Theater soleicht ausgesetzt sind, ungeachtet der

Geneigtheit der Welt, ungütigen Urtheilen von Aktrizen Gehör zu geben, hat die Verläumdung selbst nie gesucht, den guten Namen der Frau Clive anzugreifen.

Seit dieser Zeit ist sie beständig, bis an ihren Abschied aus der Welt, die Ehre des englischen Theaters in Drurylane gewesen. Ihre Verdienste als komische Schauspielerin können nicht genug bewundert werden, und es ist alles zu ihrem Lobe gesagt, wenn wir hinzusetzen, daß sie vortrefliche Naturgaben dazu gehabt hat. —

Als Schriftstellerin mögte sie wohl nicht so starken Anspruch auf die Unsterblichkeit machen können. Doch hat sie als Benefitkomödien für sich drei kleine Stücke aufs Theater gebracht, davon doch keines ohne alle Verdienste ist. Es sind folgende: 1) Bayes in Petticoats, eine Farce, 1753 in Drurylane aufgeführt. — Ist wohl das schlechteste von ihren Stücken. 2) Every Woman in her houmour, eine Farre von 2 Akten. Eine alte Jungfer, die sie selbst vorstellte, ist der beste Karakter darinnen. 3) Island of Slaves, eine Komödie von 2 Akten, 1761. Ward nur einmal aufgeführt.

Fräu-

IX.

Fräulein D'Eon de Beaumont,

ehemaliger Ritter d'Eon.

Die Ritterin Charles Genevieve Louis August, Andre Timothée D'Eon de Beaumont, ward am fünften Oktober 1728 zu Tonnerre in Frankreich gebohren, und von ihren Eltern gleich bey ihrer Geburt dazu bestimmt, in männlicher Kleidung zu gehen. Der Mangel an männlichen Erben sowohl, als das heroische Ansehen dieser jungen Amazonin brachte die Eltern zu diesem seltsamen Entschluß. Sie wurde schon in ihrem achten Jahre nach Paris geschickt, um unter der Aufsicht ihres Oheims, dem entworfenen Plane gemäß, standesmäßig erzogen zu werden. Und nun fieng der junge Ritter D'Eon seine Studien im Mazarinischen Kollegio mit dem größten Eifer und Fleiß an, und beschloß sie mit vielem Ruhme in demselben. Die Erlernung der gelehrten Sprachen war die erste Beschäftigung dieses metamorphosirten Studentens, und er machte darinnen einen so schnellen Fortgang, daß er in kurzer Zeit im Stande war, die Schulen der Rechtslehrer zu besuchen. Er durchlief diese neue Laufbahn mit gleicher Geschwindigkeit und mit gleich glücklichem Fortgange, so daß er schon in seinem

16ten Jahre zum Doktor des bürgerlichen und geistlichen Rechts kreiret und bald darauf zum Parlements-Advokat gemacht wurde.

Seine ersten Studien hatten ihm indessen Geschmack an der Litteratur beygebracht. Er trieb dieselbe eifrigst und las die großen Redner und Poeten. Diese große Bekanntschaft mit den Musen setzte ihn gar bald in den Stand, sich der gelehrten Welt als Schriftsteller zu zeigen. Eine Lobrede auf Herzogin von Penthievre, und eine andere auf den Grafen D'Onsen Bray, in lateinischen Versen verfaßet, waren die ersten Früchte seines aufkeimenden Genies. Hierauf verband er die Staatskunst mit den schönen Wissenschaften, und legte öffentliche Proben von seinen tiefen Einsichten in derselben ab. Sein historischer Versuch über die verschiedenen Situazionen Frankreichs in Absicht auf die Finanzen und politische Betrachtungen über die Administrazion der alten und neuen Völker, die in 2 Bänden im Druck erschienen, wurden mit vielem Beyfall aufgenommen, und setzten viele Untersuchungen und lange Erfahrung voraus. Männer von Einsichten bewunderten schon damals an diesem jungen Gelehrten die großen Kenntnisse und tiefen Einsichten in allen Fächern der Gelehrsamkeit. Bald darauf schrieb er einen lehrreichen Aufsatz über das Leben und die Werke des berühm-

rühmten Abbe Lenglot du Fresnoy. Dieser Aufsatz erschien im Jahre 1755. so wie vorhero seine Lobrede in dem Année Litteraire.

Bey so großer Neigung zu den Wissenschaften ließ der Ritter zum öftern einen sel. großen Hang zu den Waffen blicken. Er hatte sich von den berühmtesten Fechtmeistern in der Fechtkunst unterrichten lassen, und in müßigen Stunden verließ er seine Studierstube, und besuchte den Fechtboden, um sich mit den geschicktesten in dieser Kunst wetteifernd zu üben. Seine Stärke, seine Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit im Fechten, brachte sie mehr als einmal aus ihrer Fassung, und er machte sich auf eine unschuldige Art unter denen berühmt, die aus dieser mörderischen Kunst ein ernstliches Geschäft machen. Auf diese Weise mit den Büchern und Waffen gleich stark beschäftiget, brachte der Ritter seine erste Jugend öfters in seiner Studierstube, bisweilen auf den Fechtböden zu, als im Jahr 1755 die Nothwendigkeit, die alte Harmonie zwischen dem französischen und rußischen Hofe herzustellen, ihm eine Gelegenheit darbot, sich in der politischen Laufbahn mit gleichem Ruhme hervorzuthun. Sein Verdienst hatte bereits Aufsehn gemacht, und der Prinz v. Conti schlug ihn dem Könige zu bemeldter wichtigen Unternehmung vor, der den Vorschlag auch genehmigte. Der Ritter be-

bekam Befehl, heimlich und in Uibereinstimmung mit dem Ritter Douglas und dem Grafen Woronzow., Reichsvicekanzler, der in Ansehung Frankreichs den Gesinnungen des Großkanzler, Grafen von Bestuschef ganz entgegen war, die Sache in Rußland zubetreiben. Mit seinen Verhaltungsbefehlen versehen, reisete er nach Rußland ab, und kam mit einem geheimen Karakter daselbst an. Sein einziges Augenmerk gieng gleich Anfangs dahin, sich den Augen der Kaiserin Elisabeth gefällig zu machen, und sich die Gewogenheit des Vicekanzlers, dieses Lieblingsministers der Kaiserin, zu erwerben, und er war in seinen Bemühungen glücklich. Die Wiedervereinigung der beyden Höfe kam durch ihn zu Stande, und so reisete der Ritter, mit Gnadenbezeugungen und Geschenken der Kaiserin überhäuft, nach Frankreich zurück, um dem Könige von der Lage der Sache Rechenschaft zu geben.

Bald darauf wurde er abermals als Gesandschaftssekretär nach St. Petersburg geschickt, wo ihm 5 Jahre lang die geheime Korrespondenz zwischen der Kaiserin und dem Könige von Frankreich anvertrauet wurde. Bey allen Unterhandlungen, die ferner daselbst gepflogen wurden, mußte der Ritter D'Eon allzeit die schwerste Rolle spielen. Er hätte eine noch wichtigere Rolle svielen können, wenn er in die Dienste des Rußischen Hofes hätte tret-

ten wollen, indem ihm die Kaiserin öfters den Antrag machte, und ihm eben so ehrenvolle als vortheilhafte Stellen anbot. Allein er schlug alle, auch die vortheilhaftesten Anerbietungen großmüthig ab; blieb in seiner Stelle, und die Deputazion hatte nichts destoweniger einen so glücklichen Ausgang, als man sich nur immer wünschen konnte. Es ward dadurch eine vollkommene Harmonie zwischen den beyden Höfen hergestellt. Der rußische Hof, der bereits zum Marsche von 80000 Mann zur Unterstützung des kaiserlichen und französischen Hofs Befehl ertheilt hatte, ließ selbige nun gegen den König von Preußen mit der größten Eilfertigkeit marschiren. Der Ritter bekam hierauf von der Kaiserin den Auftrag, den Höfen von Wien und Versailles die Nachricht davon zu überbringen. Man stellte ihm zugleich den Plan des Feldzugs zu, den die rußische Armee mit Frankreich und dem Reiche zu befolgen vor hatte. Er trat die Reise an, und gieng durch Pohlen, und kam zu Wien glücklich an, wo er den Grafen von Broglio, durch die richtigen Begriffe, die er ihm von Rußlands innerer Politick mittheilte, in Verwunderung setzte. Um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen; so trug er ihm auf, die Nachricht von der am 6 May 1757 bey Prag vorgefallenen Schlacht nach Versailles zu überbringen. Auf diesem Kurierritt war er so unglück-

lich,

lich, vom Pferde zu stürzen, und ein Bein zu zerbrechen. Nichts destoweniger setzte er, nachdem der erste Verband aufgelegt war, seine Reise fort, und kam noch 36 Stunden eher als der andere Kurier, den der Fürst von Kaunitz abgefertiget hatte, in Versailles an, und überbrachte dem Könige von der Wiedervereinigung des rußischen mit dem Französischen Hofe, und von dem gelieferten Treffen bey Prag die Nachricht. Der König gab ihm zu erkennen, wie er mit seinem Diensteifer zufrieden wäre. — Die Nachrichten von Rußland, die der Ritter auf Verlangen dem Marschall von Belleisle und dem Grafen von Bernis übergab, stellten ein auffallendes Gemälde von dem wirklichen Zustande Rußland dar; und ließen den künftigen Zustand desselben gleichsam in der Ferne sehen. — Diese weitläuftigen Kenntnisse einer so jungen Person setzten die Minister in Erstaunen, und gaben ihnen zugleich in Ansehung verschiedener Gegenstände hinlängliches Licht, an deren Kenntniß ihnen viel gelegen war.

Um der Parthey des Königs von Preußen am rußischen Hofe eine wichtige Person entgegen zu setzen, wurde unser Ritter zum drittenmale, und zwar als Gesandtschaftssekretär mit einem doppelten Gehalte nach Rußland geschickt. Er erhielt zugleich von dem Könige eine goldene Dose mit seinem Bildniße, und das Patent eines Dragoner-Lieutenants

bey

bey dem Regimente des Generals der Kavallerie. Man gab ihm eine Abschrift von den Verhaltungsbefehlen, einmüthig mit dem Vicekanzler Woronzow die Mittel zu verabreden, um der Kaiserin Elisabeth von den Künsten Nachricht zu geben, die einige am Hofe anwendeten, um die Wirkung ihrer guten Absichten, zum Besten der verbundenen Höfe, zu vereiteln. Alles gieng nach dem Willen der Höfe von Wien und Versailles glücklich von statten. Der Großkanzler Bestuschef ward im kaiserlichen Pallaste in Verhaft genommen. Man sah seine Papiere durch, und fand eine ganz geheime Korrespondenz und einen Plan, dessen Absicht war, sich alle Personen, die ihm verdächtig waren, vom Halse zu schaffen. Die Ritter Douglas und D'Eon und ein französischer Kaufmann, Namens Michel, befanden sich unter der Anzahl. Nach dieser ersten Unternehmung versicherte man sich des Feldmarschalls Apraxin, ob er sich gleich an der Spitze der Armee befand. — Der General Tottleben der zu derselben Parthey gehörte, hatte ein gleiches Schicksal. Die rußischen Truppen bekamen andere Befehlshaber, unter deren Kommando sie in Thätigkeit gesetzt wurden. Der Ritter D'Eon, der die Haupttriebfeder von dieser plötzlichen Veränderung war, blieb in Rußland bis 1759, und besorgte an der einen Seite die Geschäfte eines Legazions-Sekre-

kretärs, und an der andern theilte er mit dem Grafen Woronzow, der Großkanzler wurde, die geheime Korrespondenz zwischen der Kaiserin und dem Könige.

Ludwig XV. der mit seinen Diensten stets zufrieden war, legte ihm während seines Aufenthalts eine Pension von 200 Dukaten zu, und gab ihm das Patent eines Dragoner-Kapitäns bey demselben Regimente, wo er als Lieutenant angestellt war. Die Kaiserin von Rußland, die eben so viel als der französische Monarch aus ähnlichen Gründen, jedoch in einer ganz andern Vorstellung, von ihm hielte, gab sich von neuem alle Mühe, ihn zu bewegen, in ihre Dienste zu treten; allein die glänzenden Anerbietungen, welche sie ihm machte, blendeten ihn nicht. Er blieb seinem System getreu, und er mußte es auch, um nicht verrathen zu werden.

Um diese Zeit lief unser Ritter Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Seine viele Nachtarbeiten, die mit der geheimen Korrespondenz verknüpft waren, zogen ihm diesen Zufall zu. — Herr Poißonnier, der damals Leibarzt der Kaiserin von Rußland war, und den der Ritter consultirte, urtheilte: Es sey keine Hoffnung für ihn übrig, wenn er nicht eiligst in sein Vaterland zurück gienge. Man rief ihn auch in der That zurück. Der Ritter begab sich auf die Reise, und bekam den Auftrag, der Kaiserin

serin Ratifikazion des neuen Traktats vom 30 December 1758 und der mit Rußland und den Kronen Schweden und Dännemark errichteten Seekonvenzion nach Versailles zu überbringen. Er kam zu Wien an, und mußte sich hieselbst wegen zunehmender Krankheit eine Zeitlang aufhalten. Nach wieder hergestellter Gesundheit setzte der Ritter seine Reise fort, und kam zu Paris glücklich an, wo er von dem Herzog von Choiseul auf das gnädigste empfangen wurde, und die schmeichelhaftesten Versprechungen erhielte, zumalen da der Markis de l'Hopital: der Baron von Breteuil, der Markis de Paulmy und der Herzog von Praslin, einmüthig die besten Berichte bey Hof von ihm abstatteten. Zum Beweis der Erkenntlichkeit für seinen Diensteifer wurden ihm im Jahre 1760 zwey tausend Livres jährlichen Gehalts angewiesen.

Nun verließ unser Ritter die politische Laufbahn, die er bishero mit so vielem Ruhme betreten hatte, um sich durch die Waffen neuen Ruhm zu erwerben. Er begab sich zu dem Ende zu seinem Regimente. Hier fand er bald Gelegenheit sich hervor zuthun. Der Marschall von Broglio kannte seine Verdienste, und suchte sie zu nutzen. Er wirkte ein Patent vom Könige aus, wodurch er von dem Dragoner Regimente des Generals der Kavallerie zum Regimente Antichamp, seines Vetters versetzet ward;

und

und nun diente er nicht nur als Kapitän unter besagtem Regimente, sondern er war auch zugleich als Adjutant des Marschalls und des Grafen von Broglio angestellt. Hier eröffnete sich für unsern Ritter ein weites Feld, um Lorbeern einzuärndten Höxter war der erste Ort, wo er sich durch seinen unerschrockenen Muth auszeichnen sollte. Er wurde von dem Marschall von Broglio beordert, von diesem Ort allen Pulvervorath nebst andern königlichen Effeckten wegzuschaffen, und in Sicherheit zu bringen. Er that es im Angesicht des Feindes; er setzte zu verschiedenen malen unter beständigem Feuer über die Weser, rettete den ganzen Vorrath, und ließ ihn auf Schiffe und in Sicherheit bringen. — Nach dieser glücklichen Unternehmung wohnte er dem Treffen bey Ultrop unweit Soest bey, wo er Wunder der Tapferkeit bewies, und zwey Blessuren, eine am Kopf, und die andere am Schenkel bekam.

Kaum war derselbe von seinen Wunden kurirt, so suchte er aufs neue Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen. Er grief den 7 November 1761 mit einem Detaschement Schweizer und den Grenadiren von Champagne die Bergschotten bey dem Dorfe Meinschloß, einem engen Passe von dem feindlichen Lager bey Eimbeck an, brachte sie nach einem sehr hartnäckigen Widerstand in die Flucht, und verfolgte sie bis ins englische Lager. Hierauf wurde ihm

der

der Posten zu Osterwiek und ein vermischtes Kommando von etlichen Eskadronen Dragonern, Husaren und Freywilligen von St. Victor anvertrauet. Mit diesen überfiel er das preußische Freybataillon von Reez, welches aus 600 Mann bestand, und die Kommunikazion der Französischen Armee zu Wolfenbüttel abschnitt, mit solcher Hitze, daß er es übern Haufen warf, und es nöthigte, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Die hiedurch bewirkte freye Kommunikazion und Eroberung von Wolfenbüttel durch den Prinzen Xaver von Sachsen waren die wichtigen Folgen dieser glücklichen Unternehmung unsers Ritters, und er würde es gewieß auf dieser kriegerischen Laufbahn sehr hoch gebracht haben, wenn die Friedenspräliminarien seine ferneren Thaten nicht unterbrochen hätten.

Seine anderweitigen großen Verdienste waren indeßen dem Hofe noch im frischen Andenken. Derselbe hatte ihn ausersehen, den Baron von Breteuil in der Qualität eines französischen bevollmächtigten Ministers zu Petersburg abzulösen. Unerwartete Begebenheiten hinderten die Wirkung dieser Bestimmung. — Peter III. ward des Throns entsetzt, und gieng mit Tode ab. Die Gestalt der Angelegenheiten in Rußland ward verändert, und mithin auch der französische Plan. Der Baron von Breteuil mußte zu Peters-

burg und der Ritter D'Eon in der Nähe des Französischen Hofes bleiben, um im vorkommenden Fall sogleich gebraucht werden zu können; und hiezu fand sich bald Gelegenheit. Der Herzog von Nivernois wurde als bevollmächtigter Minister nach London gesandt, um den Frieden völlig zu Stande zu bringen. Unser Ritter wurde für würdig erklärt, die Unterhandlungen besagten Ministers in der Qualität eines Legazionssekretärs zu unterstützen, und er leistete seinem Hofe bey dieser Gelegenheit keinen geringen Dienst, da er durch gebrauchte List eine genaue Abschrift von den Friedensinstrukzionen des Lord Egremonts zu erhalten wußte, die er sogleich nach Versailles abschickte, um dem Hofe von dem Innhalt derselben bey Zeiten Nachricht zu geben. Der Kurier des Herzogs von Nivernois kam einen Tag früher als der englische zu Paris an. Die Minister waren also auf die Punkte der Schwierigkeiten, womit der Herzog von Bedford die Unterhandlungen aufhalten sollte, vorbereitet; sie räumten selbige gar leicht aus dem Wege, und die Präliminarien wurden einige Tage hernach unterzeichnet. Dieser neue Dienst, den der Ritter der Regierung leistete, erwarb ihm neue Lobsprüche und neue Gnadenbezeugungen.

Auch

Auch bey dem Könige von England wußte sich derselbe beliebt zu machen, und dieser Monarch achtete ihn eines besondern Vorzugs würdig. Im Februar 1763 wählte er ihn, wider den ordentlichen Gebrauch, dem französischen Hofe und dem Herzoge von Bedford die Ratifikazion des Definitiv-Friedenstraktats zu überbringen. — Er verließ London, kam zu Versailles an, ward vom Ministerium günstig aufgenommen; übergab die ihm anvertraute Ratifikazion, und man ertheilte ihm das St. Ludwigskreuz und ein Geschenk. Die Tapferkeit, die er im Felde bewiesen, die Klugheit, mit welcher er sich bey den verschiedenen Unterhandlungen, wozu er den Auftrag gehabt, betragen hatte, wurden dieser Ehre für würdig erachtet, ohnerachtet die kurze Zeit seiner Militärdienste ihm das Recht, darum anzuhalten, eigentlich noch nicht erlauben konnte.

Da der französische Hof von der Zeit an eine noch vortheilhaftere Meynung als vorher von dem Ritter D'Eon hegte, wie aus den Schreiben, die der König und sein Minister, der Herzog von Choiseuil, an denselben ergehen ließen, deutlich zuersehen ist: so darf man sich nicht wundern, daß derselbe ihn im April 1763 zu seinem Residenten bey dem Könige von Großbrittanien ernannte, als der Herzog von Nivernois zurück nach Frankreich gieng. Hier setzte er seinen geheimen Briefwechsel mit

den Ministern fort. Der Nutzen und die Nothwendigkeit erfoderten, ihm einen höhern Karakter zu geben. Es wurde daher für gut befunden, ihm den Titel eines bevollmächtigten Ministers beyzulegen. Der Ritter behauptete diesen neuen Karakter mit derjenigen Würde und Einsicht, die der Größe oder dem Interesse des Prinzen, den er vorstellte, gemäß waren. Sein öffentliches sowohl als Privatbetragen erwarben ihm zugleich die Hochachtung beyder Höfe.

Nichts destoweniger mußte unser Ritter bey allen seinen Verdiensten die Hofkabalen auch an sich erfahren. Der Graf von Guerchy, königl. französischer Bothschafter am Großbrittanischen Hofe, wendete mit seinen Freunden alles an, denselben zu stürzen. *) Es gelang

*) Hievon giebt die Ritterin D'Eon in ihren Memoiren folgende Ursachen an: " Er sey dem Grafen von Guerchy durch seine Ergebenheit gegen den Marschall von Broglio verdächtig geworden; er hätte also lieber gewünscht, daß der Ritter, gleich nach seiner Ankunft in London, England verlassen hätte. — Er habe ihm immer sehr stolz begegnet,, und ihn bey seinen Freunden zu London verläumdet. — Habe gemacht, daß ihm seine Pension nicht vom Hofe aus bezahlt worden. Er habe ihn sogar in London wollen in Arrest nehmen lassen. — Er hätte ge-

lang ihm, und der Ritter mußte seine Stelle als bevollmächtigter Minister niederlegen und in London privatisiren. Er büßte dabey nichts ein, als seine Titel und seine Revenüen; das Vertrauen seines Monarchen behielt er, und dieser Vorfall unterbrach ihren Briefwechsel nicht. – Derselbe ist seit 20 Jahren ununterbrochen fortgesetzt worden, und er hörte nicht eher als mit dem Tode des Monarchen auf. Dieser Briefwechsel, woraus man eine schätzbare und ansehnliche Sammlung machen könnte, enthält die geheimsten Anekdoten einiger der vornehmsten Höfe.

Nun lebte unser Ritter in London als eine Privatperson, und zeigte auch hier seinen Eifer mit der größten Uneigennützigkeit für Frankreichs Ruhm und Vortheile, und zwar

---

gegen ihn zu London unterschiedliches drucken lassen, und gegen die Note des Ritters ein großes Geschrey erhoben. — Er habe ihn beschuldiget, er sey ihm 75000 Livres schuldig, da er doch wohl das Gegentheil gewußt. — Er habe ihn bey Hofe durch allerhand Vorwendungen in Mißkredit zu bringen gesucht. — Er habe ihm Papiere durch List zu entwenden gesucht, und deshalb Leute verführt und bestochen, ihn derselben zu berauben ꝛc. " In wie weit diese Beschuldigungen gegründet sind, will man hier Orts nicht untersuchen. —

bey folgender Gelegenheit. Im Jahre 1764 widersetzte sich die Gegenparthey in den beyden Parlamentshäusern zu London dem Hofe zu St. James und den Unterhändlern des letzten Friedens heftiger als jemals. Verschiedene Häupter jener Parthey, denen daran gelegen war, alles, auch das Geheimste zu wissen, was bey dieser Gelegenheit vorgegangen war, boten dem Ritter D'Eon 40000 Pfund Sterling an, wenn er ihnen von gewissen Umständen Nachricht ertheilen, und ihnen verschiedene auf den Frieden sich beziehende Papiere mittheilen wollte; allein er schlug diese Anerbietung großmüthig aus, und bewahrte seine Geheimnisse.

Der Ritter, der von dem öffentlichen Schauplatz abgetreten, überließ sich in seiner Einsamkeit nun gänzlich seiner Lieblingsneigung. Sein Briefwechsel ließ ihm Muße genug übrig. Er schrieb über allerley Materien, und diese Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse war die Frucht seines anhaltenden Studirens. Alle Winter schloß er sich in seine Bibliotheck ein; er arbeitete daselbst täglich 15 Stunden, und nahm von niemand in der Woche Besuch an. Nur des Sonntags lies er sich 4 Stunden sprechen. Er lebte sehr nach der Diät, und begnügte sich in 24 Stunden an einer mäßigen Mahlzeit. Den Sommer über brachte er auf dem Landtguthe seines vertrauten Freundes, des

Lords

Lords Grafen von Ferrers, Pairs und Admirals von England, zu, wo er sich wechselweise mit den Büchern, mit der Jagd und dem Reiten beschäftigte. Auf diese Art lebte derselbe 14 Jahr, von seinem Vaterlande gleichsam verbannt, zu London.

Unser Ritter ertrug indessen die Grausamkeit seines Schicksals mit eben dem standhaften Muth, mit welchem er ehedem den Gefahren trozte; und er wurde dafür belohnt. Ludwig XV., der von dem Betragen und dem Unglücke desselben vollkommen unterrichtet war, lies ihm durch den Minister, den er nach London sandte, einen Gnadenbrief von einer Pension von 12000 Livres zustellen, und ihm zugleich die Versicherung eines bessern Glücks zu einer gelegnern Zeit geben; und um ihn dafür noch mehr zu trösten, daß er so lange ein gar zu unglückliches Opfer seines Geheimnisses gewessen war; so wurde bemelter Gnadenbrief, der ein Denkmal seiner Unschuld und seines Ruhms sowohl für ihn selbst, als für seine Familie seyn sollte, folgender Gestalt abgefaßt:

" Zur Belohnung der Dienste, die Herr D'Eon mir sowohl in Rußland, als bey meinen Kriegsheeren und bey andern Aufträgen, die ich ihm gegeben, geleistet hat, gebe ich ihm die Versicherung eines jährlichen Gehalts von 12000 Li-

Livres, die ich ihm alle sechs Monate, in welchem Lande er sich auch befindet, außer in Kriegszeiten bey meinen Feinden, richtig werde auszahlen lassen, und zwar so lange, bis ich für dienlich erachte, ihm eine Stelle zu ertheilen, wovon die Besoldung noch ansehnlicher seyn würde, als der itzige Gehalt. „

Zu Versailles, den 1 April,
1766.

Louis.

Dieser neue Beweis der Wohlgewogenheit Ludwigs XV. beruhigte unsern Ritter gänzlich, und er suchte sich derselben immer würdiger zu machen. Sein Diensteifer schränkte sich nicht auf das eigene Interesse eines so guten Herrn allein ein, sonderngieng auch sogar auf die Bundsgenossen Frankreichs. Mit vieler Mühe und großen Kosten hatte er Nachricht von Dingen erhalten, woran ihnen gelegen war. Er machte sie ihnen im Jahre 1766 bekannt, und die Briefe, die einer ihrer Botschafter in ihrem Namen an ihn schrieb, gaben ihm zu erkennen, daß sie die Wichtigkeit davon eingesehen hätten. Vergnügt darüber, daß er den Bundesgenossen seines Monarchen einen Dienst geleistet hatte, hielt sich der Ritter wegen seiner Kosten völlig entschädigt, und wegen

seiner Mühe belohnt. Auf diese Art war auch sein Privatleben dem Interesse Frankreichs annoch nützlich; und die Gnade seines Souverains, die Freundschaft des Lords Ferrers und die allgemeine Achtung der englischen Nazion hielten ihn für alles schadlos, und versüßten nebst den Wissenschaften sein einsames Privatleben.

In den Jahren 1769 und 1770 bot sich ihm eine neue Gelegenheit dar, seinen Eifer für Frankreich an den Tag zu legen. Der Doktor Mußgrave, ein Mann von vornehmer Familie und großem Ansehen im Unterhause, nutzte, da es auf die Wahl eines neuen Parlements ankam, auf eine geschickte Art diesen Umstand, um der Ministerialparthey einen Streich zu versetzen. Zu dem Ende ließ er eine satyrische Vorstellung drucken, die sich auf den Frieden bezog. Sie war an die Wählenden gerichtet, und hatte die Absicht zum Grunde, die bereits angenommene Meynung, daß der französische Hof an die Prinzeßin von Wallis, an den Lord Bute, an den Herzog von Bedford, an die Staatssekrtärs, Lord Hallifax und Egremont, und an den verstorbenen Grafen von Viri große Sumen Geldes ausgetheilet hätte, um den Friedensschluß zu befördern, noch mehr zu bestärken; und er trug kein Bedenken, den Ritter D'Eon, den er öffentlich als den Friedensstifter angab, in diesen Handel mit einzuflechten. Mußgrave errichte seine

Absicht, und seine Schrift that die Wirkung, die er sich davon versprochen hatte. Sie brachte alle Gemüther in England gegen diejenigen auf, die an dem großen Friedenswerke gearbeitet hatten. Der Haß, der dadurch gegen den Hof zu St. James entstand, gieng so weit, daß das Parlement 1770, um den Wirkungen desselben Einhalt zu thun, sich gezwungen sah, eine besondere Untersuchung deswegen anzustellen, Begierig, den Ruhm der Minister beyder Nazionen und seinen eigenen zu rächen, begnügte der Ritter D'Eon sich nicht damit, die von besagtem Doktor und einer Menge anderer Schriftsteller, die mit vieler Hitze jene beißende Vorstellung unterstützten, verbreitete Unwahrheiten in Schriften zu bekämpfen; sondern es trug auch noch sein juristisches Zeugniß dazu bey, daß Mußgrave, nachdem er von dem Sprecher als ein Stöhrer der öffentlichen Ruhe, einen scharfen Verweiß bekommen hatte, als ein Doktor im Wahnsinn, der seinen Landsleuten den Kopf verwirret hätte, aus dem Unterhause gestoßen ward. Dieß Betragen und der Eifer, womit er sich dieser Vertheidigung annahm, erwarben ihm den Beyfall des Königs und des Hofes von England sowohl als seines eigenen und des ganzen Publikums, und brachte den erstern mehr als einmal zu der Entschließung, unserm Ritter eben diejenigen militärischen und politischen Ehrenzeichen anzu-

tragen, die er in Frankreich bekleidet hatte, wenn er sich nur dazu hätte entschließen können, sich nazionalisiren zu lassen; allein seinem Souverän und Vaterlande beständig getreu, schlug er auch hier, so wie in Rußland, alle Anerbietungen großmüthig aus.

So häufige Beweise der Treue und Ergebenheit machten **Ludwig** XV. immer geneigter, seinen geheimen Minister, in der Person unsers Ritters zurück zu berufen, und die Hoffnung zu einem bessern Schicksale an ihm zu erfüllen. Ja er laß mit Vergnügen die verschiedenen Vorschläge, die man ihm 1770 und 72 überreichte, um das erstere zu bewirken; allein die Mäßigungsmittel, die man ihm vorschlug, um die Gesinnungen derjenigen, die ihn davon abhielten, mit der zärtlichen Denkungsart des Ritters zusammen zu stimmen, waren noch unzulänglich. Man bot ihm weiter nichts als glückliche Umstände an; von öffentlicher Anerkennung seiner Unschuld war gar nicht die Rede. Er wollte untadelich in den Augen des Publikums erscheinen, so wie er es in seinen eigenen war; und hierinnen liegt das ganze Geheimniß des Widerstandes und einer Art von Hartnäckigkeit, die er bey verschiedenen Vorschlägen, die man ihm zu verschiedenenmalen gemacht hat, äußerte. Es war nicht Widerspenstigkeit, sondern es war die Ehre, die die Vorschläge verwarf. **Ludwig** dem XV. war dieß nicht unbe-

bekannt. Er fuhr auch fort, ihn mit seinem Vertrauen und mit seinen Gütigkeiten zu beehren, und es ist ganz glaublich, daß dieser Monarch ihm endlich öffentliche Beweise davon würde gegeben haben, wenn er die Zeit, in den Belohnungen des Ritters weiter zu gehen, dazu gehabt hätte; allein dieser großmüthige König starb bald hernach.

Sein eben so großmüthiger Enkel und erhabener Prinz bestieg den Thron; er fand unter den Papieren seines Großvaters den Briefwechsel des Monarchen mit dem Ritter D'Eon, und dieser Briefwechsel entdeckte demselben das Geheimniß von des Ritters Geschlecht. Ludwig XVI. er sah gleichfalls daraus die geheimen und öffentlichen Dienste, welche dieser Unterhändler von einer neuen Art dem Staate geleistet hatte. Er urtheilte, daß ein mit kriegerischen Ehrenzeichen geziertes Frauenzimmer, daß sich durch die Waffen sowohl als durch die Gelehrsamkeit rühmlichst ausgezeichnet hatte, in der Fremde nicht auf der rechten Stelle wäre. Die Grafen von Maurepas und Vergennes waren dazu bestimmt, sie zurück zu berufen, und ihr Geschlecht selbst mußte ein Aussöhnungsmittel dazu seyn. Es wurden dieserwegen zwo Unterhandlungen angestellet, und der Markis von Prûneaux, ein angesehener Offizier zu der ersten ausersehen. Er reisete nach London; er gab dem Ritter die Versicherung

rung von einem Gehalt von 15000 Livres; bot ihm ein sicheres Geleit von Ludwig XVI. unterzeichnet an; kündigte ihm die unschätzbare Ehre einer besondern Unterhandlung mit dem neuen Monarchen an, und versprach ihm unumschränkte Freyheit, nach London zurück zu gehen, wenn ihm nicht völlige Genüge geschähe. — Der Ritter war im Begrieffe abzureisen, und er wartete nur noch auf ein Wort; er verlangte, so wie bey den vorgehenden Unterhandlungen, daß seine Unschuld öffentlich anerkannt würde. Man suchte der Bitte auszuweichen, der Ritter blieb zu London, und der Markis gieng zurück nach Versailles.

Dieser Widerstand mißfiel anfänglich dem Ministerium, allein die Ursachen, worauf der Ritter D'Eon ihn gründete, brachten selbides bald zu günstigeren Gesinnungen. Man beschloß mit einer neuen Unterhandlung einen Versuch zu machen, worinn man wegen der Artikel eines Traktas, der unterzeichnet ward, mit dem Ritter überein kam. Zu dem Ende wurde ihm ein Geleitsbrief vom Könige eingehändiget, zufolge dessen ihm nicht allein erlaubt wurde, wieder ins Reich zu kommen, sondern auch versprochen wurde, daß von seinen Zwistigkeiten gar nichts mehr gedacht, vielmehr ihm die vom hochseligen König bewilligte Pension ausgezahlt, und übrigens wegen seiner sonstigen Verdienste um den Staat in die be-

son-

sondere Protekzion des Königs genommen, und er von keinem Minister weiter angefochten werden sollte. —

Diese Erlaubniß und Versprechung, worinn das vom Könige selbst ausgesprochene Urtheil das Siegel auf die gerechte Sache des Ritters drückt, brachte ihn zu der Entschliessung Engeland sogleich zu verlassen; allein gewisse Streitigkeiten, die bald hernach zwischen den Unterhändlern *) entstanden waren, verzögerten

*) Nämlich die Herren Caron v. Beaumarchais und Morande. — In einem Briefe an den Grafen v. Vergennes vom 20 Januar 1778 beschwerte sie sich über selbige folgender Gestalt. Sie sagt nämlich unter andern: " V. Beaumarchais hat mir die 90000 Livres, wozu er vom Könige Vollmacht gehabt, dieselben an mich auszuzahlen, nicht bezahlt. — Er würde sie mir gewiß ausgezahlt haben, wenn ich die niederträchtige Gefälligkeit, in den Vorschlag, den er mir gethan hat, willigen, nähmlich ihm alles Geld der englischen Polizey auf mein Geschlecht gewinnen zu lassen, für ihn hätte haben wollen. — Er hatte auf sein Ehrenwort den Grafen Ferrers meinen Freund, um 233 Luisdor betrogen. — Er hat mich gesucht lächerlich zu machen, indem er in ganz Paris bekannt machte, daß er sich mit mir vermählen würde, wenn ich mich drey Monate in der Abtey der Damen von

ten die Abreise. — Der Ritter blieb noch zu London, und da er noch einige Besorgniße hegte, so schrieb er an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von welchem er, folgende Antwort erhielte:

Madame!

" Ich habe den Brief erhalten, welchen Sie unter dem 1ten dieses Monats an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigt haben. — Hätten Sie sich nicht Eindrücken des Mißtrauens überlassen, welche Sie, wie ich versichert bin, nicht aus Ihren eigenen Gesinnungen geschöpfet haben; so würden Sie schon längstens in Ihrem Vaterlande der Ruhe genießen, die itzt mehr

von St Antoine aufgehalten hätte, da in der That wenig daran gefehlt, daß er sich nicht zu London mit meinem spanischen Rohre vermählt hat. — Ich erstaune darüber, das dieser Caron so kitzlicht in Ansehung meiner Reden zu Paris ist, ich habe weit härtere gegen ihn zu London geführt, da ich noch meine Uniform trug, den Huth auf dem Kopfe, den Degen an der Seite, den Stock an der Hand, und die Ehre hatte mit Sr. Excellenz Caron zu reden, der zuerst den Huth auf den Kopf setzend, sichs einen Augenblick einfallen ließ, in seinem eigenen Zimmer stolz gegen mich zu thun, denn ich aber sogleich wieder auf andere Gedanken und zum Schweigen brachte, und zwar in Gegenwart seines vertrauten Freundes Morande, der feigen Memme; — Ich scheue in

mehr als jemals der Gegenstand Ihrer Wünsche seyn muß. — Ist es ihr Ernst, wieder zurück zu kommen, so sind ihnen die Thüren noch offen. Die Bedingungen, die man dabey gemacht hat, sind Ihnen bekannt; das vollkommenste Stillschweigen, in Ansehung des Vergangenen; solche Personen zu meiden, welche Sie als die Ursache Ihres Unglücks ansehen wollen, und dann auch die Kleidung Ihres Geschlechts wieder anzulegen. Die öffentliche Bekanntmachung desselben in Engeland kann Ihnen

---

in der That seine fürchterliche Feder eben so wenig, als seinen fürchterlichen Degen, der nie des Tages Licht erblickt hat, seitdem er vom Schwerdtfeger gekommen ist. — Ich bin nicht undankbar gegen ihn, wie er sagt, er hat mir so zu sagen nichts als Böses bewiesen. — Ich bin keine Thörin, und zum Beweise davon dient, daß ich ihm nicht in sein Netz gerathen bin. — Ich war nicht strafbar, wenn man es nicht etwann dadurch ist, daß man ohne Zurückhaltung in Frieden und im Kriege, in Norden und in Süden seinen Kopf und seinen Arm zum Dienste seines Königs und seines Vaterlandes weiht: — Ist es nicht sonderbar, das ein Caron den Uhrmacher-Laden seines Vaters verläßt, um einen mit öffentlichen Ehrenzeichen gezierten Offizier, und einen ehemaligen Minister, den sein Geschlecht und seine außerordentlichen Dienste ihm ehrwürdig machen sollten, öffentlich zu beleidigen? — Trü-

Ihnen nicht weiter erlauben, deswegen Bedenklichkeiten zu hegen. Es ist ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt, daß unsere Gesetze ein Ansehung solcher Verkleidungen eben nicht nachsehend sind. Ich muß noch hinzufügen, daß, wenn es ihnen in Frankreich, nachdem sie es versucht haben, sich daselbst aufzuhalten, nicht gefällt, man Sie nicht hindern wird, sich dahin zu begeben, wohin Sie wollen. Alles was ich Ihnen schreibe, geschiehet auf Befehl des Königes. Ich setze noch hinzu, daß das sichere Geleit, wel-

— Trüge ich noch die Kleidung, die ich auf Befehl des Königs wider meinen Willen abgelegt habe, so würde er davor gezittert haben, mich auf solche Weise zu reizen (den Herr Caron v. Baumarchais hatte sich gegen ihn bey dem Minister beschwert, das die Ritterin D'Eon ihm unbilliger Weise in Paris verkleinere und Ungerechtigkeiten beschuldigte) Ach — fährt sie fort — wird denn mein Gehorsam keine andere Wirkung thun, als meine Feinde kühner zu machen, und mich ohne Vertheidigung den Großpralereyen und Beleidigungen solcher feigen Memmen auszusetzen, die ehemals ein Blick von mir mit kalten Schrecken erfüllt haben würde! — Der Hof war mir 318477 Livres 16 Sols schuldig — Caron hat mir 61714 Livres 6 Sols davon bezahlt — urtheilen Sie selbst, gnädiger Herr, von den Verbindlichkeiten, die ich diesem großen Unterhändler schuldig bin, und von der Dankbarkeit, die er mir einflößet. — —

welches Ihnen ertheilt worden, Ihnen hinlänglich ist; nichts hindert Sie also, diejenigen Parthey zu wählen, die Ihnen gut deucht. Wenn Sie zu der heilsamsten greifen, so werde ich Ihnen Glück dazu wünschen; wo nicht, so werde ich Sie nur beklagen können, daß Sie der Güte eines Herrn, der Ihnen die Hand reicht, entsprochen haben. Machen Sie sich keine Sorge. Wenn Sie nur erst in Frankreich sind, so können Sie sich gerade an mich wenden, ohne Hülfe irgend eines Mittelmannes. Ich habe die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu seyn

Madame!

Versailles, den 12
July, 1777.

Dero
ergebnester und gehorsamster
Diener
de Vergennes.

Der Ritter reisete nun, weil dies Schreiben alle noch übrige Bedenklichkeiten gänzlich aus dem Wege räumte, in vollem Vertrauen den 13 August 1777 von London ab, und kam den 17 desselben Monats in der Uniform zu Versailles an. Er machte sogleich dem Minister seine Aufwartung, der ihn zwar mit vorzüglicher Achtung empfieng, aber auch zugleich sowohl mündlich als schriftlich andeutete, die Kleidung seines Geschlechts nicht nur wieder

an-

anzulegen, sondern sich auch derselben, so lange er in Frankreich seyn würde ununterbrochen zu bedienen. Dem ohnerachtet reisete er den 2 September in seiner Uniform von Paris ab, um seine Mutter zu Tonnerre, die er in 24 Jahren nur einmal, nämlich bey seiner Durchreise nach Teutschland zur Armee, gesehen hatte, zu besuchen; und als derselbe den 18 Oktober von dort in derselben Uniform wieder zurück kam, so mußte er, auf wiederholten Befehl des Königs, die weibliche Kleidung anlegen. Von der Zeit an hat die Verwandlung aufgehört. Der Ritter wird nun wieder, was er ursprünglich war, nämlich die Ritterin, oder Fräulein D'Eon de Beaumont.

Ganz Europa vernahm mit Erstaunen und Verwunderung zugleich, daß dieser geschickte Unterhändler von vollendeter Erfahrung — dieser Krieger von bewährter Tapferkeit — dieser Schriftsteller *) von einer so großen Ge-

*) Außer einigen kleinern Schriften sind von ihr folgend Werke im Druck erschienen: 1) Les loisirs du Chevalier d'Eon de Beaumont pendant son sejour en Angleterre 13 Volumes in 8 Amsterd. 1775. — 2) Lettres, memoires & negotiations particuliéres de Chevalier d'Eon in 4to. 3) Memoires & Consultations pour Pierre Augustin Caron de Beaumarchais 5 Parties. Londres 1776 in 12mo. — —

lehrsamkeit und von so scharfer Beurtheilungs-kraft, in der That ein Frauenzimmer wäre.— Bishero hatte man an der Wahrheit der Gerüchte, die man von ihrem Physischen Zustande verbreitet hatte, gezweifelt; und nun zweifelte man nicht mehr daran. Bey den ersten Gerüchten machten die Engeländer und Fremden verschiedener Nazionen zwo Partheyen. Es gab auch in Engeland eine dritte Parthey, welche behauptete, der Ritter D'Eon wäre von zweyerley Geschlecht; man hat darüber ein Memoire in englischer Sprache Of an Hermaphrodite &c. dem Chevalier D'Eon zugeeignet, in London 1772 bey Roson in 12mo erscheinen sehen. — Einige behaupteten die Wahrheit des Geschlechts, von welchem der Ritter bisher den äussern Schein gezeigt hatte, und andere stellten dem Gerüchte Glauben zu, welches das entgegen gesetzte Geschlecht ankündigte. Es wurden große Wetten von mehr als 200000 Pfund Sterling dieserwegen angestellt; es kam nur auf die Ritterin an, heimlich an dieser Wette Theil zu nehmen, und dabey an die 20000 Pfund Sterling zu gewinnen, welche die verschiedenen Partheyen ihr angeboten, um in die Wahrmachung ihres Geschlechts zu willigen; allein sie schlug diesen niedrigen Gewinnst nicht nur großmüthig aus, sondern äußerte auch über die Unanständigkeit dieser Vorschläge einen solchen Unwillen, daß sie be-

sag-

sagte Wetten für null und nichtig erklären ließ; ja sie protestirte nicht allein gegen das erste Urtheil, wodurch sie gut geheissen wurden, sondern machte auch noch vor ihrer Abreise aus London in allen Zeitungen bekannt: " Daß, da das Schicksal der Wettenden nicht anders als durch Mittel entschieden werden könnte, die von ihnen nicht abhiengen, man nicht habe hoffen können, daß sie sich so weit würde herunter gelassen haben, um sich zu einer Aufklärung in dieser Sache zu bequemen, da sie dadurch der Ehre, worauf sie stets gehalten, und der Würde der Karaktere, die sie bekleide, zu nahe getreten seyn würde. "

Dieß war die Ursache des Processes, der den Wettenden zu London lange zu schaffen gemacht hat, und der endlich, nach dem Wunsche und Begehren der Ritterin, durch ein vom Lord Grafen von Mansfield, Oberrichter der Königs-Bank, in Gegenwart von 12 geschwornen Richtern Englands, am 31 Januar 1778 gefälltes Endurtheil, wodurch alle Wetten, welche dieselben Richter kurz zuvor bestätiget hatten, vernichtet wurden, geendiget worden ist. Hierauf wurde unsere Heldin, nach den verschiedenen Meynungen, die die Stadt London theilten, auf verschiedene Art in Kupfer gestochen, nämlich als Dragoner-Offizier, als Minister, als Frau und als Mann, mit ver-

schiedenen zu ihrer Ehre gereichenden Umschriften gezieret.

Selbst in Paris verkaufte man ihr Bildniß in Kupfer, und stellte sie als Minerva oder Pallas darauf vor, mit der Umschrift: Son Esprit vaut sont cœur, c'est Pallas elle même! Long tems on la craignoit, maintenant on l'aime. Das ist: Ihr Geist gleicht ihrem Herzen, sie ist ganz die Pallas selbst! Da man sie lange Zeit fürchtetet, so liebt man sie itzt.

Unsere Amazonische Ritterin würde nun in Paris in dem Schoosse ihrer Freunde und Bewunderer, oder in ihrer Einsidelen im kleinen Montreuil bey Versailles vergnügt haben leben, und ihren Jahrgehalt ruhig verzehren können, wenn ihr martialischer Geist, der sie noch immer beseelt, beydes zulassen wollte. Ganz von dem Ungestümm ihres Temperaments hingerissen, schrieb sie einen Brief an den Grafen von Maurepas; und bat ihn, sie von ihrem itzigen unthätigen Leben zu befreyen, und auf der Flotte des Grafen D'Orvilliers dienen zu lassen.

Dieser Brief und Ansinnen that aber keineswegs eine dem Verlangen der Ritterin gemäße Wirkung. Der König ließ eine Order an sie ergehen, die also lautet:

Im

Im Namen des Königs

" Es wird der Ritterin D'Eon anbefohlen, sich innerhalb dreyer Tage, nach der Beglaubigung dieses Befehls nach Tonnerre zu begeben und daselbst in der Kleidung ihres Geschlechts bis auf weitere Order Sr. Majestät zu bleiben, ohne sich an einem anderen Orte aufhalten zu können, bey Strafe des Ungehorsams. "

Versailles, den 19 Febr.

1779.

Louis

Amelot.

Das Fräulein D'Eon hat nicht ermangelt, in der Beglaubignng und in dem Empfangsscheine, welche man sie hat unterschreiben lassen, folgende neue Vorstellungen bekannt zu machen: " Ich Endes Unterschriebene bezeuge, daß Herr de Vierville, K. Gardemajor, mir die königliche Order bekannt gemacht und zugestellt hat. Ich verspreche derselben mit der Sr. Majestät schuldigen Unterwerfung zu gehorchen, indem ich Höchstdenselben und Dero Ministern ehrfurchtsvoll die Vorstellung mache, daß ich itzt in meinem Bette, gänzlich ohne Geld und ohne Mobilien, in meinem Hause zu Tonnerre bin, das ich vor mehr als 26 Jahren wegen des geheimen und öffentlichen Dienstes des höchstseligen Königs, meines guten

Herrn, Ludwig XV., verlassen habe. Geschehen in meinem Bette, den 2 März 1779."

Die Ritterin D'Eon.

Es ist schwer einzusehen, was die Ritterin D'Eon zu der Hoffnung habe bewegen können, daß es dabey sein Bewenden haben, ohne daß man von ihr mehr, als das Versprechen, zu gehorchen, verlangen würde. Sie glaubte, sie habe nicht nöthig, diese Pflicht zu erfüllen. Ihre Hartnäckigkeit brachte den Minister zu der Entschliessung, größere Strenge gegen sie zu brauchen. Man nahm sie in Verhaft, und brachte sie in die Cittadelle zu Dijon. Hier kam sie gar bald auf andere Gedanken. Sie schrieb an den Minister, daß sie dem Befehl des Königs in allem pünktlich gehorsamen wolle. — Sie bekam also ihre Freyheit wieder. Dies geschah den 27 April, und sie wurde nur auf 20 Stunden von Paris und vom Hofe verbannt. — Vor ihrer Abreise aus Dijon nahm sie in der dasigen Benediktiner Abtey Frühstück ein, trank zu Ehren des schönen Geschlechts drey Flaschen Wein, und speisete kleine Rädise. Nach gehaltener Mahlzeit übte sie sich zu großem Erstaunen der Mönche 2 Stunden lang in den Waffen, und schimpfte dabey auf die Erfindung der weiblichen Tracht. Sie begab sich hierauf nach Tonnerre, und bald nachher nach Dublin in Irrland, wo sie

noch

noch vermuthlich lebt, wenn sie sich nicht allenfalls, ihres Standes überdrüßig, unter andern Namen und Kleidung zu den Fahnen Washingtons nach Amerika begeben.

Wir schliessen diese Lebensgeschichte, deren Heldin die Zeitgenossen annoch in Erstaunen setzt, mit dem Urtheil, welches der berühmte Linguet in der 7 Numer seiner politischen, civil- und militärischen Anaclen von dem militärischen und politischen Verdienste des Fräuleins D'Eon öffentlich folgendermassen gefället hat:

" Von allen Frauen, die sich durch den erborgten äußerlichen Schein des andern Geschlechts Ruhm erworben haben, sagt Herr Linguet, ist Charlotte, Genevive, Louise, Auguste, Andre, Thimothee D'Eon de Beaumont, vielleicht in jeder Absicht die sonderbarste. Die Nachwelt wird sich darüber wundern: daß, da sie gleich nach zurück gelegter Kindheit die Laufbahn der Staatskunst angetreten, sie dennoch gleich Anfangs durch ihre Vorsichtigkeit, Achtsamkeit und Klugheit sich ein Vertrauen erworben hat, das nicht immer durch die längste Uibung gerechtfertiget wird; daß sie aus dem Kabinet ins Lager versetzt, sich daselbst durch einen Muth hervorgethan hat, der selbst bey Männern nich allemal das Talent der Unterhandlungen begleitet, und daß in diesen verschiedenen Situazionen ihr Geheimniß stets un-

unbekannt gewesen; oder, welches einerley, so lange Zeit von ihr selbst, oder von den Vertrauten, welchen sie es etwann offenbaret haben kann, bewahret worden ist. Es kann nicht fehlen, daß ein so geschäftiges Leben, und in einer solchen Verkleidung, nicht manche wunderliche Vorfälle veranlaßt haben sollte, die eine interessante Geschichte geben würden; allein das Äusserordentlichste von allem ist der Prozeß, wozu ihr Geschlecht zum Vorwande dient, und wobey sie hat sehen müssen, daß sich die Gerichte angemaßet, der Kühnheit, welche in dies Geheimniß einzudringen gesucht, einen Preis zuzusprechen. „

Da uns weder Herr Linguet in seinen Annalen, noch der Herr de la Fortelle, als Verfasser des militarischen, politischen und Privatlebens des Fräuleins D'Eon de Beaumont, mit dem Karakter und Temperament der französischen Heldin bekannt gemacht hat, so wird es uns erlaubt sein; hierüber unser Urtheil zu wagen. Ihre Handlungen sowohl als ihre Physiognomie zeigen satsam an, daß ihr Haupttemperament das Cholerisch-sanguinische seyn, und alle die Tugenden und Fehler an sich haben müsse, welche dieses vermischte Temperament natürlicher Weise mit sich führet. — Tapferkeit, Ehrbegierde, tiefe Einsichten, kühne Unternehmungen, anhaltender Fleiß, Entschlossenheit, Uneigennützigkeit, Wahrheitsliebe

und

und Freymüthigkeit sind diejenigen Temperamentstugenden, die sie in jeder Situazion weit über Geschlecht erheben, und sie bey jedermann, auch sogar bey gekrönten Häuptern, beliebt gemacht haben. Ihre Fehler, die Hartnäckigheit, Eigensinn, Herrsch- und Rachsucht waren auf der gedoppelten Laufbahn, die sie ehedem betrat um so viel weniger sichtbar und auffallend, da sie auf derselben, besonders auf der militärischen, den Schein der Tugend haben. Der Militärstand war allein das Fach, worein sie vorzüglich paßte, und in jeder weiblichen Situazion würde sie ganz unerträglich seyn. Ihr letzteres Betragen in der Uniform der Vestalinnen bestätiget dieses satsam. Sie verdients, und ihr Temperament erfordert es unumgänglich, daß ihr noch in ihrem 51 jährigen Alter ein solcher Posten angewiesen würde, wo sie unter einer beständigen Geschäftigkeit nicht so viel Zeit übrig behielte, denen fehlerhaften Eigenschaften ihres Temperaments ferner nachzuhängen. Einen jeden muß es wundern, daß diejenigen, so nahe um den Thron sind, und nach ihren erhabenen Posten eine große Menschenkenntniß besitzen, einem so brauchbaren Subjekt nicht schon längstens eine ihr angemessene Stelle einer wirksamen Lebensart, als worinn sie itzt ist, angewiesen haben. Villeicht hat ihr Ungehorsam die Minister veranlaßt, sie zur Strafe zu einer unthä-

te-

tigen Lebensart zu verdammen. Hätte sie sogleich gehorcht, würde sie ohne Zweifel in ihren letztern Gesuch, auf der Flotte zu dienen, glücklich gewesen seyn.

Was ihr äusseres betrift, so ist sie nicht sehr groß, aber von regelmäßigen Bau. In ihren Gesichtszügen, hat sie etwas besonders Auszeichnendes, welches Größe des Geistes, Entschlossenheit, Muth und Scharfsinn mit Freundlichkeit durchwebt, ausdrückt. Ihr Gesicht ist männlich, offen, etwas bräunlich, und wird durch ihr schwarzes Haar noch mehr erhöhet. Eine etwas erhabene Stirne und gebogene Nase heben sich über einen regelmäßigen Kinn. Ihre Augen sind schwarz, schön und durchdringend. Sie enthalten, nebst den großen und gebogten schwarzen Augenbraunen, den ganzen Inbegriff ihrer heroischen Tugenden, welche sie würdig machen, mit der Gräfin Christine von Meyrac, und andern heldenmüthigen Frauenzimmern der ältern und neuern Zeit in Paralel gesetzt zu werden.

Endlich kann man nicht unterlassen, folgenden Brief einer Dame in Frankreich, an die Ritterin D'Eon gerichtet, und von Herrn Dorat in sehr schöne Verse gesetzt, mit beyzurücken:

Enfin. Monsieur l'Ambassedeur,
De Dragons jadis Capitaine,
Orateur en Coeur souveraine,
Aide de camp, Ministre, Auteur,
Malgré votre ton militaire,
Et votre esprit si Cavalier,
Et votre talent pour vous taire,
Ou pour tuer votre adversaire
Quant il étoit trop familier;
Malgré la croix de Chavalier,
Et d'Agent extraordinaire
Qu'on osoit pas contrarier,
Vous voilà des nôtres, j'espere!
Les jurés ont regardé là.
Et Mansfield arbitre sevére,
A même opiné sur cela
Dans un Tribunal d'Angleterre.
Femme en un mot decidement
Sans en avoir été moins sage! — —
Loin de vous plaindre du partage.
Je vous en fais mon compliment.
Pallas, qui dit — on resta fille,
Valoit bien Mars assurément,
Et dans son mâle accoutrement
Levoit la Lance lestement.
Apres avoir tenu l'éguille.
Quoi qu'on s'avise d'en penser,
Votre sexe, brave pucelle,
Avec orgueill peut s'annoncer;

S'il

S'il vous manque une Baggatelle,
Vous avez ſu vous en paſſer.
Et votre gloire eſt plus belle.
Nous ſommes, vous le prouvez mieux
Que tout ce que j' en pourrois dire,
A ces hommes préſomptueux,
Des politiques plus fins qu'eux:
Souvent nos plus frivoles jeux
Cachent le grand art de ſeduire,
Que nous avons reçu des cieux,
Et qui vaut ſeul tout leur empire.
Dans tous les poſtes d'apparat,
Nous brillerions comme tans d'autres.
Pour les ſecrets . . . d' apres les votres,
Il faudroit que l' on publiát
Que nous gardons ceux de l' Etat,
Comme on nous voit garder les nôtres.
Quant au talent de batailler,
Dont ces hommes font étalage
(Car c'eſt la quils penſent briller)
Grace enfin à votre courage
Ils trouveront à qui parler.
De l' honneur atteignant la cîme,
Que par vous nos bras ſoient armés;
De nos Eſcadrons emplumés,
On vous fait généraliſſime.
Nos tyrans ſans tant de façon,
Tendront aux fers, leur mains rebelles,
Puis qu'ils n'entendent pas raiſon,

Nous

Nous ferons marcher du Canon
Contre ces monſtres d'infideles.
Point de quartier pour les amans,
Sans honneur, ſans delicataſſe;
Pour les maris trop exigeans,
Qui voudroient bien que ſans foibleſſe
Avec des minois de vingt ans
On eût les goûts de la vieilleſſe;
Pour les jaſeurs impertinens,
Les ſots, les fats de toute eſpece,
Et les faiſeurs de faux ſermens,
Oui, leur renvoyant les allarmes,
Avec les maux qu'ils nous ont faits,
Glaive au poing, cocarde aux bonnets,
Les ayant battus par nos charmes,
Nous y jondrons d' autrès ſuccés,
Et nous mocquant de leurs vacarmès,
Et les traitant en Ennemis,
Ces Dames mettrent bas les armes
Quand ces Meſſieurs ſeront ſoumis.

X.

Coypel.

Carl Anton Coypel, der vierte berühmte Maler dieſes Namens, wurde zu Paris 1694. gebohren, und ſtarb daſelbſt 1752. im 58ſten Jahre. Die Familie des Coypels war von langen

gen Zeiten her im Besitz eines großen Ruhms in der Malerkunst. — Noel Coypel, der Großvater, war Direktor der Akademie zu Rom; — Anton Coypel, der Vater, erster Maler des Königs, und des Herzogs von Orleans, imgleichen Direktor der Maler- und Bildhauerkunst, und Noel Niklas Coypel, der Onkel, Professor bey dieser Akademie.

Anton Coypel wurde im 20sten Jahre in die Akademie der Malerkunst aufgenommen, wo er schon verschiedene Gemälde von großen Verdienst verfertiget hatte; sein Sohn, dem er seinen Namen, seine Talente, seine Kenntnisse und Tugenden hinterließ, genoß eben des Glücks im 21sten Jahre: Er wurde erster Maler des Herzogs von Orleans, und 1747, des Königs. Ohngeachtet ihm seine Einsichten und persönliche Eigenschaften schon vorher bey Prinzen und Großen willkommen gemacht hatten, so vermehrte doch diese letzte Ehrenstelle noch seinen Kredit, und der erste Gebrauch den er davon machte, war, daß er den Herrn von Taurarhem, der zu solchen Opfern groß genug dachte, bewog, den Titel eines Protektors der Akademie zu entsagen, der, bis dahin, mit dem Amte eines Oberaufsehers der Gebäude verbunden war, damit die Malerakademie, wie die übrigen, unter dem unmittelbaren Schutz des Königs stehen möchte. Auch errichtete er eine Vorbereitungsschule zu Paris

für

für die jungen Lehrlinge, die nach Rom giengen, wo sie die Geschichten studirten, und sich unter geschickten Meistern übten — Ihm verdankt man gleichfalls die Ausstellung der Gemälde des Königs zu Luxenburg; nur Schade, daß das Projekt nicht ganz ausgeführt wurde. Er hatte, wie alle Männer vom Ruf, Neider und Nebenbuhler, allein seine Nebenbuhler waren seine Freunde; seine Bescheidenheit zog sie an sich, und er versagte ihnen seine Achtung nicht.

Seine Stelle als erster Maler des Königs näherte ihn dem Hof, machte ihn genauer mit der Königinn und dem Dauphin bekannt. Die Königinn gab ihm oft zu thun, und er mußte Heilige und andere Andachtsbilder für sie malen. Als sie bey ihrer Wiederkunft von Metz über ihrem Kamin ein Gemälde fand, das Frankreich vorstellte, wie es dem Himmel für die Rettung des Königs dankte, wurde sie so davon gerührt, daß sie ausrief: „Kein Mensch, als mein Freund Coypel ist einer solchen Galanterie fähig!„ und in der That rührte sie auch von ihm her. — Der Dauphin schloß sich oft mit ihm ein. Er selbst fertigte die Zeichnung zu dem letzten Gemälde Coypels, dem Sultan in seinem Serail. Sein Tisch lag immer von den Mannskripten dieses Künstlers voll, die er auf seine Kosten wollte auflegen lassen. Der

Tod des Verfassers verhinderte ihn daran, und als ihn der Prinz erfuhr, sagte er überlaut an der Tafel: „Ich habe in einem Jahre drey von meinen Freunden verlohren!„

Coypel schien mehr für andere, als für sich zu arbeiten, er war ein guter Herr, guter Verwandter, guter Freund, und er verläugnete sich niemals. Sein Vater enterbte sich zum Besten seiner Geschwistern aus einer andern Ehe, und der Sohn that ein gleiches in Ansehung seines Bruders, indem er ihn alle Vortheile des Bidaultschen Vermächtnisses abtrat. — Coypel war Verfasser einer Menge Schauspiele, zu deren Vorlesung man sich, ohne geschminkten Beyfall, blos aus freundschaftlicher Theilnehmung und Uiberzeugung ihres innern Werths, drängte. Die meisten wurden auf der gesellschaftlichen Bühne der Madame Marchand und im mazarinischen Kollegio gespielt, für die sie eigentlich verfertigt waren. — Von ihm ist auch der Don Quichotte, von dem wir eine handschriftliche Uibersetzung des Herrn Ekhofs besitzen.

Aber es flossen nicht bloß Schauspiele aus der Feder des Coypels, sondern auch einige Abhandlungen über die Malerkunst, und akademische Vorlesungen, welche letztere gedruckt sind. Er selbst schrieb das Leben seines Vaters, und dieser Aufsatz zeichnet sich sowohl durch die feine Art, wie er seinem Vater be-

ur-

urtheilt, als auch durch die Bescheidenheit aus, mit der er von sich selber spricht. Sein Umgang wurde sehr gesucht. Eine ungeheure Menge Briefe sind ein Beweiß davon. Sonderlich war er der Liebling einer kleinen Kotterie, wo Talente, Kenntnisse und Fröhlichkeit, ohne Eifersucht, Stolz und Ausschweifung bey einander waren: Unter die Zahl ihrer Mitglieder gehörten die Herren Coylus, Helvetius, Mirabeau, Marivaux, Mamsel Quinaut, Madam Marchand und viele andere: sie kamen wechselsweise zu einem kleinen Abendessen zusammen, das nicht mehr als 15 Livres kosten durfte.

Coypel besaß die Tugend einer edlen Freygebigkeit. Er ließ auf seine Kosten ein Haus, daß bey einer Uiberschwemmung niedergerissen worden war, weit bequemer und schöner aufbauen, ohne daß der arme Besitzer desselben erfuhr, wem er diese Wohlthat zu verdanken habe. Er legte jährlich 2000. Livres von seinen Renten zu milden Werken, in einem besondern Beutel zurück, und bat den Herzog von Orleans, den Aufwand der Kutsche, die ihm dieser Prinz hielt, zu Allmosen anzuwenden. Der Herzog von Orleans schätzte ihn ungemein. Dieser Prinz konnte die warmen Zimmer nicht leiden, wenn aber Coypel zu ihm kam, so befahl er allezeit, stark Feuer anzumachen, denn, sagte er, er ist frostig!„

Eben dieser Herr verfertigte ein Gedicht, zeigte es den Künstler, und frug ihn: ob er es drucken lassen könne? — Coypel war aufrichtig genug, Nein zu sagen, und der Prinz zerriß es, und warf es ins Feuer.

Eine ähnliche Anekdote von dem Herzog von Orleans, dem Regenten, gegen Anton Coypel, dem Vater, verdient hier noch zum Schluß angeführt zu werden; der Regent wußte, daß Coypel, einiger Verdrüßlichkeiten wegen, gesonnen war, einen Ruf nach England anzunehmen. Er fuhr also an einem Morgen, ganz allein ohne Gefolge, in einem Fiaker vor seine Thür, und ließ ihn unbekannterweise herunter rufen; „Steigen Sie ein, redete er den Künstler an, der über diese Erscheinung ganz verwirrt war, wir wollen zusammen spazieren fahren; Sie sind verdrüßlich, und ich will versuchen, ob ich Sie aufgeräumt machen kann.„ — Man kann leicht denken, daß dieser Zug Coypeln Verdruß und England vergeßen machte.

XI.

Händel.

Georg Friedrich Händel, wurde zu Halle in Sachsen den 24 Februar 1684. geboren. Sein Vater war Arzt und Chirurg dieser Stadt. Er

er-

erhielt einen Ruf an den Weissenfelsischen Hof, und nahm seinen Sohn mit dahin, der in sein 7tes Jahr gieng. Schon in diesem zarten Alter hatte der junge Händel erstaunliche Fortschritte in der Musik gethan, und keinen andern Lehrer darinn gehabt, als seinen unwiderstehlichen Hang zu dieser Kunst. Es giebt Menschen, die mit dem Keim gewißer Talente gebohren werden. Ein Funken, und das verborgene Feuer lodert auf! die Natur allein sagte zu Correggio: sey Maler! — Sie machte Pascaln zum Meßkünstlern und Händeln zum Musikus.

Sein Vater, der ihn zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmte, betrübte sich über seines Sohns tonkünstlerische Verdienste, und verbannte jedes musikalische Instrument aus seinem Hause. Allein diese Vorsicht war vergebens. Der junge Händel fand Mittel, sich ein elendes Klavier zu verschaffen, das er in einen Winkel seiner Wohnung verbarg, und worauf er des Nachts, wenn Jedermann schlief, seine Fertigkeit übte. — Am Weissenfelsischen Hofe gieng es jedoch seinem musikalischen Geschmacke etwas beßer, Man erlaubte ihm zu weilen die Orgel in der Kirche zu spielen, wenn der Gottesdienst geendigt war. — Der Herzog, der ihn einmal von ungefähr hörte, fand in seinem Spiel etwas, das ihm auffiel, und als er sich nach diesem Musikus erkundigte, verwunderte

er sich nicht wenig, wie man ihm ein Kind von 7 Jahren vorstellte. Er lobte sein Talent, und nahm es unter seinen Schutz. Er überführte den Vater, wie hart und widersinnig es sey, sich einem so augenscheinlichen Berufe widersetzen zu wollen, da die Neigung der Natur in diesem Stücke sich keine Feßeln anlegen ließe, und sicher ein schlechter Rechtsgelehrter aus dem jungen Händel, statt des grossen Tonkünstlers, werden würde, den er verspräche. — Der Vater gab sich, und nach einem Aufenthalte von etlichen Monaten kehrte der junge Händel nach Halle zu einem Organisten, Namens Zachau, zurück, der in einigem Ruf stand. — Händel war bald im Stand, die Stelle seines Lehrmeisters zu bekleiden; er lernte unter ihm die Grundsätze der Harmonie, und nutzte seine Unterweisungen so wohl, daß er im 9ten Jahre bereits die Musiken verfertigte, die in der Hauptkirche aufgeführt werden sollten.

Händels Eltern schickten ihn 1699. nach Berlin, wo er einen Verwandten hatte; die Oper dieser Stadt war berühmt. Der erste König v. Preussen, der Großvater des jetzigen, wendete sehr viel darauf, und munterte durch seine Freygebigkeit und Gnadenbezeigungen ihre Mitglieder auf. — Buononcini und Attilio waren an der Spitze. Der erste hatte mehr Genie für das Setzen, der andere für die Aus-

füh-

führung. Aber ihr Karakter war noch verschiedener als ihre Talente. — Buononcini war eitel und geringschätzend; sein Glück hatte ihn noch stolzer gemacht. Er sah im jungen Händel ein Kind, und begegnete ihn mit ziemlicher Verachtung. Der Empfang des Attilio hingegen war gütig, und seinem sanften und bescheidenen Karakter angemessen. Er entdeckte die aufkeimenden Talente des jungen Menschen, und suchte sie zu pflegen, uud mit seinem Rath zu unterstützen; er behandelte ihn wie seinen Sohn. Zu letzt mußte selbst Buononcini ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sein Ruf kam bis zu den Ohren des Königs, der Händeln hören wollte; er machte einen großen Eindruck auf ihn. Er überhäufte den jungen Menschen mit Geschenken, und schlug ihm vor, ihn nach Welschland auf seine Kosten reisen zu lassen, und hernach in seine Dienste zu nehmen. — Händel lehnte diese Anerbietung von sich ab, und gieng nach Halle zurück, und von da nach Hamburg, wo die Oper nur von der Berliner übertrofen wurde.

Während der Zeit starb sein Vater. Da er seiner Mutter zur Last zu seyn befürchtete, so gab er Unterweisungen in der Musik, und nahm eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm zwar einige Zeit darauf eine Summe Geldes, allein er sendete sie unangegriffen zurück, und legte noch etwas von dem bey, was

er sich erspart hatte. Ein schöner Zug von seinem Karakter und Herzen, der Nachahmung verdient! — Händel wurde bald zum Anführer der Oper gewählt; er hatte zwar noch einen Tonkünstler zum Nebenbuhler, allein das Uibergewicht seiner Talente trug den Sieg davon. Der Vorzug ärgerte seinen Mitwerber so sehr, daß er Händeln beym Weggehen aus dem Orchester aufpaßte, und ihm einen so gewaltigen Degenstich beybrachte, daß er ihn durchbohrt haben würde, wenn nicht zum Glück ein Musikbuch, daß er sich unter dem Rock geknöpft, den Stoß aufgefangen hätte.

Händel war 15 Jahr alt, als er seine erste Oper, Almeria, schrieb, die 30 Tage hinter einander gespielt wurde. Florinda und Nerone folgten in Jahresfrist darauf, und trugen gleichen Beyfall davon. Es befand sich damals ein Bruder des toskanischen Großherzogs, Gaston von Medizis, zu Hamburg. Dieser Prinz wurde, nach jener angebohrnen Liebe für die Künste, die seine Familie und ihren Namen verewigt hat, von Händels Talenten gerührt, und fand Geschmack an seiner Person. Da Händel nicht ganz mit dem italienischen Gusto zufrieden war, so wünschte er, daß eine Reise dahin ihn mit ihrem Styl und Manier aussöhnen möchte, und bot ihm edelmütig seinen Beutel zur Bestreitung des Aufwandes an. Allein so begierig auch unser junger Künstler war, dies

schö-

schöne Land, die Wiege und Schule der Künste, zu sehen, so wollte er doch nicht seinen Wunsch auf Kosten seiner Freyheit, und durch die Wohlthaten eines Großen befriedigen. Er blieb noch einige Zeit zu Hamburg, und verließ es nach Verlauf von 5 Jahren, als ihm sein Fleiß und seine Sparsamkeit in den Stand gesetzet hatten, eine italienische Reise aus eignen Mitteln unternehmen zu können.

Florenz war der erste Ort, den er besuchte; der toskanische Fürst empfieng ihn mit eben der Freundschaft, wovon er ihm zu Hamburg Proben gegeben hatte. Der Großherzog, der Künste zu ehren, und Artisten aufzumuntern wußte, begegnete ihm mit der Achtung und Vertraulichkeit, die einen hohen und freyen Geist mehr schmeicheln, als jede andere Belohnung. Händel verfertigte die Musik zur Oper Rodrigo, und das Glück, daß sie, troz der Verschiedenheit, machte, die sich zwischen seiner Gattung Musik, und derjenigen befinden mußte, an der die Ohren der Welschen gewöhnt waren, übertraf selbst seine Erwartung. Der Großherzog beschenkte ihm mit einem Beutel mit 100 Zechinen und einen silbernen Service. Bey der Oper zu Florenz war eine Sängerin, Vittoria die ihre Talente und Schönheit berühmt machten; der Großherzog konnte sie sehr gut leiden, und diese Neigung war kein

Geheimniß. Vittoria hatte ein zärtliches Herz; sie fand Händeln liebenswürdiger, und gestand es ihm. Händel blieb bey diesem Geständniß nicht gleichgültig; er erwiderte es: aber die Liebe, die der Großherzog für ihn hatte, gieng soweit, daß dieser Fürst deswegen keinen Groll auf ihn warf, sondern fortfuhr, ihn mit Gnade zu überhäufen. Händel hielt sich ein Jahr zu Florenz auf, und reisete zur Karnevalszeit nach Venedig. Er war incognito; doch sein Talent verrieth ihn. Als er bey einer Maskerade auf der Harfe spielte, rief Scarlatti, der ihn hörte, aus: Nur der Sachse, oder der Teufel kann so spielen! Händel ließ in dieser Stadt die Oper Agrippina aufführen, die 27 mal hintereinander gegeben wurde. Die Talente der schönen Sängerin Vittoria, die ihm nach Venedig gefolgt war, trugen nicht wenig zu dieser guten Aufnahme bey. Händels Ruf flog durch ganz Welschland, und bereitete Rom auf ihn vor. Er wurde in dieser letzten Stadt mit Entzücken und von allen Kennern, sonderlich vom Kardinnl Ottoboni, aufgenommen, der auf seine Kosten eine Kapelle hielt, die mit lauter geschickten Leuten besetzt war, an deren Spitze der berühmte Corelli stand. Auf des Kardinals Bitte setzte Händel eine Symphonie, deren Ausführung diesen Musikern schwer vorkam, weil sie nur an italienische Musik gewohnt waren. Correlli, dessen Sanftmuth und Be-

scheidenheit seinen Talenten gliechen, beklagte sich selbst über die Schwierigkeit einiger Paßagen. Händel wies ihm, wie er sie spielen müße, und als es Corelli noch immer nicht recht traf, riß ihm jener, mit der Hitze und dem Stolz die seinen Karakter zu weilen entstellten, das Instrument aus den Händen, und spielte die Stelle vor. Corelli, der dieses Beweises nicht erst bedurfte, um von seiner Superiorität überzeugt zu seyn, antwortete mit unnachahmlicher Sanftmuth: Ma, caro Saſſone, queſta Muſica è rel ſtylo franceſe, di ch'io non m'intendo: "Mein lieber Sachse, diese Musik ist im französischen Styl den ich nicht verstehe.„

Händel verband mit dem Genie der Tonsetzerkunst das Talent, viele Instrumente in einer seltenen Vollkommenheit zu spielen. Auf der Orgel hatte er seines Gleichen nicht; und auf der Harfe kam ihm in Italien nur Dominiko Scarlatti bey. Diese beyde berühmte Künstler waren, was ihnen Ehre macht, Herzensfreunde. Händel sprach von Scarlatti niemals anders, als mit Ehrfurcht, und Scarlatti, wenn man ihn lobte, nannte Händeln als einen großen Meister, und kreuzigte sich. Kardinal Pamphili, in seinem Gedicht: il trionpho del Tempo, verglich Händeln dem Orpheus.

Nach einem 16 jährigen Aufenthalt in Welschland kehrte er in sein Vaterland zurück. Er hielt sich in Hanover auf, wo der berühmte Stephani, den er zu Venedig sehr genau gekannt hatte, Kapellmeister bey König Georg I. damals noch Kuhrfürst von Hannover, war. Der Baron v. Kilmansegg stellte Händeln dem Kuhrfürsten vor, der ihm einen Gehalt von 1000 Thaler anbieten ließ, wenn er an seinem Hofe bleiben wollte. Händel erwiederte, daß er den Kuhrfürsten von der Pfalz einen Besuch versprochen, und dringende Einladungen von England erhalten habe. Kilmansegg meldete es dem Kuhrfürsten, und dieser ließ Händeln antworten: daß dieser Gehalt seine Freyheit gar nicht hindern sollte, sondern daß er ihn annehmen, und doch hingehen könne, wohin er wolle. Er bekam Urlaub auf ein Jahr. Händel nahm diese grosse Gnade mit Dank an, den sie verdiente. Stephani legte bald nachher seine Stelle nieder, und Händel erhielt sie; er reisete hierauf nach Düßeldorf zum Kuhrfürsten von der Pfalz, und von da nach England, wo er 1710. ankam.

Die welsche Musik ist immer die Musik aller Nazionen gewesen, die keine eigene hatten; die Engländer nahmen die italienische Opern an, aber um die Unwissenheit des fremden Textes abzuhelfen, legten sie englische Worte unter, und behielten die Musik, welches bey dem ge-

gewal-

waltigen Unterschied beyder Idiomen große Widersprüche hervorbringen mußte. Händels Ankunft zu London stellte die welschen Opern auf der lyrischen Bühne wieder her. Er setzte den Rinaldo, der ausnehmend gefiel. Händel mußte Engeland nach einem jährigen Aufenthalt, überhäuft mit Lorbern und Ehre, verlaßen. Aber man ließ ihn versprechen, wieder zukommen. Er that es gegen das Ende deß 1712ten Jahres, und setzte ein berühmtes Te Deum bey Gelegenheit des Utrechtischen Friedens, der damals geschlossen wurde. Der Adel wünschte, daß Händel die Aufsicht über die Oper der Hay-market-Bühne übernehmen möchte; die Königinn wünschte es auch, und setzte Händeln einen lebenslänglichen Gehalt von 200 Pfund Sterl. aus. Händel ließ sich durch die vortheilhaften Londner Versprechungen blenden, und vergaß, sein hannoverisches Engagement zu erfüllen; er blieb in Engeland.

Nach dem Tode der Königinn im Jahr 1714 bestieg der Kuhrfürst von Hannover den brittischen Thron. Händel, der die Undankbarkeit seines Betragens gegen diesen Prinzen fühlte, wagte nicht, am Hofe zu erscheinen, allein sein alter Freund, Kilmansegg, suchte ihn wieder mit dem Könige auszusöhnen. Der König beschloß eine Lustparthie auf der Themse: Händel wurde davon benachrichtiget, und verfertigte für dieses Fest eine Musik, die er mit

aller möglichen Richtigkeit und Pracht aufführen ließ. Der König frug: wem er diese überraschende Galanterie zu verdanken habe? Kilmansegg nannte Händeln, und bat zugleich um die Erlaubniß, ihn als einen Schuldigen vorstellen zu dürfen, der den begangenen Fehler auf das lebhafteste erkennte, nicht zu entschuldigen wagte, aber für Verlangen brennte, ihn wieder gut zu machen. — Der König verzieh Händeln, und fügte noch 200 Pfund zu seinem Gehalte hinzu; dieser wurde in der Folge abermals mit 200 andern vermehrt, als er den Prinzeßinnen Unterricht in der Musik gab.

Händel wurde in Engeland von Großen und Niedern geliebkoset und gesucht. Er aß öfters mit Pope beym Grafen Burlington. Pope, der ein so feines Gehör für die Harmonie der Verse hatte, fand doch nicht den mindesten Geschmack an der Musik, aber er schätzte Händeln hoch, weil ihm sein Freund Arbuthnot versichert hatte; "Ihr könnt euch die höchste Idee von seinen Talenten machen, und seine Talente werden doch noch immer eure Idee übertreffen." — Der Adel und der König selbst unterstützten ihn mit einer Unterzeichnung von 50000 Pf. Sterl. (eine ungeheure Summe von einer halben Million Reichsgulden, die aber in Engeland, dem Schutzlande der Kunst, leicht zusammen zu bringen war) gegen Attilio und Buononcini, die an der Spitze der

wel-

welschen Oper sich befanden. Es wurde zu Hay-Market eine neue musikalische Akademie unter dem Titel, der königlichen, errichtet, worüber Händel die Aufsicht bekam. — Er gieng nach Dresden, Sänger zu holen, und brachte Senesino und Duristanti wieder nach Engeland. Seine Gegenparteyen mußten ihm das Feld laßen, und 9 Jahr stand er der Akademie mit dem glücklichsten Erfolg vor. Ein Streit zwischen ihm und Senesino, und ein anderer zwischen Faustina und Cuzzoni, zerstörten dieses rühmliche und vortrefliche Institut. Uibertriebene und verschwenderische Freygebigkeit, das Verderben, dieser Art Leute, wo Uibermuth immer den Verdiensten die Wage hält, sind schon die Ursache des Untergangs manches Unternehmens von der Art gewesen. Es gieng alles auseinander. Händel wurde das Opfer; der Adel verzieh ihm seinen Eigensinn nicht, und ließ den Porpora und Farinelli zu einer neuen Unternehmung kommen. Alles Genie von Händel hielt es nicht gegen den Zauber des farinellischen Gesangs aus. Der Aerger, sich wegen eines Sängers verlaßen zu sehen, brachte ihn nicht allein um seine Gesundheit, sondern sogar um seinen Verstand. Sein Geist litte sehr, und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Das Aachner Bad stellte ihn jedoch nach und nach wieder her, und 1736 gieng er nach London zurück.

Er

Er fieng wieder mit Opern an. Die Zeit hatte das Andenken jener Streitigkeiten ausgelöscht, und etwas Herablaßung würde alles wieder gut gemacht haben, allein das ließ sein Stolz nicht zu. Seine Opern wurden wenig besucht, und er mußte sie einstellen. Er führte darauf Oratorios ein; eine Gattung Musik, die nur in Welschland bekannt war. Diese Neuheit fand, wie es immer geschieht, große Widersprüche. Man ließ den händelschen Oratorien nicht alle die Gerechtigkeit wiederfahren, die sie verdienten, doch fuhr er fort, sie bis 1741 zu geben. Seine zerrütteten Umstände nöthigten ihn in diesem Jahre, sein Glück zu Dublin zu versuchen. Er debutirte mit seinem Oratorio, Meßias, zum Besten der dasigen Gefangenen. Diese edle Handlung, die durch die üble Lage, in der er sich befand, noch mehr Werth erhielt, erwarb ihm die ganze Gunst des Publikums, und die Achtung, die man für seinen Karakter daraus schöpfte; vermehrte noch die für seine Talente. Seine Umstände verbesserten sich, und nach 9 Monate Aufenthalt in Irrland besuchte er Engeland von neuem, wo er die Gemüther mehr zu seinem Vortheil gestimmt fand. Er fieng an, seine Oratorios mit großem Beyfall zu geben. Sein Meßias, der ehedem eine so kalte Aufnahme gefunden hatte, wurde jetzt mit den größten Lobeserhebungen überhäuft,

und

und das Lieblingsstück des Publikums, so daß Händel beschloß, es jährlich bloß zum Besten des Findelhauses aufführen zu lassen, einem Institute, das noch in seiner Kindheit war, und sich nur durch die Freygebigkeit der Privatpersonen erhielt.

Dieser neue, menschenfreundliche, edelmüthige Zug tilgte vollends alle die widrigen Eindrücke, die von seinem vorigen stolzen Betragen, bey einigen noch übrig geblieben waren. Er genoß nun eines ununterbrochenen Beifalls, und unbestrittenen Ruhms, und die letzten Tage seines Lebens verbitterten bloß körperliche Leiden. Im Jahr 1751 verlor er das Gesicht. Dieses Unglück schlug ihn völlig nieder; seine Gesundheit nahm immer ab, und nachdem er einige Jahre gesiecht hatte, ohne jedoch aufzuhören zu arbeiten, starb er im Monat April 1759. Er wurde in der Abtey Westmünster begraben, wo ihm der Doktor Praroe, Bischof von Rochester, ein Denkmal setzen ließ.

XII.

Sir Karl Hardy, und seine Familie.

Der neulich verstorbene Admiral Hardy war ein Groß-Sohn von Kapitän Thomas Hardy,

der sich unter der Regierung der Königinn Anna sehr hervor that. Nach der Expedizion auf Kadix, ward dieser von Admiral Rook mit dem Pembrook von 60 Kanonen nebst etlichen andern Schiffen nach Lagos geschickt, um Waßer einzunehmen. — Hier erfuhr sein Schiffsprediger, Herr Beauvoir, von dem französischen Konsul, der ihn für seinen Landsmann hielt, daß die spanische Silberflotte unter einer guten Bedeckung von französischen Kriegsschiffen zu Vigo in Gallizien, eingelaufen wäre. — Diese Nachricht erzählte der Prediger seinem Kapitän, der sie den Befehlshabern der Flotte mittheilte.

Da der Pembrooke am besten unter den Kriegsschiffen segelte, so ward Kapitän Thomas Hardy abgeschickt, die feindliche Flotte auszukundschaften. — Den 6ten Oktober entdeckte er sie, und gab der englischen Flotte Nachricht davon, die sogleich nach Vigo segelte, in den Hafen eindrang, und alle französische und spanische Schiffe theils eroberte, theils verbrante. —

Kapitän Thomas Hardy überbrachte diese glückliche Zeitung nach Engeland, wo ihn die Königinn zum Ritter schlug. —

Im Jahre 1707 begleitete er eine Kauffartenflotte nach Lißabon, und ward bey seiner Rückkunft angeklagt, weil er 6 französische Kriegsschiffe nicht verfolgt hatte, doch sprach

ihn

ihn das Kriegsrecht, wie man sich leicht vorstellen kann mit vielen Ruhme frey. —

Bey dem Siege, den Admiral Byng 1718 auf der Küste von Sizilien über die Spanier erfocht, kommandirte er, als Kontre-Admiral von der rothen Flagge. — Er starb 1732. —

Sein ältester Sohn, Kapitän Karl Hardy, befehligte damals die Jagd, Karolina, und ward noch im nämlichen Jahre zum Direktor vom Hospitale zu Greenwich ernannt, und den 26 September, als König Georg II. auf seiner Jagd nach Gravesand kam, von ihm zum Ritter geschlagen.

Im Jenner 1742 ward er zum Hauptbefehlshaber aller Schiffe auf der Themse ernannt, und im April zum Kontreadmiral von der blauen Flagge erhoben. — Im Dezember 1743 kam er an die Stelle von Admiral Cavendisch als Lordkommißar bey der Admiralität. Im Junius 1744 ward er Viceadmiral von der rothen Flagge, und starb im September eben dieses Jahrs. —

Sein ältester Sohn Karl Hardy (der letzt verstorbere Admiral) erhielt im August 1741. das Kommando über den Rye, ein Schiff von 40 Kanonen. — 1755 ward er zum Ritter geschlagen, und zum General-Befehlshaber und Statthalter von Neujork ernannt. — 1757 ward er Kontreadmiral von

der blauen Flagge, und im Junius 1758 von der weißen; in welchem Posten er den Royal William von 84 Kanonen unter Admiral Boscawen bey der Belagerung und Eroberung von Louisbourg befehligte.

Im Jahre 1759 verheyrathete er sich mit Miß Stanyan, und erhielt in dem nämlichen Jahre die Würde eines Viceadmirals von der weißen Flagge, und befehligte darauf die Union von 90 Kanonen, unter Admiral Hawke in dem merkwürdigen Treffen auf der Höhe von Belleisle am 20ten November; wo die ganze französische Flotte unterm Markis von Konflans theils genommen, theils verbrannt und zerstreut wurde. —

Im Winter 1760 war er der zweyte Befehlshaber des Geschwaders im Kanale. — Im Jahre 1764 ward er an Viscount Parkers Stelle zum Parlamentsgliede für Rochester ernant. — 1770 ward er Admiral von der blauen Flagge, und 1771 erwählte man ihn nach Admirals Holbourns Tode zum Parlamentsgliede von Plymouth.

Noch im nämlichen Jahre erhielt er die Aufseherstelle beym Hospitale zu Greewich, als Admiral Rodney sie niederlegte. — Bey der letzten Admirals-Promozion ward er Admiral von der weißen Flagge, und erhielt 1779 das Kommando über die große Flotte, die Admiral Keppel vor ihm kommandirt hatte, —

bey

bey welcher er wegen der großen Uiberlegenheit der Feinde sich blos durch seine geschickten Manövers hervorthun konnte. —

Er starb den 17ten May 1780. da er eben dieses Kommando wieder erhalten hatte, an einer Entzündung der Eingeweide, einer Krankheit, die er schon etlichemal überstanden hatte. —

XIII.

Ghika.

Ghika war vom Dragoman der Pforte Fürst der Wallachen geworden, und ward von da im letzten Kriege von den Russen, nebst seinen Hofleuten, gefangen nach Petersburg geführt; aber daselbst gut gehalten.

Sein Premierminister war ein gewisser Ventura, der sich durch seine niederträchtige Schmeicheleyen bey diesem stolzen, leichtglaubigen und unwissenden Fürsten so einzuschmeicheln gewußt, daß er sich vom Holzhauer zu dieser Würde emporgeschwungen hatte. —

Rußland suchte Ghika und Ventura durch Geld und große Versprechungen zu gewinnen, daß sie gewiße vom rußischen Hofe entworfene Vorstellungen an die Einwohner von Morea und des Archipelagus, um solche gegen die Türken aufzuwiegeln, ins griechische übersetzt,

und mit ihren Namen unterzeichnet, dahin schicken sollten. —

Ventura, um sich dem rußischen Hofe gefällig zu machen, beredete seinen Herrn auch dazu, solche zu unterschreiben, und den Dulcignotten durch einige griechische Mönche einzusenden, welches auch bey der Ankunft der rußischen Flotte im Archipelagus gute Würkung that.

Nach dem Frieden 1774. sollte Ghika in eins der beyden Fürstenthümer wieder eingesetzt werden; er mußte mit der Moldau wieder zufrieden seyn, und dabey ward in den Friedensartikeln bestimmt, daß er in zwey Jahren keine Kontribuzionen von den ruinirten Einwohnern fordern sollte.

Um nach seiner Zurückkunft den Türken allen Argwohn zu benehmen, den ihnen sein Aufenthalt zu Petersburg verursachen konnte, schickte er auf den Rath seines zweeten Ministers, welchen Ventura vorhero zu entfernen gesucht hatte und ohne daß es Ventura wußte, heimlich eine Nachricht von der Stärke Rußlands, und den Karakter der rußischen Staatsbedienten, die er darinn nicht zum besten schilderte, nach Konstantinopel.

Ghika hatte seinen Ministern gewiße Gelder von seinen Einkünften und den Kontribuzionen versprochen, die er itzt, wider den Inhalt des Friedens, dreymal von seinen Unterthanen

fo=

foderte. Da er aber sein Wort nicht hielt, wurden sie und der Sekretär Caratia, der sich über den Hospodar zu beklagen Ursache zu haben glaubte, gute Freunde, entdeckten sich alles, und nahmen sich vor, ihren Herren zu stürzen.

Um sicher zu seyn, daß sich der rußische Hof dessen nicht annähme, schickten sie eine Abschrift von der vom Fürsten nach Konstantinopel gesandten Nachricht, den rußischen Hof betreffend, nach Petersburg, und dieser gab zu erkennen: Er würde sich um den Fürsten gar nicht weiter bekümmern, ja dessen Absetzung gerne sehen. —

Kaum hatten die Verschwornen diese Versicherung, so schickten sie nun auch Abschriften von den Vorstellungen, welche Ghika in seinem Namen aus Petersburg an die Griechen wider die Türken geschickt hatte, nach Konstantinopel, und zeigten zugleich dessen Erpressungen im Lande an. —

Nun ward ein türkischer Baßa abgesand, der gleichsam unterweges zu Yaßy einsprach, sich aber dort krank stellte. — Ventura beredete seinen Herrn; ihn, und zwar zu Vermeidung des Zeremoniels, ganz allein, in Begleitung seines Sohnes, und eines Arztes zu besuchen; und der Baßa ließ ihn, nachdem er unter dem Vorwand einer wichtigen ihm mitzutheilenden Neuigkeit, seinen Sohn und den Arzt einen Augenblick entfernt hatte, durch drey ver-

steckte, plötzlich hervorkommende Leute stranguliren, und den Kopf nnd die Hände abhauen, die er nach Konstantinopel schickte. Die ganze Expedition dauerte nur eine Minute — das war die gerechte Belohnung einer doppelten Falschheit! —

XIV.

Thomas Morus.

Die Tugend wird zwar schon hier in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnt, aber zu weilen findet doch die weise göttliche Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeitlang Leiden aufzulegen, die sie zu einer größeren Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten müssen.

Thomas Morus war von redlichen, aber armen Eltern gebohren. — Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bey allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen ungeheuchelten Gottesfurcht. — Dadurch machte er sich denn, wie natürlich alle

Men-

Menschen zu Freunden, und jedermann suchte ihn fort zu helfen.

Da er sich frühzeitig außerordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch fruhzeitig zu Aemtern befördert, denen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand. — Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von Engeland unter König Heinrich VIII.

Ein anderer hätte dadurch hochmüthig und eitel werden können, aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte. — Er hätte sich bereichern können; aber seine Uneigennützigkeit gieng so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmal darüber beklageten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: " **Das thue ich um eurentwillen, damit ihr einst den Seegen des Himmels von mir erben möget.** „

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu denen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung

mehr als einmal ausgesetzt; aber er widerstand ihr jedesmal mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht. — Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden und zu thun, was ihm seiner Pflicht zu wider zu seyn schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile einrichten möchte; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen. " Wozu dies Geschenck? wenn sie recht haben, so brauchen sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben sie aber unrecht, so können alle ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu ihrem Vortheile zu entscheiden. "

Bey einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht manchen schlecht denkenden Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte; darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruhten, bis sie ihn zu Falle brachten. —

Sie stellten allerley falsche Klagen wider ihn an, und wußten die Sache so weit zu trei-

treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus zum Tode verurtheilet wurde. — Er hörte sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an; nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied; bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren mögte, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. — Er fand seine geliebteste Tochter die Frau von Roper vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmal zu sehen. — Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. " Mein Vater! — o mein Vater!,, — dies war alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. — Morus umarmete sie auf daß zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

" Mein Leiden sprach er, kommt von Gott, denn ich habs mir nicht selbst zugezogen. — Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ohngeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat. " —

So

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten, und er that das mit einer so unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht angienge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre. — Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihm anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden sollte. Aber er zerfloß dabey in Thränen, und konnte die schröklichen Worte nicht über die Zunge bringen. — Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hoffnung eines beßern, ewigen Lebens, in welchem sie sich wieder finden würden, und trug ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne allen Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angesezte Stunde gekommen war, gieng er mit gesetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken. — Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüste herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worinn er alle zur Frömmigkeit, und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende

Wei=

Weise ermahnte, daß alle, die ihn hörten, in Thränen zerfloßen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich so gar, um den Mann noch beherzter zu machen, einen Spaß, den man getadelt hat, weil man seine Absicht verkannte. " Guter Freund, sagte er, nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt; denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen. „ —

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

XV.

Olavides.

Dieser unglückliche Spanier ward im Jahre 1724. zu Lima in Peru gebohren, und verwaltete dort die Stelle eines Richters, als ihn die Verfolgung der Geistlichen nöthigte, nach Europa zü gehen. Hier legte er sich auf die Wissenschaften, und schrieb verschiedene Schauspiele.

Der denkende Aranda entdeckte die Verdienste seiner menschenfreundlichen Tugend, und

mit

mit dem Gedanken beschäftiget, Spanien von der Unterdrückung der Inquisizion zu befreyen, wählte sein unterscheidendes Auge den Olavides zum Werkzeuge.

Dieser hatte die Aufsicht über die Polizey in Madrit, als die Jesuiten aus Spanien vertrieben wurden; und als die Ruhe wieder hergestellt war, erhielt er die Stelle eines Intendanten in Sevilla. — Hier entwarf er den Plan, das Mauren-Gebirge oder Sierra Morena, anzubauen. Er gebrauchte zur Ausführung seines Vorhabens einen teutschen Offizier, Namens Thůrrigel, der im Jahre 1763. viele seiner Landsleute dahin zog, denen Olavides eine freye Religionsübung erlaubte; die Kolonie ward blühend, und verwandelte durch Fleiß und Industrie dieses sonst öde Land in ein wahres Elysium. — Ein in diesen neu gebauten Thälern liegendes Kloster ward mit Zulassung des Hofes verlegt.

Der Gram, glücklichen Leuten zu weichen, erweckte gegen Olavides den tödtlichsten Haß der Mönche. — Der Minister Aranda wurde nebst dem klugen Grimaldi aus dem Reiche geschickt, und der königliche Beichtvater vertrat nun die erste Stelle darinn. Olavides wurde darauf das erste Opfer der wiederhergestellten Inquisizion. — Er wurde am 22 November 1776. Nachts um 11 Uhr zu Madrit arretirt.

Man

Man hatte den Grafen von Olavides unter dem Vorwande nach Madrit gelockt, daß sich der Hof mit ihm wegen der Aufrichtung einer Bildsäule des Königs zu Pferde, die man in den Gefilden zu Sierra Morena zum ewigen Andenken aufzustellen vorgab, berathschlagen wolle. — Ein Grand von Spanien der ersten Klasse, der Graf von Mora, welcher das Amt eines Häscherhauptmanns der heiligen Inquisizion trägt, führte diese Heldenthat an der Spitze einer Anzahl Alquasils aus.

Zwey volle Jahre ließ man den Grafen von Olavides in den Kerkern des heiligen Amts schmachten. — Der königl. Beichtvater wohnte selbst allen Sitzungen bey, die man über diesen berühmten Uibelthäter, oder vielmehr über dieses fette Schlachtopfer des Hofneides, hielt. — Endlich erfolgte am 22 November 1778. am Gedächtnißtage seiner Gefangennehmung das Urtheil, zufolge dessen erkennet die heilige Inquisizion. " Daß der Gefangene auf 8 Jahre zur Einkerkerung in ein Kloster verurtheilt seyn solle. Während dem ersten Jahr soll er nicht aus dem Zimmer kommen, und täglich in Beysenn zweener Mönche den Rosenkranz hersagen. Wann seine Zeit vorbey ist, soll es ihm nicht erlaubt seyn, weder Gold noch Silber, noch Seide an seinen Kleidern zu tragen. Er soll nicht reiten. Seine Nachkommen sind

bis

bis in den fünften Grad zu Civil- und Militar-Bedienungen unfähig erklärt. = Wann er nach Peru seinem Vaterlande, zurückkehren sollte, so ist ihm verbothen, sich innerhalb 20 Meilen von der Hauptstadt Lima aufzuhalten.„

Wie empfindlich mußte einem Stadthalter von Adalusien diese Strafe seyn! und wie schwer ist zu vermuthen, daß er je wieder lebendig aus diesem Kerker herauskommen, und nicht für Gram gestorben zu seyn. *)

Die vornehmsten Verbrechen, die man ihm zur Last legte, sind: daß er die Verrichtungen der Kirche gestöhrt habe, iggem er das Geläute bey den Beerdigungen eingestellt, und die Steuer für die Messen in den Kolonien zu Sierra Morena verboten habe.

Beyde Vorwürfe aber gründen sich auf eine weise Polizey, welche Don Olavides beym Anfange dieser Pflanzungen eingeführt hatte. Eine grausame Todesgeißel wütete unter den ersten Bürgern der Kolonie. Herr von Olavides hatte bemerkt, daß der Ton der Glocken, welcher sich, so oft man einen Laichnam begrub, verbreitete, viel zu dem Eindrucke der Krankheit beytrage, indem er die Gegenwart der Seuche und ihre Verherungen gleichsam verkündigt; die Einbildungskraft angreift, und in die

*) Man will indessen für gewiß versichern, ihn im vergangenen 1781sten Jahre zu Paris an einigen öffentlichen Oertern gesehen zu haben.

die Wohnungen des Landes einen unnöthigen Schrecken verbreitet.

Und was die Meßen betrift, so bezahlt der König sowohl die Geistlichkeit, so sie liest, als die Pflanzere, welche sie hören, indem er einem wie dem andern Theil seinen Lebens-Unterhalt reicht. — Der Graf von Olavides urtheilte also als Staatsgelehrter, daß die Bezahlung der Messen durch die Zuhörer ein wahrer Impot auf den König, und daß dieser Mißbrauch aus doppelten Gründen abschaffenswürdig sey, einmal weil die Kolonisten sich eines Theils des ihnen vom König zu gemessenen Lebensunterhaltes berauben, und folglich die königliche Kaße veranlassen, solchen Abgang durch neue Wohlthaten zu ergänzen, wodurch nichts anders, als eine Verewigung des Aufwandes erzielt wird. Zweitens, weil die Geistlichen mittelst der Freygebigkeit des Publikums doppelt bezahlt werden. —

Wo ist der Mann von Empfindung, der dies unglückliche Schlachtopfer der Inquisizion und des Hofneides nicht im innersten seines Herzens bedaure!

XVI.

Thurot.

Thurot, ein tapferer Seemann, war aus Irrland entsprossen. Sein Großvater war Ka-

pitän in der Armee Jakobs des II, als dieser Monarch sein Königreich verließ. Nachher ließ sich derselbe zu Boulogne nieder, verarmte daselbst, und hinterließ einen Sohn, den Vater dessen, von dem hier die Rede ist.

Unser Thurot fieng schon sehr jung an, zur See zu gehen. Da er in England zugleicher Zeit mit dem Marschall de Belleisle gefangen war, machte er sich demselben bekannt, und bat um die Erlaubniß, mit ihm nach Frankreich zu gehen. Diese ward ihm abgeschlagen; er bemächtigte sich also eines Kanots, wirft sich allein in dasselbe, und kommt mit dem Marschall zugleich in Calais an.

Voll Erstaunen über seine Kühnheit, faßte der Marschall eine hohe Meynung von demselben, und sahe ihn als den Mann an, der sehr gut in Expedizionen zu gebrauchen wäre, die Unerschrockenheit und Enthusiasmus erfodern. — So bald zu Versailles beschloßen war, eine Landung zu versuchen, so warf der Marschall von Bellisle seine Augen auf diesen Thurot, der, weil er zu Friedenszeiten eine Weile in England gewesen war, eine gründliche Kenntniß der Küsten und des Landes erlangt, und sich über dies noch mehr Erfahrung in verschiedenen Kreuzzügen verschaft hatte, mit beträchtlichem Vortheil, doch mit vieler Unerschrockenheit ausgerichtet hatte.

Au-

Außer der Mathematik, die er bey einem geschickten Lehrer gehört hatte, war er sehr unwißend in allem, was nicht zu seinem Handwerke gehörte; allein er hatte Verstand, und die Gabe, sich leicht und gut auszudrücken, wodurch er diejenigen bald zu überreden wußte, die er gern zu seinen Absichten lenken wollte. Bey den Ministern besonders bediente er sich derselben mit gutem Erfolg. Vieleicht wäre der Entwurf, den er denselben vorgelegt (nemlich einen Einfall in Irrland zu thun, zu dem Ende ein Geschwader zu Dünkirchen 1760 für ihn ausgerüstet wurde, mit dem er die Küsten dieses Königreichs eine Zeitlang beunruhigte) und annehmlich gemacht hatte, besser geglückt, wenn zwischen ihm und den Offiziers der Landtruppen mehr Einigkeit geherrscht hätte.

Allein das Mißverständniß war sehr groß, und Herr de Flobert, der die Landtruppen kommandirte, drohte, ihn festnehmen zu lassen, und abzusetzen. — Thurot gerieth darüber in solche Wuth, daß er denselben umbringen wollte, hatte auch wirklich schon die Pistole gegen ihn gezogen, als man dem Brigadier zu verstehen gab, daß er seine Vollmacht überschritte. Man legte nun zwar diesen Streit bey, es blieb aber noch einger Groll zurück, der immer gährte, beständige Neckereyen hervorbrachte, und zum Nachtheile des Dienstes ausschlug.

Thurot, der mehr lebhaft als richtig dachte, hatte nicht Beurtheilungskraft genug bey dieser Gelegenheit bewiesen. Er hätte voraus sehen müssen, wie es kommen würde, und eine Expedizion lieber gar nicht unternehmen sollen, die wegen der getheilten Befehlshaberschaft leicht mißlingen konnte, weil er nicht die Freyheit hatte, seiner Dreistigkeit den Zügel nach Willkür schießen zu lassen.

Diese Dreistigkeit gründete sich auf das Glück, das ihn beständig begleitet, und aus den größten Gefahren herausgerissen hatte; auf seine Verachtung des Todes, den er einem unberühmten Leben vorzog, und auf seine starke Begierde, sich zu bereichern und Ruhm zu erwerben. —

Da er seinen Endzweck niemals aus den Augen verlor, und hartnäckig war, seine Entwürfe mit Erfolg auszuführen, so trotzte er allen Hindernißen. — Zum Unglück war er mit dem Leben anderer eben so verschwenderisch, als mit seinem eigenen. — Seinen Mangel an Klugheit entschuldigte er durch eine besondere Maxime, die im ganzen genommen nichts taugt, ihm aber eine Quelle des Muths und der wirksamsten Hilfsmittel war:

Er behauptete nemlich, daß ein Mann von Genie und Muth niemals Vorsichtigkeit anwenden, sondern nur immer von dem gegenwärtigen Augenblick Rath nehmen müßte,

weil

weil er sonst ein schimpfliches Mißtrauen gegen sich selbst verriethe. Man sieht daraus, daß Bescheidenheit eben nicht seine Lieblingstugend war. Er setzte dieselbe in eine Klaße mit der Furchtsamkeit, und behauptete, daß man damit nie etwas Großes ausrichten könnte. Dieses Große war sein Ziel, und er würde es erreicht haben, wenn ihn der Todt nicht in der Blüthe seiner Jahre weggeraft hätte, und zu einer Zeit, da seine Laufbahn anfieng, glänzender zu werden.

Thurot hatte ein sehr leichtes Begreifungsvermögen, viel Feuer, eine schöne Gestalt, und eine liebenswürdige Gemüthsart; er war einschmeichelnd bey seinen Oberen, umgänglich und verträglich mit seines Gleichen, aber äusserst stolz, wenn sich diese etwas über ihn herausnehmen wollten. Er zeigte dem Herrn de Flobert, daß er sich nicht vor ihm fürchtete, und daß er mit Gefahr seines Lebens das Kommando zu behaupten wüste, das der König ihm aufgetragen hätte. — Gegen seine Untergebene war er hart, aber nicht sowohl aus Unempfindlichkeit, als aus Eifer für die Strenge des Dienstes. — Die Feinde, die in seine Gefangenschaft geriethen, genossen sein ganzes Mitleiden, welches ihm ihre Herzen gänzlich zuwandte, so daß sie ihm oft geneigter waren, als seine eigenen Leute, die ihn bewunderten, ohne ihn zu lieben. Dies erfuhr

er nur zu sehr in seinem letzten Treffen, da die meisten Kanoniers seiner Fregatte ihren Posten verließen und sich versteckten. —

Nachdem Thurot die nordischen Meere in der strengsten Jahrszeit durchkreuzt, und alles ausgestanden hatte, was Schifbruch und Hungersnoth schreckliches haben, überwand derselbe alle Hindernisse, und wollte, der Gegenvorstellungen des Generals der Landtruppen ungeachtet, nicht nach Frankreich zurückgehen, ohne noch etwas ausgerichtet zu haben.

Er setzte nach und nach die Küsten aller drey Königreiche in Schrecken, und wagte endlich am 17ten Februar 1760 eine Landung bey Karikfergus in Nord-Irrland. Diese gelang ihm; er bemächtigte sich der Stadt, und brandschatzte sie. Aber die Armuth der Einwohner, deren größter Theil noch dazu weggeflüchtet war, gewährte ihm eben keinen sonderlichen Fang.

Es wäre vortheilhafter gewesen, nach Belfast zu gehen, einer Handelsstadt, die ungefähr 4 Meilen weiter lag. Thurot that auch diesen Vorschlag, und wenn der General der Landtruppen eben soviel Thätigkeit bewiesen hätte, so hätten sie noch Zeit genug gehabt, diesen Streich auszuführen, ehe die Hülfe ankam.

Allein das Mißverständniß zwischen beyden Chefs, die Verabredungen, der langsame

Marsch

Marsch, und der Angrif der Stadt und des Schloßes Karikfergus machten es unmöglich. Man eilte wieder an Bord, und einige Stunden nachher stieß die nur noch aus 3 Fregatten *) bestehende Eskadre auf eine englische, die ungefähr von gleicher Stärke zu seyn schien, würklich aber an Kanonen und Mannschaft überlegen, und noch dazu frisch und ausgeruhet war. — Nach einem ziemlich hartnäckigen Gefechte, in welchem Thurot blieb, ward alles von den Engländern genommen.

Soll man dem Geschichtschreiber trauen, so war bloß Thurots Ubermuth Schuld an dem ganzen Unglück dieses Tages. — Thurot verließ sich auf die Leichtigkeit und Behendigkeit des Belleisle, den er befehligte, und hofte daher, dem Feinde durch schnelleres Segeln zu entkommen; wenigstens versäumte er die Zeit, sich zum Treffen anzuschicken, ob ihm gleich alle darum baten; er ließ nicht einmal das Schif blenden. (mettre les bastingues) Er gab erst den beyden andern Fregat-

*) Marschall de Belleisle von 40 Kanonen, Blonde von 32 und Terpsychore von 26 Kanonen. Diese Eskadre hatte anfänglich noch 3 andere Schiffe bey sich, nemlich Begon von 36. Amaranth von 18 und Faucon von 8 Kanonen, die aber an den norwegischen Küsten durch Stürme zu Grunde gerichtet wurden.

ten das Vereinigungs-Signal, als er schon hätte müßen das Signal zum Angrif geben, so daß er sich also allein gegen 3 Schiffe wehren muste, und die Blonde und Terpsychore bloß herbey kamen, um sich nehmen zulassen.

Da die Untreue seiner Kanoniers ihm die Artillerie unnütz machte, so wollte er das Entern versuchen, weil er aber weder Enterhaken noch andere Nothwendigkeiten in Bereitschaft hatte, gelang ihm sein Vorsatz nicht. — Als nun seine Fregatte in dem kläglichsten Zustande, und die Equipage ohne Gegenwehr dem beständigen Feuer der Engländer ausgesetzt war, drang man in ihn, sich zu ergeben; er wollte aber noch eine Lage aushalten, das einzige letzte Glück abwarten, das er noch hoffen konnte, auf dem Platze zu bleiben, und dadurch den Vorwürfen der Ministers und den Spott der Feinde zu entgehen, und das Glück erfüllte seinen Wunsch wenigstens in diesem Stücke. —

So starb dieser tapfere Seemann, der sich würde den größten Ruhm erworben haben, wenn seine Laufbahn länger gewesen wäre, und dieses schlimmen Erfolgs ungeachtet ward Thurot doch vom Hofe zu Versailles bedauert, und von seinen Feinden verehrt.

XVII.

Ludwig Mandrin *)

Dieses Haupt der Schleichhändler, von geringen Aeltern zu Saint Etienne de Saint Geoirs, einem Dorfe an der Küste Saint André im Delfinat, gebürtig, nahm unter den französischen Truppen Kriegsdienste, sobald er die Muskete tragen konnte. Er desertirte; kam aber bald wieder ins Land, und machte mit zween seiner Brüder falsche Münze. Diese wurden zu Grenoble fest genommen; der eine gehangen und der andere auf die Galeeren geschickt. Mandrin entgieng den Händen der Justiz, ward aber bey seiner Nichterscheinung, in Kontumaziam zum Galgen verurtheilt. Da er sich also verbannt sahe und nicht wußte, wo er hin sollte, trieb er einige Jahre lang Pferdehandel; begieng aber eine Mordthat, und ward bey seiner abermaligen Entweichung vom Parlemente zu Grenoble zum Rade verurtheilt. Er ward nachher das Haupt eines Haufens Schleichhändler, der aus unnützen verlaufenen Gesindel bestand, das, so wie er, verbannt und flüchtig war.

*) Diese Schrift ist auf Befehl der französ. Regierung aufgesetzt.

Er trieb seine Erpressungen, Mordthaten und andere Verbrechen ungefähr zwey Jahre lang, und ward endlich mit Saint Pierre, dem Bruder seines Majors, in der Nacht vom 10 auf den 11 May 1716 durch die Pachtkommis des Delfinats aufgehoben, die sich verkleidet hatten. Er widersetzte sich im geringsten nicht und ward unter starker Bedeckung nach Valence geführt.

Die 4 ersten Tage war es jedermann erlaubt mit dem Gefangenen zu sprechen. Er beantwortete alle ihm vorgelegte Fragen ziemlich höflich, wenn sie nur nicht vorwitzig waren; sonst antwortete er auch unfreundlich besonders den Mönchen und Geistlichen; eigentlich übereilte er sich blos, wenn er zu viel Wein getrunken hatte, weil ihm Herr Levet (sein Richter) alles reichen ließ, was er verlangte. Es ist falsch, daß Mandrin gegen denselben grob und übermüthig gesprochen hätte, wie man hat versichern wollen; er hat demselben vielmehr in allen Gesprächen viel Ehrfurcht bewiesen. Er war Vor- und Nachmittags verhört. Man konfrontirte zween seiner Knechte mit ihm. Bey der Aussage des einen, der der große Bertier genannt ward, sagte Mandrin: man müßte nicht auf die Aussage eines Knechtes fußen. Er ward nach und nach mit andern Gefangenen seines Haufens konfrontirt, sagte aber, daß seine Ehrlichkeit ihm nicht er-

laub-

laupte das geringste über die Aufführung seines Nächstens zu sagen, weil ihm dieses nichts angienge.

Ein Parückenmachergeselle, der als ein Genoße der Schleichhändler festgenommen war, ward auf die Aussage des Mandrin, daß er denselben vor wenig Tagen gezwungen hätte in die Gesellschaft zu treten, und zwar bloß, um sich von demselben barbiren zu lassen, in Freyheit gesetzt. So entschloßen und beherzt auch Mandrin schien, so machte doch die Hinrichtung zween seiner Genossen, und die Freudigkeit, womit dieselben zum Tode giengen, um ihre Verbrechen abzubüssen, einigen Eindruck auf ihn, besonders in dem Augenblick, da sie der Scharfrichter in Empfang nahm, um sie auf das Schavot zu führen. Allein er ersäufte die finsteren Gedanken, die ihn beunruhigten, bald im Weine. Da er in seinen Lastern verstockt war, hatte er nicht das geringste Zutrauen zu den Geistlichen und erklärte, daß er weder bey einem Priester noch Mönch beichten wollte. Eine Dame, die denselben täglich in seinem Gefängniße besucht hatte, drang in ihn, daß er doch den 24 May, als an dem Tage, da seine Sentenz gesprochen worden, beichten mögte; diese würdige Frau konnte aber nichts ausrichten. Des folgenden Tades gelang es ihr besser, sie redete demselben mit so vieler Salbung zu, daß sie ihn Thränen auspreßte. Als

sie

sie ihn gerührt sah, schlug sie ihm den Pater Gasparini, einen italiänischen Jesuiten, der ein Mann von Verdiensten, und damals bey dem Bischof von Valence war, zum Beichtvater vor. Sie sagte dem Herrn Levet in welcher Gemüthsfassung sie den Mandrin verlassen hatte. Dieser begab sich zu ihm, und eröfnete demselben, daß er nicht als sein Richter, sonder als sein Freund zu ihm käme; er wollte ihm verschaffen, was er nöthig hätte, und ermahnte ihn aus allen Kräften, in sich zu gehen, und sich wieder zu Gott zu wenden, wodurch er bis zu häufigen Thränen gerührt ward.

Er schickte ihm den ehrwürdigen Pater Gasparini, den er ihm zuvor sehr angepriesen hatte. Dieser Pater unterhielt sich anfänglich mit demselben von gleichgültigen Dingen; kam endlich auf das Heil seiner Seelen, und brachte ihm zu dem Entschluß, zu beichten. Der Verbrecher wollte es bis den folgenden Tag verschieben, der Pater aber, welcher wußte, daß Mandrin den 26 hingerichtet werden sollte, beredete denselben, gleich den Sonntag den Anfang zu machen. Er endigte seine Beichte Montags, nachdem ihm sein Urtheil vorgelesen worden, und verrichtete diese Gottesdienstliche Handlung mit Bezeigung der lebhaftesten Reue.

Die

Dieser große Verbrecher ward abgethan, ohne auf die Folter gebracht zu werden, weil er in dem Augenblick, da man ihn zur Folter führen wollte, einige Verbrechen gestand, die er vorher nicht hatte bekennen wollen. Er betrat das Schavot mit eben der Unerschrockenheit, die er in den Gefechten bey Baune und Grenan gezeigt hatte, und starb christlicher, als man es nach der Anzahl und Größe seiner Verbrechen hätte vermuthen sollen. Er sprach denen Muth ein, die ihn ermahnen sollten, er war ein ganz anderer Mensch als damals, da er zu einem seinen Mitgefangenen im prahlenden Tone sagte, es wäre nicht der Mühe werth, Thränen zu vergießen, eine schlimme Viertelstunde gienge ja so schnell vorüber. Seine Gesichtsbildung, die auf den ersten Anblick nichts wildes zeigte, nahm jedermann für denselben ein. Seine Richter die ihn ihrer Pflicht gemäß verurtheilen mußten, konnten ihm ihr Mitleid, und selbst der Scharfrichter seine Thränen nicht versagen. **Um mich brauchst du nicht zu weinen, sagte Mandrin, weine nur über meine Verbrechen!** darauf umarmte er denselben und sagte: **thu deine Schuldigkeit, mein Freund, so hurtig als du kannst.** Dicht vor dem Schavot war er stillgestanden, um die Bauart desselben zu betrachten, mit einer Dreistigkeit, die von seiner gänzlichen Ergebung in die göttliche Schickung zeugt.

Er

Er bestieg dasselbe mit vieler Standhaftigkeit, sprach wenig! und ließ bloß die Worte hören. Jugend! nimm ein Beyspiel an mir, und Euch, Offizianten! bitte ich um Verzeihung. Hätte man wohl glauben sollen, daß dieses Worte des Menschen wären, der sie so oft in die schreckhafteste Verlegenheit gesezt hatte? In dem Augenblicke, da er seine Strafe ausstehen sollte, sagte er: Ich habe jezt meine ganze Stärke nöthig, seyd so gut und gebt mir ein wenig abgezogen Wasser. Der Pater Gasparini, der damit versehen war, reichte es ihm. Mandrin trank etwas davon, man rieb ihm das Gesicht damit; und der Pater, welchen übel geworden war, bediente sich desselben gleichfalls.

Mandrin hatte sich selbst ausgekleidet, und durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, daß es überflüßig sey, das Gesicht zu bedecken! kaum hatte er die neun Schläge empfangen, so ward er erwürgt, welche Linderung seiner Strafe der Menschlichkeit seiner Richter Ehre macht. So endigte sich seine räuschvolle Laufbahn — so starb um halb sechs Uhr Abends, Montags den 26 May 1755 dieses Haupt der Schleichhändler, das so verwegen gewesen war, dem Herrn von Fischer ein Treffen zu liefern, und glücklich genung, demselben zu entrinnen. So endigte Ludwig Mandrin nach einigen im neun und zwanzigsten, nach andern im neun und dreyßig-

ßigsten Jahre seines Alters, seine Rolle, zwey Jahre nach dem Antritt seines Schleichhandels. Er war ungefehr fünf Fuß vier Zoll groß und sehr gut gewachsen; sein Blick war munter, sein Fuß schön, sein Gesicht länglicht, seine Augen blau und seine Haare röthlicht braun, seine ganze Gestalt war einnehmend. Es fehlte demselben nicht an einigen guten Gemüthseigenschaften; seine Antworten waren rasch und schicklich. Wenn er seine gute Naturgaben ausgebildet hätte, so wäre er schwerlich ein so grober Verbrecher geworden. Er war stark von Körper, fluchte häufig, rauchte beständig Taback, trank gern, und liebte eine gute Tafel über alle Maaßen; immer war er weniger blutdürstig, als seine Kameraden. Am Tage seiner Hinrichtung erinnerte ihn sein Beichtvater an einen Offizianten, dem er auch das Leben geschenkt hatte, worauf **Mandrin** zur Antwort gab: „ **Meine Wohlthaten vergesse ich immer sehr geschwinde.**

In einem ganz andern Tone hat derselbe der Dame, die wegen der Beichte und Bekehrung in ihm drang die Frage gethan: **wie viel Wirthshäuser wohl auf dem Wege nach dem Paradise lägen, und hinzugesetzt, er hätte nur noch sechs Livres unter Wegs zu verzehren.** Diese und andere aus seinem Munde gesammelte Einfälle können dazu dienen, sein Gemüth und seine Denkungsart zu schildern.

Es

Es ist gewiß, daß er alle Hin- und Hermärsche seiner Truppe anordnete, und die Operazionen derselben einrichtete. Verschiedene, die das Genie der übrigen Schleichhändler zu kennen glauben, behaupten, daß keiner seine Stelle ausfüllen könne. Vom Rhein bis zum Mittelländischen Meere, war kein Fußsteig, den er nicht kannte.

Man sagt, das Mandrin, in einem der Gespräche mit Herrn Levet, demselben erzählt habe, er habe zu drey verschiedenenmalen Gelegenheit gehabt, denselben umzubringen, oder durch seine Leute aufheben zu lassen, wenn er gewollt hätte, und die Wahrheit dieses Vorgebens habe er durch Anführung vieler kleinen Umstände bewiesen.

XVIII.

Samuel Bernard *)

Obgleich die Juden in Frankreich nicht geduldet werden, so sehen wir doch in der Geschichte dieses Landes den Samuel Bernard auf den höchsten Gipfel der Achtung steigen, die ein unermeßlicher Reichthum gewähren kann. — Von seinen dreyen Kindern war der eine Parlamentspräsident, der andere Requeten-

tens

*) Aus dem Geh. Privatleben Ludwigs XV. gezogen.

tenmeister, und seine Tochter an einen gewissen Molé verheirathet, der nachher Oberpräsident wurde.

Er war Hofbankier, und hatte die Ungerechtigkeit des Hofs auf sich nehmen, und an dessen Statt bankrot machen müßen. Er wies dadurch allen seines Gelichters die Wege, durch Niederträchtigkeiten zu Ehren zu kommen. Er vermehrte dadurch nur seinen Reichthum, und hinterließ 33 Millionen.

Rühmlich war es indessen immer für ihn, daß er seine Religion nicht verließ, um zu Ehrenstellen zu gelangen, die er mit seinem Gelde sich leicht hätte erkaufen können, und daß er seinen Reichthum oft dazu anwendete, gutes zu thun, und Unglücklichen zu helfen, überdies zeigte er zuweilen eine edle, große und standhafte Seele, wodurch er sich über die Großen hinwegsetzte, die ihm niederträchtiger Weise schmeichelten.

Der Geist der Mäßigung und Ordnung, den er besaß, verschafte ihm ein langes Leben und eine dauerhafte Gesundheit. Mitten in seinem Luxus; der aber noch nicht an den Luxus der heutigen Generalpächter reicht, besaß er eine gewisse Bescheidenheit, die ihn erträglich, und seinen Herrn minder verhaßt machte. Sein Haus, das iezt dem geringsten Generalpächter zu schlecht seyn würde, und nicht ein-

mal einen Hof hatte, steht noch itzt in der Viktorienstraße zu Paris.

Er hatte verschiedene seltsame Gewohnheiten, die noch aus der Tradizion bekannt sind. Einer von seinen Kutschern mußte nemlich von des Morgens früh an, da er aufstand, bis des Abends spät, da er zu Bette gieng, die Pferde vor der Kutsche angespannt behalten; Sein Thürsteher mußte auf jedes Geräusch aufmerksam seyn, und die Hausthür aufmachen, noch ehe seine Kutsche an das Haus kam, damit er, ohne daß geklopft werden dürfte, aufs schnelleste herein konnte: bey seiner Nachhausekunft von Geschäften mußte die Suppe augenblicklich aufgetragen werden, er setzte sich alsdann nieder, und die Gäste setzten sich um ihn herum.

Samuel Bernard liebte das so genannte Treschackspiel ungemein, er stieß immer den ganzen Rest, und wunderte sich, wenn man denselben hielt. — Als ihm einst jemand in der Nacht eine große Summe abgewonnen hatte, war er so aufgebracht darüber, daß er die Bezahlung weder bis auf den folgenden Tag verschieben, noch dem Gegner Zeit gönnen wollte, zur Wegschaffung so vielen Geldes Anstalt zu machen, sondern ließ demselben die Geldbeutels, so er ihm abgenommen hatte, vor die Hausthür bringen, und ließ ihn da allein bey dem Gelde in der größten Verlegenheit und

Ge-

Gefahr, von dem ersten Vorbeygehenden, den die Haabsucht dazu antreiben konnte, ermordet zu werden.

Abergläubisch war er im höchsten Grade. Er hatte eine schwarze Henne, von der er glaubte, daß sein Schicksal von derselben abhange. Er ließ sie aufs sorgfältigste pflegen, und dem Verluste dieses Thiers folgte würklich unmittelbar sein Ende im Januar 1739.

Die von ihm hinterlassenen 33 Millionen waren zehn Jahr nach seinem Tode größtentheils schon verzehrt, und von seinen beyden Enkeln, welche seinen Namen führen, hat sich der eine, einer höchst sträflichen Grausamkeit wegen, des Galgens würdig gemacht, und der andere ist durch die Beschuldigung eines niederträchtigen und betrügerischen Gewerbes entehrt worden.

Es ist bekannt, daß er mit der Madame la Fontaine verschiedene Kinder zeugte. Eine dieser Töchter heyrathete einen gewissen Düpin aus Chateau-roux in Berry, Sohn eines Steuereinehmers dieser Provinz, der lange Lieutenant bey dem Regimente de Noailles gewesen, und wegen gemachter Händel kaßirt war. Mit dieser Heyrath, die den guten Samuel Bernard in der Folge theuer zu stehn kam, gieng es folgendermaßen zu:

Mademoiselle de Barbancois, Tochter der Madame la Fontaine, und Bernards, hatte

einer Entkräftung wegen zu Bourbon les Bains das Bad gebraucht. Auf ihrer Rückreise nach Paris gieng sie durch die Stadt Chateau-roux, und ward in dem Gasthofe zu St. Katharinen, wo sie abgestigen war, sehr krank. Dupin, der jetzt die Steuereinehmersstelle seines Vaters bekleidete, und von Natur sehr höflich war, hatte kaum ihren Zufall erfahren, als er, ohne sie zu kennen, oder sie jemals gesehen zu haben, hingieng, ihr ein Zimmer in seinem Hause anzubieten.

Die Dame wollte sein Anerbieten lange nicht annehmen, er wiederholte es aber mit so guter Art, und drang so ernstlich in sie, daß sie mit ihrem ganzen Gefolge sein Haus bezog, welches wirklich das bequemste in der ganzen Stadt war. Er trieb seine Höflichkeit noch weiter. Nachdem die Dame durch seine Sorgfalt und gute Vorsorge genesen war, gab er nicht allein nicht zu, daß sie für den verursachten Aufwand einen Heller bezahlte, sondern übernahm auch die Bemühung, sie nach Paris zurück zu begleiten, um ihr hülfreiche Hand leisten zu können, wenn sie unterwegs wieder krank werden sollte.

Sobald sie angekommen war, forderte sie den Dupin auf, ihre Mutter zu besuchen, und von derselbigen die schuldigen Danksagungen zu empfangen. Madame Fontaine fand, so wie ihre Tochter, dies Betragen so höflich, und

sel-

selten, und beyde machten soviel Lobens davon, daß unser Samuel Bernard diesen Dūpin durchaus sehen und kennen lernen wollte.

Er fand denselben am Verstande eben so angenehm, als am Körper, und wollte ihm nichts schuldig bleiben. Er forschte genau nach, in welcher Lage sich seine Umstände befänden. Dūpin sagte ihm: er wäre Wittwer. Er bot ihm daher die zwote Tochter der Madame Fontaine, und mit derselben die beyden General-Finanzeinehmerstellen der drey Bischofthümer an. (Mez, Toul und Verdun) Das Mädchen war schön und jung, das Anerbieten ward also freudig angenommen.

Dūpin zog dieser Heyrath wegen nach Paris. Bald darauf kamen die Generalpachten zum Anschlag. Bernard erhielt durch seine Versprache von dem Minister, Herrn Pelletier des Forts, eine von den zehn Stellen für Dūpin, der also den 10ten Oktober 1726 Generalpächter ward, und machte die ganze Kauzion für ihn.

Zwey oder drey Jahre nachher war Madame Dūpin einmal bey ihrer Mutter zu Paßy. Diese befand sich nicht wohl, und verlangte etwas aus ihrem Schranke. Da ihr Kammermädchen nicht bey der Hand war, schickte sie ihre Tochter darnach. Madame Dūpin fand, als sie das Verlangte suchte, in einem silbernen Spülnapp ein Papier, so sie eröfnete; sie sahe;

daß es die Obligazion war, die ihr Mann dem Herrn Bernard für die 500,000 Livres ausgestellt, womit er für denselben Kauzion gemacht hatte. Anstatt diesen Zettel zu zerreißen, verschluckte sie ihn, um keine Spuren davon übrig zu lassen. Erst einige Zeit nachher vermißte die Mutter das Papier; sie besann sich, daß niemand bey ihren Schrank gekommen war, als ihre Tochter, und argwohnte gleich, daß diese, und kein anderer, eine Schrift entwand haben müßte, die niemand nutzen konnte, als sie, oder Bernard.

Diese Begebenheit ist nur sehr wenigen Personen bekannt geworden, und hat den Düpin und seine Frau auf verschiedene Jahre mit dem Bernard entzweyet, der sie gar nicht mehr sehen wollte, und diese Niederträchtigkeit mit seiner vorhin gehabten Großmuth gar nicht zusammen reimen konnte. Da indessen die Frau die Haupturheberin von dieser That war, so vergab ihnen Bernard endlich und schenkte ihnen die ganze Summe.

Madame Düpin hatte auch eine Schwester, die eben, wie sie, eine unächte Tochter des Samuel Bernard und der Madame Fontaine, und an den königlichen Sekretär La Touche verheyrathet gewesen ist, den sie 1737 verließ, um einem Galan nach England zu folgen, von wo sie einige Jahre nach dem Tode ihres Mannes zurückkommen ist.

XIX.

Anton Raphael Mengs.

Anton Raphael Mengs, einer der größten Maler unsrer Zeiten, ward zu Außig in Böhmen den 13ten März 1728 gebohren. Es ist sonderbar, daß sein Vater, Ismael Mengs, ihn gleich bey seiner Geburt zu einem Maler bestimmte, und ihm die Namen Anton Raphael beylegen ließ. —

Er gab auch in seinem zartesten Alter Proben von seiner tiefen Einsicht, und von einer erfahrnen Meisterhand in der Malerey. Schon in seinem 13ten Jahre verfertigte er zu Dresden eine meisterhafte Zeichnung, welche August III. als ein großer Kenner, bewunderte, und königlich belohnte.

Im Jahre 1740 folgte er seinem Vater Ismael Mengs nach Rom, um sich daselbst nach den Werken des unsterblichen Raphael von Urbino, und anderer großen Künstler völlig auszubilden. Seine Bemühungen waren auch nicht fruchtlos, und ihm allein gelang es, des großen Raphael Vollkommenheiten in allen Theilen der Malerkunst zu erreichen.

Er verheyrathete sich im Jahre 1749 mit Margarethen Guazzi, kurz darauf gieng die Mengsche Familie nach Dresden, wo unser Anton Raphael vom ganzen Hofe und übrigen

Standspersonen sehr gnädig und freundschaftlich aufgenommen ward. Der König, welcher ein besonderes Vertrauen in seine Kunst setzte, befahl ihm, sein und seiner Gemalin Porträt in Lebensgröße und königlichen Ornat zu malen.

Die Gemälde, welche Mengs würklichen angefangen hatte, kamen nicht völlig zu Stande, weilen man ihm zugleich verschiedene Stücke für die damals neuerbaute katholische Kirche zu verfertigten aufgetragen hatte. Er malte in selbiger drey Altarblätter, als: eines für den großen Altar, wovon er dem Könige nur damals die Skitze verfertigte, und sich zugleich von Ihro Majestät ausbat, dieses große Gemälde selbst in Rom, unter den Werken des großen Raphael Sancio auszuführen.

Dieses herrliche Stück, woran Mengs alle Kunst verschwendet hat, kam erst im Jahre 1765 nach Dresden, wo es unter einem allgemeinen Befall der Künstler und Kunstverständigen an seinen bestimmten Platz gestellt wurde. Dies große Meisterstück stellt die Himmelfarth Christi vor, wo man die Apostel sieht, welche in einer Mischung von Betrübniß über die Trennung von ihrem Meister, und Freude über die nunmehro glücklich erfolgte Erlösung des menschlichen Geschlechts, meisterhaft ausgedrückt sieht, und diesem vortreflichen Gemälde den größten Grad von Vollkomenheit geben.

Die

Die beyden übrigen Altarblätter in den Seitenkapellen sind gleichfalls Meisterstücke von ihm. Eines stellt die Empfängniß Mariä, das andere den Traum Josephs vor.

Während seines damaligen Aufenthalts zu Dresden wurde er schon im 23sten Jahre seines Alters zum Hofmaler des Königs, mit einem jährlichen Gehalte von 1000 Thalern, ernennt.

Als eben damals im Jahre 1750 der jeztregierende Kuhrfürst von Sachsen gebohren wurde, malte Mengs diesen jungen Prinzen in Pastell, auf einem rothsammitnen Küssen sitzend. Dieses vortrefliche Pastellgemälde, welches gegenwärtig in dem Pastellkabinet aufgestellt ist, verdient eine allgemeine Bewunderung, und man hält es billig für eines seiner schönsten Arbeiten in trockenen Farben. —

Jedermann wünschte etwas von seiner Meisterhand zu haben, allein ein sehr vertrauter Umgang mit dem damaligen englischen Gesandten, Herrn Hambney Williams, zerstreute diesen damals sehr beschäftigten Künstler zu sehr, als daß er alle hätte befridigen können. Indessen verfertigte er dennoch, als er schon im Begrieff war, von Dresden nach Rom zurückzukehren, das Porträt seines Freundes, des Dominiko Annibali. Er war eben damit fertig, als er sich in Wagen setzen wollte, um abzureisen, und der König verlangte solches zu sehen.

Mengs trug es in seinem Reisehabit in das Zimmer des Königs, welcher, nachdem er solches eine lange Weile betrachtet, zu ihm sagte: " Mein lieber Raphael! ich finde in diesem Porträt gewisse Meisterstriche, welche ich noch nie in euren Werken bemerkt habe. „ Raphael antwortete dem Könige: " Ihro Majestät; dies ist das Porträt meines Freundes; eine Art Menschen, welche Könige nicht haben. "

Der König legte ihm lächlend die Hand auf die Schulter, und da er ihm die andere Hand zum Kuß reichte, sagte er zu ihm: " Ihr habt wohl Recht, ich wünsche euch eine glückliche Reise bringet auch den Freund in mein Porträt, wenn ihr in Rom seyn werdet. „ —

Er gieng 1752 nebst seiner Ehegattin und Schwestern nach Italien zurück, und wurde sogleich bey seiner Ankunft als Mitglied der Akademie von St. Lukas zu Rom aufgenommen.

Der Lob Percy, Herzog von Northumberland, ließ von unserm Raphael vier Kopien von den herrlichsten Bildern Roms, als dem Triumpf des Bachus, und der Ariadne von Hannibal Karache, die Aurora des Guido Reni, die Hochzeit der Psyche, und die Schule von Athen, nach Raphael v. Urbino kopiren. Diese vier Stücke, welche alle Vollkommenheiten der Originale hatten, erwarben ihm einen

nen allgemeinen Beyfall, und eine große Belohnung von Seiten des Herzogs von Northümberland.

Pabst Benedikt XIV, ein großer Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste, schenkte unserm Mengs seine ganze Gewogenheit, und im Jahre 1754 wurde ihm die Direkzion der neu angelegten Akademie auf den Kapitol übertragen, nachdem er zugleich vom Pabst zum Christ-Ordens-Ritter ernennt wurde.

Er malte 1757 sein erstes Werk auf frischem Kalk, an der Decke der Benediktiner-Kirche des heil. Eusebius. Sein Platfond in der Villa Albani ist vieleicht einer der schönsten in seiner Art, woran man auch wirklich den großen Schüler Raphaels, der Natur, und der Antiken erkennt. Er suchte in den Figuren die schönsten Formen der Natur, und in den Köpfen meistentheils idealische Schönheiten anzubringen. In allen seinen Gemälden sieht man, wie er sichs besonders angelegen seyn lassen, das reitzende Kolorit und die Grazien des großen Korreggio nachzuahmen, ohne daß die Richtigkeit seiner Umriße darunter litte. In dem ganzen Gemälde in dem Deckenstücke der Villa Albani, auf welchem Apollo und die Musen vorgestellt sind, findet man keine Verkürzungen, welche er sorgfältig vermied, weil er dieselben für bloße Licenzen ansah. —

sah. — Die Werke dieses großen Meisters können sich eine lange Dauer versprechen, denn er pflegte viel Ultramarin unter seine Farben zu mischen.

Er ward 1760 mit einem Gehalte von zehntausend Skudi an den königlichen Hof nach Madrit berufen. — Nach einem zehnjährigen Aufenthalte in diesem Reiche. kam er 1770 auf eine kurze Zeit wieder nach Rom, worauf er sodann nach Spanien zurück eilte. — Er malte ein noli me tangere für die Universität zu Oxford, welche ihm dieses herrliche Gemälde mit 1000 Guineen bezahlte.

Dieser große Künstler hat gleichfalls verschiedene sehr wohl ausgearbeitete Abhandlungen über die Malerey hinterlassen; als: Seine Gedanken über die Schönheit, und über den Geschmack in der Malerey, ferner auch einen Brief an Herrn Du Pons über die in Spanien angetroffene königl. Bildersammlungen. Dieser Brief verdient wegen seiner feinen Beurtheilung der großen Künstler, sowohl Spanier als Ausländer, aus deren Werken diese unschätzbare Sammlungen bestehen, mit besonderer Aufmersamkeit gelesen zu werden.

Unser großer Mengs, und so würdige Schüler des unsterblichen Raphaels, den er auch selbst in der Farbengebung übertroffen hat, wurde der Welt durch einen fruhzeitigen und unvermutheten Tod 1779 entrißen. — Zur

Ver=

Verewigung dieser teutschen Künstlers hat ein in Rom befindlicher junger Schweitzer, Namens Schwendimann, der dem Ruhme der größten Medailleurs unserer Zeiten sehr nahe ist, eine Schaumünze verfertigt. Selbige stellt auf der einen Seite einen Kopf vor, mit der Umschrift: Antonius Raphael Mengs; auf der Gegenseite stehn die Worte;

Pictor, Philosophus, natus MDCCXXVIII. mortuus MDCCLXXIX.

Dieses Geburts- und Sterbensjahr ist auf ein Postament gegraben, auf welchen ein Brustbild steht, wodurch der zweyte spanische Minister, Herr von Azpuru vorgestellt wird. Neben dem Postamente liegen Leyer, Pallete und die Kennzeichen der schönen Künste.

Wie theuer das Andenken des verewigten Künstlers dem jetzigen Pabste Pius VI. seyn müße, kann man unter andern auch daraus ersehen, daß Se. Heiligkeit dem Sohne dieses großen teutschen Malers auf eine in Spanien erledigte Pfründe einen Jahrgehalt von 200 Skudi angewiesen.

Seine Schwester Theresia, welche zu Rom historische Gemälde in Miniatur kopirte, erhielt selbst, in Betrachtung der ausnehmenden Verdienste ihres Bruders von dem königlichen spanischen Hofe eine Pension von 1200 Thaler jährlich, und lebt seit 1764 in der königl. Residenzstadt Madrit. — Se. königl. Majestät

la-

lassen auch alle Stücke des unsterblichen Mannes, und auch sogar solche, die er gesammelt hat, um den höchsten Preiß zu Rom aufkaufen.

XX.

Garrik.

David Garrik Esq. einer der größten Schauspieler unsers Jahrhunderts, wurde zu Hereford im Jahre 1717 gebohren. Sein Vater hatte eine Kapitainsstelle bey der Armee, und ward kurz vor seinem Tode zum Major ernannt. Unser Garrik ward zuerst in der Freyschule zu Lichtfield und nachher zu Rochester unter dem berühmten Herrn Colson, nachmaligen Professor der Mathematik in Cambridge, erzogen Seine Eltern hatten ihn der Rechtsgelahrtheit gewidmet, daher er im Jahr 1736 in das Collegium von Linkolns-Inn trat. Allein er fand wenig Geschmack an diesem Studium, und schon im Jahr 1740-41 verließ er es gänzlich, um sich der Bühne zu widmen. Er betrat zu erst das Theater in Goodmansfield, dem damals Giffard vorstund. Seine erste Rolle war König Richard III. darinn er auf einmal seine Vortreflichkeit zeigte. Jedermann war erstaunt, einen jungen Menschen von 24 Jahren, der die Bühne zum erstenmal bestieg, mit einem Schritte auf der Höhe zu

sehen, dahin ein reifes Alter und lange praktische Erfahrung die damaligen vornehmsten Schauspieler nicht hatte bringen können. Alles zog sich nunmehr nach Goodmansfields, wo Herr Garrik bis zu Ende der Schauspielzeit *) dieses Jahres zu agiren fortfuhr. Man that ihm von Dublin aus sehr vortheilhafte Vorschläge, wenn er einen Theil des Sommers daselbst die Schaubühne betreten wollte; er nahm es an, und seine Verdienste fanden daselbst eben so großen Beyfall, als in London. Er kehrte in sein Vaterland zurück, und begab sich den folgenden Winter unter die Gesellschaft des Herrn Fleedwood, damaligen Direktors des Drurylane-Theaters. Hier blieb er bis 1745 da er im Winter dieses Jahrs zum andernmale nach Irrland gieng, wo er ein Jahr blieb, und mit dem berühmten Herrn Sheridan in Kompagnie trat, der bisher die Aufsicht und Einkünfte des königlichen Theaters in Schmock-Allai hatte. Er kehrte wieder nach England zurück, und engagirte sich für die Schauspielzeit des Jahrs 1746 bey der Gesellschaft des verstorbenen Herrn Rich, unter dessen Direkzion das

*) In London werden auf dem Theater in Drurylane und Koventgarden, als den beiden vornehmsten, nur von Michaelis bis gegen Ende des Mays Schauspiele aufgeführt: diese Zeit heißt man The-Season, die Schauspielzeit.

das Theater in Koventgarden stand. Dieß war das letztemal, daß er als besoldeter Schauspieler auftrat; denn als am Ende dieser Schauspielzeit Herrn Fleetwoods Privilegium über das Theater in Drurylane verflossen war, und dieser es nicht vortheilhaft fand, es zu erneuern, so kaufte Herr Garrik in Gesellschaft mit Herrn Lacy das Theater, und erhielt die Erneuerung des Privilegiums darüber. Er eröfnete dasselbe im Winter 1747 mit dem besten Theil der ehemaligen fleetwoodischen Gesellschaft, dazu er noch in Herrn Barry, Frau Pritchard, und Cibber vom Koventgardentheater eine schöne Verstärkung erhielt.

In dieser Stelle hat Herr Garrik sich stets durch seine unvergleichlichen Verdienste als Akteur, und durch seine unermüdete Sorgfalt als Direktor den Beyfall des Publikums zu verdienen gewußt. Dies ist auf seiner Seite nicht undankbar gewesen, und hat ihn auf alle Weise aufgemuntert, und ihm dadurch den Reichthum und Uiberfluß verschaft, der seine Verdienste belohnt.

Herr Garrik war von kleiner Statur, doch sehr wohl gebildet, und da er, bey dem ihm natürlichen angenehmen Wesen, auch im Tanzen und Fechten geschickt war, so war auch sein ganzer Anstand allezeit leicht, natürlich und gefällig. Er war schwärzlich von Angesichte, und seine Züge sehr regelmäßig. Er

hat

hatte ganz schwarze feurige durchdringende Augen, seine Stimme war hell und melodisch, und wenn sie nicht Herrn Mossops siegreiche Stärke, oder die musikalische Annehmlichkeit der Stimme des Herrn Barry hatte, so scheint sie doch mehr Mannigfaltigkeit als irgend eine andre gehabt zu haben. Er hatte sie völlig in seiner Gewalt, und auch der entfernteste Zuschauer verstand ihn in dem heimlichsten Beyseite der Komödie so gut, als in der stärksten Wuth und Verzweiflung des Trauerspiels.

Nie wird man einen Schauspieler finden, der, wie er, in so vielen höchst verschiedenen Rollen gleich vortreflich gewesen wäre. Hierin zeigte sich vornehmlich seine Größe und die Allgemeinheit seines Genies. Man kann nicht genung rühmen, mit welcher Vortreflichkeit, mit wie viel Natur und Stärke er jede Person vorstellte. *) Im Trauerspiele, Lustspiele, im

*) Zum äußersten Beweise desselben verdient folgende Anekdote von ihm angeführt zu werden: Ein artiges Frauenzimmer, welche die besondere Gabe des Schauspielers kannte, kam zu ihm, und bat, daß er ihr das Porträt eines englischen Herrn, den sie liebte, und der sich nicht wollte malen lassen, verschaffen möchte. Er sollte also die Gesichtsbildung des Lords so studieren, und alle seine Gesichtszüge sich so zu eigen machen, daß der Maler nach dieser entlehnten

im komischen Nachspiel, als Liebhaber, als Held, als Alter und als Jüngling, in Tugendhaften Rollen so gut als in Lasterhaften; in jeder Empfindung wuste er die Natur unvergleichlich auszudrücken. Alle Gesichtszüge hatte er unumschränkt in seiner Macht; und nie besaß ein Schauspieler in den Muskeln seines Gesichts solche Stärke des Ausdrucks, nicht nur wenn er einzelne Leidenschaften schildern, sondern alsdenn besonders, wenn er den Streit mehrerer Leidenschaften, die seine Brust bestürmten, ausdrücken sollte. Jede Mine war voll starker Beredsamkeit, wenn seine Lippen schwiegen. Es gilt völlig von ihm, was der Dichter von Shakespeare sagt:

His

---

ten Physionomie ein dem Lord gleichendes Bildniß machen möchte. Der Schauspieler untersucht dem zu folge das hervorstechende und eigene in dem Karakter seines Musters, studirt die ihm wesentlichen Gesichtszüge, und macht sie sich so vollkommen zu eigen, daß er nicht mehr Garrik, sondern der Lord selbst ist. — Ein geschickter Künstler muß ihn malen, erkennet in dem Gemälde den Lord; der Lord selbst wird bestürzt, und kann nicht begreifen, wie man es angefangen, ihn so gut zu treffen.

Man überläßt es dem Leser, von der Glaubwürdigkeit dieser Anecdote, die den höchsten Grad der Kunst bey dem Schauspieler voraussetzt, zu urtheilen.

His powerful Strokes prevailing Truth im-
impreſs'd
And unreſiſted Paſſion Storm'd the breaſt.

Zu dieſer Größe haben ihn ſein Genie, ſein Geſchmack, und ein ſorgfältiges Studium der Natur und menſchlichen Herzens erhoben, wozu verſchiedene Reiſen, die er nach Frankreich gethan hat, auch wohl etwas beygetragen haben.

Als Aufſeher über das Theater iſt er immer unermüdet geweſen, den Geſchmack des Publikums zu erforſchen, und auch hierin iſt er glücklich geweſen; blos durch ſeine Klugheit, und ſeinen mit Einſicht verbundenen Eifer hat er dieſem ſchweren Amte immer mit allgemeinem Beyfalle vorgeſtanden. Er hat manche Hoffnungsvolle Schauſpieler gebildet; und ſeinen ſeltnen Fähigkeiten und glücklichen Bemühungen hat die engliche Schaubühne (wenn ſie itzt gleich wenige Akteurs hat; die einem Booth, Wilkes, und Cibber an die Seite geſetzt zu werden verdienten) es zu danken, daß die Schauſpieler das natürliche in der Akzion, beſonders im Trauerſpiele, heut zu Tage weit beſſer, als jemals verſtehen. Von den dramatiſchen Schriftſtellern, die ſeit etwa 26 Jahren zu erſt auf dem Drurylane-Theater ſich gezeigt haben, ſind wohl wenige, die ihm nicht wegen des nützlichen Raths und der vortheilhaften Veränderungen, die er ihnen mittheilte,

einen großen Theil des Beyfalls zu verdanken haben, den ihre Stücke erhielten.

Er hat außerdem noch das Verdienst, daß er viele vortrefliche, aber vor ihm vernachläßigte Stücke älterer Schriftsteller wieder aufs Theater gebracht hat. Zu einer vorzüglichen Ehre aber gereicht es ihm, daß er mit so vielen Eifer stets gesucht hat, alle Stücke vom Schauplatze zu verbannen, die den Sitten schädlich waren, und daß er diejenigen, welche im Ganzen das Interesse des Lasters beförderten, von den freyen unmoralischen Scenen gereinigt hat, die sich einige komische für unsre Zeiten zugefällige Schriftsteller haben erlauben können. — Er hat gewiß auf der englischen Bühne die Reinigkeit der Sitten vorzüglich befestigt.

Bey den unzähligen Arbeiten, die er als Theaterdirektor, und als Schauspieler hatte, zeigte sein wirksames Genie sich noch von einer andern Seite sehr vortheilhaft in vielen kleinen dramatischen und andern poetischen Stücken, die so schön sind, daß man bedauern muß, daß seine Geschäfte ihm nicht zu größern Werken Zeit gelassen haben. —

Nachfolgende Stücke Garriks; die zum Theil Veränderungen anderer Schriftsteller sind, dadurch er sie nach dem heutigen Geschmacke eingerichtet hat, erkennt er selbst für seine Arbeit:

1) The lying Valet eine Farbe von 2 Aufzügen, 1740. — 2) Miss in her Teens, or a Medley of lovers 1747. — 3) Romeo and Juliet. Ein Trauerspiel aus dem Shakespear verändert. — 4) Lethe ein satirisches Drama 1748. — 5) Every Man in his Humour. Ein Lustspiel von Ben Jonson, mit einigen Veränderungen und einem neuen Auftritte 1749. — 6) The Guardian, Ein Lustspiel in 2 Aufzügen 1759. 7) The farmers Retourn from London 1762. Ein Zwischenspiel in gereimten Versen. Es ist eine lustige Beschreibung, die ein Bauer bey seiner Zurückkunft aus London seiner Frau und Kindern von dieser Stadt macht, worinn die damaligen Neuigkeiten in London mit vieler Satire und Laune erzählt werden: Es erhielt allgemeinen Beyfall — Hogarth hat ein Kupfer dazu gestochen, als es gedruckt ward, welches den Bauer und seine Familie recht schön vorstellt. — 8) Florizel and Perditta; or the Winter's Tale Ein Schäferspiel 1762.

Außerdem hält man Garrik für den Verfasser von folgenden Stücken: 1) Catharine and Petruchio, Ein Lustspiel in 3 Aufz. 1757. Ist aus Shakespears Taming of the Shrew sehr geschickt verändert. — 2) The male Coquette or Seventeen Hundred fifty seven farce 1757 ward in der Eile zum Besten eines Schauspielers geschrieben. — 3) Liliput, ein

Divertißement 1757. — 4) Isabella or the fatal Marriage, ein Trauerspiel 1758. — 5) The Gamesters, ein Lustspiel aus Jakob Shirleys Spieler verändert. — 6) Harlequins Invasion, a Christmas Gambol 1759. Eine Art von Pantomime. 7) Enchanter or Love and Magic. Ein musikalisches Divertissement von 2 Akten 1761. — 8) Cymbeline, ein aus dem Shakespear verändertes Trauerspiel. —

Der Prologen, Epilogen und Lieder, die er verfertigt hat, ist eine unzählige Menge. Sie sind fast durchgehends schön, und sind in den englischen Magazinen zerstreut aufgehalten.

Herr Noverre jener großer Kenner, schildert diesen berühmten Schauspieler in seinen Lettres sur le Danse folgender Gestalt:

" Der berühmte englische Akteur Garrik ist es, den ich zum Muster vorstelle. Man wird keines finden, das schöner, vollkommer und bewundernswürdiger wäre. Er ist der Proteus unserer Zeit, denn er spielt alle Arten von Personen, mit einer Vollkommenheit und Wahrheit, welche ihm nicht nur das Lob und den Beyfall seiner Nazion zuziehn, sondern auch alle Ausländer zur Bewunderung hinreißen. Er spielt so natürlich, sein Ausdruck ist so wahr, seine Gestus, seine Gesichtszüge, seine Blicke sind so beredt, so voll Ausdruck, daß man dadurch, auch ohne das Englische zu verstehn,

ein-

einsieht, was auf der Scene vorgeht. Es kostet keine Mühe ihm zu folgen. Er rührt im pathetischen und im tragischen läßt er uns alle Bewegungen der heftigsten Leidenschaften empfinden, er zerfleischt und entreißt gleichsam den Zuschauer sein Herz, er durchbohrt seine Seele, und preßt ihm blutige Thränen aus. In dem edlen komischen täuscht und bezaubert er uns; und er unterhält und belustigt uns in der niedrigen Gattung. Er weiß mit so vieler Kunst seine Gestalt auf der Bühne zu verändern, daß zu weilen Leute, die stets mit ihm umgiengen, ihn nicht gekannt haben.

Kein Theater hat wohl eine so unzählbare Abwechslung von Karakteren als das Englische. Garrik spielt sie alle gleich vortreflich: er hat, so zu sagen, für jede Rolle ein eigenes Geschicht. Er weiß am gehörigen Orte, und wie die Karaktere erfordern, einige Pinselzüge dahin zu werfen, wo die Physionomie gruppiren und ein Gemälde werden soll; das Alter, die Situazion, der Karakter, das Amt, und der Rang der Person, die er vorstellt, bestimmen seine Farben, und führen ihm den Pinsel.

Man denke nicht, daß dieser große Schauspieler niedrig und gemein sey, oder Grimassen mache. Er ist ein treuer Nachahmer der Natur, aber er weiß darinn die schönste Wahl zu treffen. Er zeigt sie immer in glücklichen

Stellungen, und in einem vortheilhaften Lichte. Selbst in Rollen, die der Feinheit und Annehmlichkeiten kaum fähig zu seyn scheinen, erhält er das anständige, welches die Bühne erfodert. Niemals ist er unter der Rolle, die er macht, und nie erhebt er sich über dieselbe. Er trift das wahre Maaß der Nachahmung, das die Schauspieler immer verfehlen. Dies glückliche Gefühl, welches einem großen Schauspieler eigen ist, und ihn zur Wahrheit führt, ist ein seltenes Talent, das auch Garrik besitzt, ein Talent, das desto schätzbarer ist, weil es den Akteur abhält, sich zu verirren, und die eigentlichen Tinten zu verfehlen, die er in seinem Gemälde anbringen soll; den oftmals hält man Frostigkeit für das Anständige; Monotonie für Sprache der Uiberlegung, die hochtrabende Gebärde für eine edle Mine, Kraft in der Lunge für Gefühl des Herzens, eine Menge Gestus für Akzion, Einfallt für Naivetät, Flüchtigkeit ohne Nüancen für Lebhaftigkeit, Zuckungen im Gesichte für einen feurigen Ausdruck der Seele. Alles dieses ist bey Garrik nicht. Er studirt seine Rollen, und mehr noch die Leidenschaften. Ganz in seinen Beruf vertieft, verschleußt er sich die Tage, da er wichtige Rollen zu spielen hat, in sich selbst, und entzieht sich der Welt ganz. Sein Genie erhebt ihn zu dem Range des Fürsten, den er vorstellen soll; er nimmt seine Tugenden und seine

Schwach-

Schwachheit, seinen Karakter und Denkungsart an. Es ist nicht Garrik mehr, mit dem man redet, es ist nicht Garrik mehr, den man hört. Wenn die Verwandlung einmal geschehen ist, so verschwindet der Schauspieler und bloß der Held zeigt sich. Er nimmt seine natürliche Gestalt nicht eher wieder an, als bis er die Pflichten seines Berufs erfüllt hat. Man wird hieraus schließen, daß er wenig seiner mächtig, daß seine Seele immer in Bewegung ist, und seine Einbildungskraft unaufhörlich arbeitet, daß er drey Viertheile seines Lebens in einem Enthusiasmus zubringt, der seine Gesundheit desto mehr schwächt, weil er sich mit einer traurigen, und unglücklichen Situazion vier und zwanzig Stunden zuvor, ehe er sie malt, und sich aus derselben herausreißt, beständig quält und davon durchdrungen ist. Hingegen kann man auch nichts frölicheres sehen, als ihn, an den Tagen, wo er einen Poeten, einen Handwerker, oder sonst eine Person aus dem gemeinen Leben, einen Neuigkeitenkrämer, einen Petitmaitre (denn dies Geschlecht findet sich auch in England, obgleich unter einer andern Gestalt, als bey uns; das Genie wird etwa verschieden seyn, aber der Ausdruck des Lächerlichen und der Unverschämtheit bleibt einerley) in dergleichen Rollen, sage ich, herrscht lauter Naivetät in seiner Physionomie, seine Seele ist auf derselben verbreitet, seine Züge sind so

viele Vorhänge, die schnell aufgezogen werden, und uns alle Augenblicke neue Gemälde sehen, lassen, welche von der Empfindung und Wahrheit gemalt sind.

Man kann ihn ohne Partheylichkeit für den englischen Roscius halten, weil er mit der Dikzion, dem Fluß der Rede, dem natürlichen, mit dem Witze und der Feinheit, jene Pantomime, und jenen seltenen Ausdruck des stummen Spiels vereinigt, die den Karakter des vollkommen Schauspielers ausmachen. Ich will nur noch eins von diesem außerordentlichen Akteur anführen, welches die seltene Größe seiner Talente zeigen wird. Ich habe ihn in einem Trauerspiel agiren sehen, das er verbessert hatte (denn er hat außer der Vortreflichkeit auf der Bühne, noch das Verdienst, der angenehmste Dichter seiner Nazion zu seyn) er stellte einen Tyranen vor, der über die Scheußlichkeit seiner Verbrechen erschrocken, unter lauter Gewissensbißen stirbt. Der letzte Akt war nichts als Reue und Schmerz; die Menschlichkeit siegte über Mordthaten und Barbarey; der Tyrann hörte ihre Stimme und verabscheute seine Verbrechen! sie wurden stufenweise seine Richter und seine Henker; der Tod drückte sich jeden Augenblick tiefer in sein Gesicht ein; seine Augen wurden dunkler, seine Stimme gehorchte kaum noch der Gewalt, die er sich anthat, seine Gedanken in Worte zu brin=

bringen, seine Gestus zeichneten die Ankunft des letzten Augenblicks, ohne von ihrem Ausdrucke etwas zu verlieren. Seine Füße wankten unter ihm, seine Gesichtszüge dehnten sich. Sein blasses todtenfarbenes Angesicht lieh nur von dem Schmerz und der Reue seine Farbe; in diesem Augenblick fiel er endlich, seine Verbrechen zeigten sich seiner Einbildungskraft in schrecklichen Gestalten. Erschrocken vor dem abscheulichen Bilde, das seine Laster ihm vor Augen malten, rang er mit dem Tode; die Natur schien noch ihre Kraft zu versuchen. Bey dieser Stellung mußten wir zittern Seine Hände scharreten auf der Erde und gruben ihm gleichsam sein Grab. Der Augenblick kam heran, man sah den wirklichen Tod, er starb endlich. Das Röcheln der Sterbenden, die zuckenden Bewegungen des Gesichts, der Arme, der Brust, machten dies schreckliche Gemälde vollkommen. — " Das ist alles was ich gesehen habe, und was alle Schauspieler sehen sollten. „ — (Soweit Hr. Noverre.)

Endlich klopfte der Tod im Ernste bey ihm an, und er starb 1779 und wurde den 5ten Februar dieses Jahrs mit größtem Pompe in der Westminster-Abtey begraben. — Sein Sarg war mit karmosinfarben Sammit und vergoldeten Nägeln ausgeschlagen. Beym Haupte war der Chifre des verstorbenenen nebst seinem Wappen in Bronze. Zu den Füßen ent-

enthielt eine Umschrift den Namen und das Alter desselben, mit dem Epigraph: Resurgam. — Seine Verlassenschaft wurde auf 4 Millionen Pfund Sterl. geschätzt. —

David Garrik hielt in seinem Lusthause zu Hampton einen litterarischen Clubb. — Dieses Haus ist eine Art von Tempel, den Garrik dem Gedächtniße Shakespears erbauet hat. — Er ist von portländischen Marmor auf einem kleinen Hügel, dessen Aussicht auf die Themse geht, auf einer immergrünenden Lorbeer- und Myrthenbäumterraße. Die Figur ist rund, und der Eingang besteht aus einem antiken Fronton auf zwo Säulen. In der Mitte des Tempels steht die Bildsäule Shakespears in Lebensgröße, aus Carrarischen Marmor von dem Meisel Roubillacs. — Der Großvater des englischen Theaters hält seine Schreibtafel in der Hand, worin eine Zeile aus Heinrich IV. III. Akt, aufgeschlagen ist. Zu den Füssen dieser Bildsäule hielt David Garrik wöchentlich eigene gelehrte Versammlungen über die Theaterlitteratur.

So groß übrigens sein Talent in der Schauspielkunst war, so große Filzigkeit giebt man ihm dagegen Schuld. — Sein großes Vermögen rührte von glücklichen Unternehmungen beym Schauspielpacht, und von einer bis zu den niederträchtigsten Zügen damit vergesellschafteten Filzigkeit her. — Er wollte beym

Theater zu Drurilane, dessen Unternehmer er war, einst das Recht abschaffen, vermöge dessen man, wenn man nach dem ersten Akt kömmt, nur die Hälfte des Eintrittgeldes bezahlt, und die Gewohnheit aufbringen, daß man das ganze Eintrittgeld bezahlen sollte, zu welcher Zeit man im Schauspiel erscheine.

Dieser Versuch zog eine Empörung des Parterre nach sich, wobey das Schauspielhaus in Stücken zerbrochen ward. — Der Abgott der Bühne trat bey dieser Gelegenheit gebückt auf die Bretter herfür, bat das Publikum um Vergebung, und klagte seinen Geitz öffentlich an.

Die englischen öffentlichen Blätter vom Jahre 1777 führten einen Zug an, dem Garrik nicht zuwidersprechen wagte. Bey einem Besuche, den er auf dem Guthe eines seiner Freunde in Schottland machte, erblickte er eine arme Frau, die am Thore des Schloßes Graß zwischen den Steinen ausrupfte und mit allen Merkmalen der Verzweiflung verschlang. — Er sprach hievon mit seinem Wirthe; dieser erläuterte ihm: das Elend des Volks wäre so groß; daß sich dergleichen Auftritte täglich ereigneten. Man sey so daran gewöhnt, daß man nicht mehr darauf achte. — — Garrik blieb bey dieser Scene ungerührt; — man war verlegen, ob man mehr die Unmenschlichkeit des Guthsherrn, oder den Geitz seines Gasts tadlen sollte.

Die=

Diesem Zuge setze man folgenden entgegen von einem andern Sohne der Schauspielmuse; dem berühmten Kastraten Guadagni: — Einst kam Guadagni dazu, daß ein gewisser vornehmer Herr sein ganzes Vermögen im Spiel verlohren hatte. — Guadagni zog großmüthig seinen Beutel, und verehrte dem Herrn 500 Dukaten. Hierauf verließ er den Spieltisch. —

Des andern Tages erhielt Guadagni in der frühe einen Besuch von seinem Mündel, wobey ihm dieser mit jenem den armen Rittern angebohrnen vornehmen Stolze erklärte, daß er die Summe einstweilen als ein Anlehn nähmen, und sie ihm wieder zurückzahlen würde. — Guadagni erwiderte ihm verächtlich: " Dies ist nicht meine Absicht. Wenn ich mein Geld wieder haben wollte, so hätte ichs Euer Excellenz niemals geliehen. „ — Welcher Kontrast! welche Größe, Ausdruck und Edles in der Handlung Guadagni's gegen die Handlung Garriks! —

Man versichert, daß Garrik von Morgen bis Abend in den Trödelbuden zu London umhergeloffen, um alte Lumpen zusammen zu suchen, womit er, nach tausend Umbildungen seine Theatergarderobe zu Drurylane unterhielt.

Er lieh den Schauspielern seiner Truppe unter der Hand auf Pfänder, und wucherte mit ihren Besoldungen. Einst war ihm Herr Sheffield, zweyter Held im Hamlet, 60 Pfund

Sterl. schuldig. — Garrik war grausam genug, Herrn Sheffield wegen dieser Schuld nach Newgate bringen zu lassen.

Als er aus dem Schuldthurm wieder zurück kam, so gab ihm das Schicksal Gelegenheit, eine Handlung zu begehen, die seinen Karakter sehr erhebt, und Herrn Garrik beschämte.

Er spielte in Gegenwart Garrik mit einem andern Schauspieler vom Theater zu Drurylane. Dieser betrog; Garrik erinnerte Herrn Sheffield deshalb, und bot sich zum Zeugen an. Die ganze Gesellschaft war einstimmig, daß Herr Sheffield den Gewinn nicht zu bezahlen verbunden sey. — Herr Sheffield versetzte: " Er hat mit mir als ein Schurke gehandelt; ich will mit ihm als ein Prinz handeln.,, — Mit diesen Worten legte er die Summe auf den Tisch, und Garrik gieng sehr beschämt über diesen Edelmuth davon. —

So gewiß ists, daß mit einem großen Genie, die wenigste Zeit Menschenliebe und ein gutes Herz verbunden ist! — —

XXI.

Brindley.

James Brindley, der durch die Anlage und Ausführung der vornehmsten schiffbaren Kanäle in England, besonders des ersten bridgewater-

ter-

terschen so berühmt ist, war eines Landmanns Sohn aus Derbyshire. Sein verschenderischer Vater vernachläßigte die Erziehung des jungen Brindley und er mußte schon in früher Jugend seinen Eltern Brod erwerben helfen, und ward Lehrjunge bey einem Mühlenradmacher. In diesem Dienste machte er sich durch viele mechanische Erfindungen, zu denen ihn sein Genie leitete, vor seinen Mitgesellen vorzüglich bekannt, und als sein Meister alt ward, war ers, der ihn ernährte. Als er selbst Meister ward, breitete sich sein Ruhm noch mehr aus, und besonders 1752, als er eine ganz besondere Wassermühle zu Clifton in Lancashire erbaute, das Wasser aus den Kohlenminen zu schöpfen. Nachher legte er eine neue Seidenmühle an, und zwar mit sehr wichtigen Verbesserungen, besonders aber, daß das ganze sowohl als jeder einzelne Theil dieses erstaunlich zusammengesetzten Werks jeden Augenblick kann zum Stillstehen gebracht werden. Auch erfand er eine Maschine, die Räder der Mühle, die vorher mühsam mit der Hand geschnitten wurden, schneller und besser auf einmal zu verfertigen. 1756 baute er eine Feuermaschine nach einem ganz neuen Plane zu Newkastle an der Line. Bey allen diesen Werken hatte sein Genie durch viele Hindernisse sich durchgearbeitet, die ihm Neid und Dumheit entgegen setzten.

Brind-

Brindleys Ruhm war dem Herzog von Bridgewater bekannt geworden, der ihn zu Rathe zog, als er das große Projekt mit seinem Kanale vornahm, die Ausführung dieses bewundernswürdigen Unternehmens trug er ihm auf. Seitdem er das zu aller Verwunderung aufführte, ist er entweder der Anleger und Ausführer, oder doch der Aufseher bey den meisten nachmals so häufig angelegten Kanälen in England gewesen. Diese Arbeiten, mit denen er überhäuft ward, zogen ihm ein hecktisches Fieber zu, an welchem er 1772 im 56sten Jahre starb.

Dieses außerordentliche mechanische Genie war ohne Unterricht und Bücher zu seiner Stärke gelangt. Besonders war seine Art über Plane und Unternehmungen nachzusinnen: um das ungestört zu thun, pflegte er sich zu Bette zu legen, und blieb darinn ein, zwey, ja drey Tage liegen, bis er das, was er suchte, erfunden hatte. Denn konnte er aufstehen, und seine Werke vollführen, ohne auch nur ein Model oder Zeichnung zu machen. Uiberhaupt machte er nie eins, wenns nicht von ihm ausdrücklich gefodert ward. Seine Art, die Kräfte einer von ihm erfundenen Maschine zu berechnen, war eben so sonderbar. Er machte erst alles im Kopfe fertig, und dann, wann er lange nachgedacht, schrieb er das Resultat auf einmal in Zahlen nieder, und so ar-

beitete er fort. Zu letzt fand sich gewöhnlich, daß das Ganze ohne Fehler berechnet war, obgleich nur einzelne Theile seiner Rechnung auf dem Papiere stunden.

XXII.
Markis von Pezai.

Er war der Bruder einer Dame, die sich sowohl durch die Reitzungen ihrer Person, als die Annehmlichkeiten ihres Geistes auszeichnete. Er legte sich anfangs auf die Wissenschaften, und wurde ein genauer Freund des Herrn Dorat, dessen Manier er studirte, und annahm.

Da er die Kriegsdienste zu einer Zeit antrat, wo ein langer und tiefer Frieden herrschte, so konnte er eben keine sehr schnelle Beförderung hoffen. Allein zum Glück für ihn suchte man einen jungen Offizier, der Kenntniße und Annehmlichkeiten besäße, um dem jetzigen Könige, dem damaligen Dauphin, die Grundsätze der Taktik beyzubringen. Der Glücksstern des Herrn von Pezai ließ die Wahl auf ihn fallen.

Als der Monarch den Thron bestieg, so theilte er mit ihm sein Vertrauen; und er genoß es desto ungestöhrter, da er zwischen den beyden Parteyen, die den Hof trennten, sich inne zu halten wußte, beyden seine Dankbarkeit für seine Erhebung zollte, und gar nicht darauf zu denken

ken schien, wie er sich von der Nothwendigkeit ihres Schutzes befreyen könnte. Er verrieth nur einen gemäßigten Ergeiz, und beunruhigte also nicht. Er schien sich bloß auf Gnaden-Bezeigungen in klingender Münze einzuschränken, und erhielt deren sehr beträchtliche.

Unterdessen wurde doch sein Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten immer merklicher, wenn es wahr ist, was man sagt, daß er es gewesen, der Herrn Necker, dessen vertrauter Freund er war, zur Verwaltung der Finanzen vorgeschlagen, und ihm die Befreyung von einem Oberaufseher ausgewirkt habe. Dieses soll sogar die Ursache seines Unglücks gewesen seyn; denn weil er einen Minister gemacht hatte, so glaubte er auch einen stürzen zu können: er versuchte es, und es gieng nicht.

Hiedurch zog er sich nothwendig einen Feind, und nicht allein diesen, sondern noch mehrere zu, weil nunmehr alle die, die im Besitz von einigen Ansehen waren, aufmerksam wurden, und ihn als einen Rival betrachteten, auf dessen Unternehmungen sie gemeinschaftlich Acht zu geben hätten.

In diesem Zeitpunkt von Gunst und Eifersucht, die beyde im kleinen waren, glaubte er den Dienst eines Amts versehen zu müßen, das ausdrücklich für ihn erst geschaffen worden war; nemlich das General-Inspektor-Amt über die Verwahrung der Küsten.

Er reisete in die Seestädte, untersuchte die Oerter, gieng in alle Details ein, und das alles mit mehr Sorgfalt und Pünktlichkeit, als man von einem Menschen hätte erwarten sollen, der so plötzlich von dem Umgange mit den Musen unter die Schliche und Intriguen der Höfe versetzt worden war. Er hatte ein Zirkularschreiben des Finanzministers voraus gehn lassen, worinn ihn dieser seinen vertrauten Freund nannte, und allen Personen, die mit der Regie zu thun hatten, empfahl, ohne Rücksicht darinn mit ihm zu kommuniziren.

Man kann denken, mit welchem Eifer, mit welcher Verehrung ein so angekündigter Mann auf seiner Reise empfangen wurde. — Unterdessen mißbrauchte er es nicht, und zeigte den eherbietigen Bewohnern der Provinzen in sich mehr einen Liebenswürdigen nach Unterricht begierigen Menschen; als einen von seinem Kredit trunkenen Günstling.

Unglücklicherweise hielt ein Intendant, der Befehl hatte, zu einer bestimmten Zeit zuerscheinen, nicht für nöthig, pünklich zu gehorchen. Der Generalinspektor nahm es übel; er schrieb einen beleidigenden Brief voll Drohungen.

Der Intendant begab sich nach Hofe, klagte, und fand Gehör. Der Blitz traf den neuen Phaeton in der Mitte seiner Laufbahn, und ein Befehl zwang ihn, sich auf das Landguth zu retiriren, von dem er den Namen

fühlte: Hier starb er in der Blüthe seines Lebens, und vermuthlich aus Verdruß.

Dieser leuchtet wenigstens nur zu sehr aus einem Gedichte, l'homme sensible dans la Capitale hervor, das er daselbst verfertigte, und das zwar Ruhe und Ergebenheit predigen sollte, aber überall den Schmerz und die Niedergeschlagenheit hervorblicken ließ. Es sind schöne Verse darinn, z. E. welch ein Ausdruck, und welch eine Wahrheit in folgenden:

Quand l'arbitre suprême enfante le Génie
De son propre ouvrage étonné,
Il le lance, à regret, sur la mer de la vie,
Et sur son noble front, de flamme environné,
Il écrit: Sois illustre & sois infortuné!
Gloire, amour, amitié, vous êtes des mensonges;
Tous vos tourmens sont vrais, vos faveurs sont des songes.

Der Markis de Pezai nahm unter den französischen Dichtern einen sehr ansehnlichen Rang ein, und sein Andenken wird der Nachwelt, wenn sie seine niedlichen Kleinigkeiten liest, immer angenehm bleiben. Seine Zélie au Bain gehört unter die größern Gedichte; er gab auch die Campagnes de M. le Marechal de Maillebois heraus; seine übrigen Gedichte sind in den französischen Musenalmanachen und Journalen zerstreut; ihr Karakter ist Leichtigkeit, Ton der großen Welt, Reich-

thum an neuen, aus der Natur gegriffenen Bildern, und Wollust athmende Schilderungen. Hier ist eins seiner letzten Gedichte, das weniger bekannt ist:

Les quatre parties du jour.

Le Matin.

Je vais donc voir lever l'aurore!
Par degrés l'Olympe se dore.
Que l'air est pur! quelle fraîcheur!
Chaque bouton se change en fleur;
Qu'il est doux de la voir éclore!
Ah qu'il est doux de la cueillir!
Qui - - - mais il faut, il faut encore
Qu' amour nous donne à qui l'offrir.

Le Midi.

Mais le soleil, du sein de l'onde,
Renâit pour eclairer le monde.
Quel vif eclat, à son retour,
Vient marquer les progrès du jour!
Pour offrir un abri plus sombre
Les rameaux semblent se croiser.
Qui - - mais helas! que faire à l'ombre,
S'il faut tout seul y reposer?

Le Soir.

Sur l'aride sein des Campagnes
L'ombre descend de nos montagnes.

Après

Après un beau jour, quel espoir
De voir encor naître un beau soir!
La pudeur, la decence austere
S'effarouchent pendant le jour;
Mais la beauté la plus severe,
Le soir, Compose avec l'amour.

La Nuit.

Sous un azur semé d'étoiles
Enfin la nuit étend ses voiles.
S'il faut aimer pendent le jour,
Que seroit la nuit sans l'amour?
En vain un sommeil salutaire
Suspend le cours de nos ennuis:
Ah! pour laisser la vie entiere . . .
Prends, amour, prends encor les nuits!

* * *

Hier ist noch ein allerliebster Gesang auf die Marseillerinen:

Les Marseilloises.

Ma foi, vive Marseille,
O le charmant pays!
C'est là qu'on vous réveille,
Les amans endormis.
C'est une pétulance,
On y vit tout le jour
Tout le soir on y danse,
La nuit on fait l'amour.

Allons, vîte en cadence,
J'entends le galubet,
Déja le Bal commence,
Deja le rond est fait.
Voyez moi ces filettes,
Sautant, riant toujours
Ah! comme elles sont faites!
Que leurs jupons sont courts!
Pour danser á Marseille
Ne mettez point de gants:
La Maman les conseille,
Amour, tu les défends.
Grace à ta vive flamme,
A ton flambeau divin,
Ici l'on trouve une ame
Dés qu'on serre une main.

*
* *

Es ist zu hoffen, daß einer der Freunde des verstorbenen Dichters seine Gedichte sammelt, und sie der Nachwelt und seinem Zeitalter aufbewahrt. Er hat eine Menge Manuskripte hinterlassen, worunter sich auch ein weitläuftiges Werk, les soirées provençales, befindet, das sich ungemein angenehm lesen läßt, und reich an poetischen Bildern ist.

XXIII.

XXIII.

Quintus Icilius.

Carl Gottlieb Guischardt, genannt Quintus Icilius, königl. preußischer Oberster von der Infanterie, Ritter des Verdienstordens, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, war 1724 zu Magdeburg gebohren. Sein Vater war Johann Philipp Guischardt, königlicher preußischer Hofrath, Richter und Syndikus der Pfälzerkolonie zu Magdeburg, welcher ihn mit einer Schwester Johann Heinrich Steinhausers, Raths und Direktors bemelter Kolonie erzeuget hatte.

Das Geschlecht der Herrn des Guischardt stammt aus Frankreich ab; sie hatten als Reformirte, um der Religion Willen, ihr Vaterland verlassen müssen, und haben sich nach der Pfalz begeben, wo auch des Oberstens Vater und zwar zu Türkheim gebohren worden. Carl Gottlieb Guischardt, genoß zu Magdeburg den Unterricht auf Schulen und durch Hauslehrer. Von dar begab er sich auf die Universität Halle, ferner nach Marburg, Herborn und Leyden, wo er sich mit besondern Fleiße auf die Gottesgelahrheit, die morgenländischen Sprachen, wie auch auf die griechisch und lateinische Litteratur legte.

Zu Herborn ließ er sich von dem Professor Rau in der rabbinischen, chaldäischen und syrischen Sprache unterrichten, und zu Leyden im Arabischen von dem Professor Schultens, unter welchem er auch eine selbst verfertigte Streitschrift de fama Salomonis inter exteros mit vielem Ruhme vertheidigte Er hatte dieserwegen starke Hofnung, Bibliothekär bey dem Prinzen von Oranien, wie auch Professor zu Leyden oder Utrecht zu werden.

Da aber die erste Stelle, als er darum anhielt, bereits besetzt war und auch die Hofnung, zum akademischen Lehramt zu gelangen, vereitelt wurde: so erwählte er 1747, da ihm der Erbstatthalter selbst Kriegsdienste anboth, die Waffen statt der Feder, und ward bey dem Regimente, das der Herzog von Sachsen = Hildburghausen bey dem damaligen Kriege zum Dienste der Generalstaaten errichtet hatte, Fändrich und wohnte 1747 und 48 den Feldzügen bey.

Im Jahr 1749 wurde er Lieutenant bey dem Infanterie Regiment Baadendurlach und 1750 bekam er bey demselben die erledigte Gölerische Kompagnie, welche er aber bey der Abdankung, so die Generalstaaten 1752 vornahmen, wieder verlohr. Er wurde auf Wartgelder gesetzt, und gieng nach Magdeburg, wo sein älterer Bruder, Fridrich Daniel, schon damals Kriegs- und Domainenrath, der jüngere, Johann Philipp, aber Syndikus der Pfälzer-

Ko-

Kolonie war. Hier lebte er einige Jahre von seinem aus 800 Gulden bestehenden Jahrgeld. Noch vor Anfang des 1756 entstandenen Kriegs gieng er nach Holland zurück und setzte daselbst sowohl als in England, wohin er sich 1756 begab, die gelehrten Arbeiten fort, welche er zu Magdeburg angefangen hatte, und denen wir die militärischen Nachrichten von den Griechen und Römern, wie auch die historisch-kritischen Bemerkungen über verschiedene militärische Alterthümer zu danken haben.

Er war gewohnt, fleißig zu lesen, besonders die alten Schriftsteller. Da er sich einmal dem Soldatenstande gewidmet hatte: so wählte er diejenigen, welche von dem Kriegswesen und den Feldzügen der alten Völker handelten, und die Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache machte es ihm leicht, Anmerkungen zu machen, welche andern nicht eingefallen, die wie Folard, dieser Sprachen nicht kundig waren.

In Engeland legte er die letzte Hand an die Memoires militaires sur les grecs & les Romains, die in Holland und Frankreich fünfmal aufgelegt und von Kennern mit verdientem Beyfall aufgenommen worden sind. Er ließ sie zu erst in Holland in 2 Quartbänden drucken und eignete sie dem Erbstatthalter zu.

Durch dieses wichtige Werk wurde er dem jetzt regierenden Könige von Preußen bekannt,

dem

dem er auch von dem Herzog Ferdinand von Braunschweig empfohlen ward, als er sich bey dem vereinigten Heere desselben 1757 als Freywilliger aufgehalten hatte, und dadurch diesem Feldherrn bekannt geworden war. Der König verlangte ihn zu sehen, und er gieng zu Ende des Jahrs 1757 nach Schlesien, wo er nach der Eroberung von Breslau anlangte und dem König vorgestellet wurde.

Da er mit den Schriftstellern, welche sich mit dem Kriegswesen der alten Römer und Griechen beschäftiget haben, genau bekannt war und dem Könige bey der Unterredung dessen seltene Einsichten nicht verborgen blieben; so nahm ihn der Monarch in sein Gefolge; ernannte ihn den 10 April 1758 zum Oberstwachtmeister und würdigte ihn von der Zeit an eines genauen Umgangs. Als 1759 der Oberstwachtmeister du Verger, Chef eines Freybataillons den Abschied erhielt, war er zum Chef dieses Freybataillons ernannt, welches er während des Krieges bis zu einem Regiment von 3 Battaillons auf königliche Befehl vermehren mußte.

Um diese Zeit erhielt er den Namen Quintus Icilius von dem Könige, welchem seine Kenntniß von der Kriegskunst der Alten so viel Vergnügen machte, daß er ihm diesen Namen eines römischen Hauptmanns der 10ten Legion beylegte, den er nachher beständig führte,

ohne

ohne seinen Geschlechtsnamen weiter zu gebrauchen. Niemand wußte bey der Armee, als bey der Parole bekannt gemacht wurde, daß der König dem Oberstwachtmeister Quintus das Bataillon du Verger ertheilt habe, wer dieser Quintus sey, bis sich endlich diese Veränderung des Namens entwikelte. Er that darauf an der Spitze seines Freybataillons bis zu Ende des Feldzugs von 1762 nützliche Dienste; war 1759 bey der Einnahme von Leipzig; 1762 bey dem Uibergang über die Mulde und bekam 1761 den Auftrag, dem kuhrfürstlichen Lustschloß Hubertsburg seine Zierathen zu nehmen.

Nach geschlossenen Frieden, ward sein Regiment an dem Tage, da es in Berlin einrückte, abgedankt. Der König nahm ihn in sein Gefolge und er wurde den 9 Julius 1765 Obristlieutenant; 1772 im May Oberster. Seit 1763 wohnte er zu Potsdam und war einer derjenigen die der Monarch mit einem gesellschaftlichen Umgang begnadigte; er ergötzte ihn durch unterhaltende lehrreiche Gespräche.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde er seltener zu dem König gerufen; hingegen war er öfterer auf seinem Gute zu Wassersuppe, welches er nach dem Kriege im Havelländischen Kreise erkaufet hatte. Im Jahr 1770 vermählte er sich gegen Ende des Jahrs mit

einer Fräulein von Schlabberndorf, Tochter des verstorbenen königl. preußischen General-Majors und Chef eines küraßier Regiments, Gustav Albrecht von Schlabberndorf, mit der er einen Sohn und eine Tochter gezeuget hat, welche noch leben. Er starb den 13ten May 1775 an einer zwar kurzen aber schmerzhaften Krankheit und dazugekommenen Schlagfluß im 51ten Jahrs seines Alters.

Er war von kleiner Leibesgestalt, aber untersetzt und von schwarzbraunen Aussehen. Sein Umgang war aufgeweckt und lebhaft; alle seine Handlungen zeigten noch das Feuer, welches einen Jüngling belebt. Deswegen erwählte ihn auch der Monarch zu seinem Gesellschafter; er mußte fast beständig um ihn seyn, besonders beym Schlaffengehen und sich mit demselben von Neuigkeiten, Litteratur u. s. w. unterhalten. Er konnte noch als Staabsoffizier die hebräische Bibel fertig lesen und übersetzen, und außer den morgenländischen Sprachen, verstand er auch die teutsche, niederländische, französische, englische, italienische, griechische und lateinische Sprache.

Er hatte zu Marburg und Herborn in seinen jüngern Jahren geprediget und würde es auch als ein öffentlicher Lehrer weit gebracht haben, wenn er diese Laufbahn betreten hätte. Als er noch in Holland war, wollte er einige lateinische und griechische Schriftsteller vom

Kriegs-

Kriegswesen im Druck herausgeben, zu welchem Ende er die gedruckten Ausgaben derselben mit den Handschriften verglich. Er ließ aber hernach diese Arbeit wegen andern Geschäften liegen; hingegen ließ er einige von ihm verfertigten lateinischen Gedichte in Holland drucken. Nach geschlossenem Frieden fieng er an, eine Bibliothek und alte Münzen zu sammlen, welche hernach der König von seiner Wittwe um 12000 Thaler kaufte. Er schätzte Männer von brauchbarer Gelehrsamkeit sehr hoch, und stund in einem weitläuftigen Briefwechsel mit vielen Gelehrten. Die Zufälle, welche seinen Tod beförderten, waren so schmerzhaft, daß er sie mit der Folter zu vergleichen pflegte; allein er bewies sowohl hiebey, als bey andern wichtigen Vorfällen, eine solche Standhaftigkeit, die seinem Karakter Ehre macht. Seine vortreflichen Seelenkräfte sind durch die Wissenschaften ausnehmend erhöhet worden; und er war ein treuer Freund, guter Ehemann und Vater.

XXIV.

Montekukuli.

Raimund, Fürst von Montekukuli, Kaiserl. Generallieutenant, General der Artillerie und Gouverneur von Raab, ward 1608 zu Mode-

na gebohren, und ist ein Abkömmling des seit 600 Jahren berühmten gräflichen Hauses. In seiner zarten Jugend wurde er 1620 nach Teutschland an seine Vettern Hyeronimus und Ernst Montekukuli zur Erziehung geschickt. Ersterer war Staatsminister und letzterer Generalfeldzeugmeister; beyde in kaiserlichen Diensten. Schon in seinem 12ten Jahr bemerkte man an diesem jungen Helden große Talente, die sich durch die gute Erziehung, die er von seinen Vettern erhielte, immer jemehr und mehr entwickelten. Statt der läppischen Kinderspiele, womit sich die Jugend meistens beschäftigt, suchte er sein Vergnügen ganz allein in Erlernung nützlicher Wissenschaften und Sprachen. Bey Erzählung großer Thaten wurde er so gerührt, daß man das Feuer in den Augen blitzen und seine brennende Begierde sehen konnte, dergleichen selbst dermaleinst auszuführen. Da seine Vettern eine unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande an ihm bemerkten, so liessen sie denselben frühzeitig in Kriegsdienste tretten und wohlbedächtlich von unten auf dienen, damit derselbe durch diese Stuffensteigerung die Kriegskunst nach allen ihren Theilen gründlich lernen mögte. Der Graf Ernst ließ ihm also einige Zeit die Muskete tragen, ehe er denselben zum Fähnrich bey den Dragonern machte. Bald darauf wurde er Lieutenannt bey den Kürassiern; hernach Hauptmann, und endlich Major. Hani-

ni-

nibal Gonzaga ernannte ihn einige Zeit hernach wegen seiner Verdienste zu seinem Obristlieutenant der Kavallerie, und zuletzt nach vielen Beschwerlichkeiten, die er, den Absichten seines Vetters gemäß, ausgestanden hatte, wurde er Oberster eines Kürassierregiments. Und da er sich in diesem Posten durch Diensteifer sowohl, als Uneigennützigkeit, bey aller Gelegenheit ausgezeichnet hatte: so ernannte ihn der Kaiser zum Generalmajor, und belohnte dadurch seine Verdienste. Bald darauf ereignete sich eine Gelegenheit, wobey er sich des Vertrauens, so der Kaiser in ihm setzte, würdig machen konnte. Die Schweden belagerten 1645 Namslau in Schlesien mit 10000 Mann. Der Oberste Reichenau, der Kommandant von diesem Platz war, stund im Begriff, sich zu ergeben, weil er keinen Entsatz vermuthen konnte. Montekukuli, dem keine Hindernisse abschreckten, kam ihm mit 2000 Pferden durch Wälder, unbekannte und nie gebrauchte Wege zu Hülfe, und die Belagerung wurde aufgehoben. Diese glückliche und kühne Unternehmung machte unsern jungen Helden berühmt, bey den Soldaten beliebt, und dem Feinde furchtbar, und er stieg bald darauf bis zum Generallieutenant; welche schnelle Beförderung den Neid der übrigen kaiserlichen Befehlshaber eines Grafen von Wehlen, Gallas und Holzapfels keinesweges erregte, weil sie ihn alle wegen seiner Beschei-

denheit wohl leiden mogten, und seine Kriegserfahrenheit, Diensteifer, unermüdeten Fleiß und Wachtsamkeit kannten. Seine 2 jährige Gefangenschaft zu Stettin hat viel zu diesem und seinem nachherigen Ruhm beygetragen, denn als derselbe im Jahre 1639, nebst dem General Hofkirch von dem schwedischen General Baner bey Brandeis in Böhmen (wo er das Corps des letztern schlug) gefangen und dorthin gebracht wurde: so machte er sich die Zeit seines dortigen Aufenthalts so gut zu Nutze, daß er eine große Kenntniß in allen Wissenschaften erlangte: denn er studirte daselbst die Staatskunst im Tacitus, die Geometrie im Euclides, die Baukunst im Vitruv, und fügte zur Veränderung die Rechtsgelehrsamkeit, die Philosophie und Heilkunst hinzu. Er wurde nachher, nemlich 1641 gegen den schwedischen Obristen Schlange ausgewechselt Gleich nach seiner Befreyung mußte er den Degen, den er wider erhielte, gegen einem seiner Mitgefangenen mit welchem er in Stettin Verdruß gehabt, gebrauchen. Er entwafnete denselben im Zweykampf, schenkte ihm das Leben, und söhnte sich wieder mit ihm aus. Im Jahr 1647 erhielt Montekukuli, der ein Jahr vorher Generallieutnant wurde, von dem Kaiser Ferdinand Befehl, die Schweden bey Triebel unweit Eger mit 10000 Mann anzugreifen; welchen Auftrag er, nebst dem Johann von

Wehrt,

Wehrt, den 22sten August mit so gutem Erfolg ausführte, daß er den Feind schlug, 14 Standarten eroberte, und 16 Schwadronen zu Gefangenen machte. Der schwedische Generalmajor Wilhelm Wrangel, verlor selbsten sein Leben dabey. Montekukuli wurde verwundet und ihm sein Pferd unter dem Leibe todtgeschossen.

Als 1648 Königsmark und Turenne bey Laubingen über die Donau nach Augsburg giengen: so setzte sich ihnen der kaiserliche Feldmarschall Holzapfel entgegen; da es denn in dem Flecken bey Sußmarshausen zu einer Schlacht kam, wobey die kaiserlichen geschlagen wurden, und der Feldmarschall sein Leben verlor. Montekukuli, der ihm zu nächst folgte, übernahm hierauf das Kommando, hielt den Feind geschickt auf, unterhielt so lange Scharmützel und kleine Gefechte, bis er die Infanterie in Sicherheit gebracht hatte. Hiedurch erwarb er sich allgemeinen Beyfall, und bey den Schweden den Ruhm, daß er einen rühmlichen Rückzug mit vieler Klugheit gemacht habe; indem derselbe durch seine kluge Anstalten, die er getroffen, als er den Rest der Armee über den Lech führte, die Höhen mit Infanterie und Geschütz besetzen, Verhacke eiligst machen und die Kavallerie an dem Lech und rechten Flügel stellen ließ, die vereinigte schwedische und französische Armee vom Uibergang

über die Donau nicht nur abhalten, sondern sich selbst unter die Kanonen von Augsburg zurückziehen konnte.

Als hierauf der westphälische Friede 1648 geschlossen worden: so unternahm Montekukuli, nebst seinem Vetter dem Grafen von Caprara, eine Reise nach Teutschland, den Niederlanden und Schweden. Die Königin Christina nahm ihn mit allen Zeichen einer besondern Achtung auf, und schenkte ihm bey seiner Abreise ihr Bildniß. Hierauf gieng er wieder in sein Vaterland, wo er bey Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Modena 1648, einem Thurniere beywohnte, worinnen er den Grafen Malzare, einen wegen seines Muths und Geschicklichkeit berühmten Ritter, überwand, aber dabey den schmerzlichen Verdruß hatte, daß dieser sein Gegner von dem Lanzenstoß, den er ihm in das Gelenk des Halses zwischen dem Helm und Küras anbrachte, todt blieb. Dieses ist vermuthlich das letzte Scharfrennen gewesen; weil man nach der Zeit nichts-mehr von diesen gefährlichen Ritterspielen gehöret hat. Montekukuli war über den Verlust seines Freundes fast untröstlich.

Der Graf Ernst sein Vetter, welcher mit Vergnügen die Folgen der Erziehung und des Unterrichts, so er an diesem seinen Neffen in dessen Fortschreiten wahrgenommen, machte ihn zum Erben seiner Güther und hinterließ

ihm

ihm die Herrschaft Hoheneck, nebst seinem übrigen Vermögen. Entschlossen, sich zu vermählen, zog er eine Parthey in Teutschland, denen ihm in Italien vorgeschlagen vor, und heyrathete 1657 Maria Josepha, eine Prinzeßin von Dietrichstein Bald darauf wurde Raimund zum General der Kavallerie ernannt, und nach dem Tod des Generalfeldmarschalls von Hatzfeld, welcher auf seinem Schloße zu Trachenberg in Schlesien 1657 verstarb, fand der Kaiser niemand würdiger, ihm nachzufolgen, als unsern Helden. Diese Beförderung geschahe zu der Zeit des Krieges, welchen Karl Gustav, König von Schweden, seit 1655 in Pohlen führte. Montekukuli wurde daher, nachdem Ragotzy geschlagen worden, gegen die Schweden geschickt; er nöthigte sie zum Abmarsch aus Krakau, und brachte diese Stadt wieder unter die Bothmäßigkeit Kasimirs. Von da gieng er 1657 nach Berlin und brachte, nebst dem Baron Lisola, die Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, bey welchem er sehr viel galt, gegen die Schweden zu Stande, welche hierauf Pohlen völlig verließen, um sich gegen den König Friedrich, von Dännemark zu wenden.

Der Kaiser schickte dem König Friedrich von Dännemark den Montekukuli zu Hülfe, welcher mit 10000 Mann 1658 zu den brandenburgischen Hülfstruppen stieß, die der Kur-

fürst selbsten, mit denen sich noch Pohlen, unter dem General Czarnecki, vereinigten, durch Meckelnburg nach Holstein führte. Hierauf mußte sich Gottorp ergeben, und der Herzog von Holstein wurde genöthiget nach Tönningen zu gehen und neutral zu bleiben, nachdem die Schweden unter dem General Ascheberg, aus Sonderburg, Norburg und Odensee mit einem Verlust von 2000 Mann, waren gejagt worden. Nach dem Entsatz von Koppenhagen und dem Schluß des olivischen Friedens ward Montekukuli 1660 an die Stelle des Fürsten von Gonzaga zum Gränzgeneral in Ungarn ernannt, um den Türken in Siebenbürgen Widerstand zu thun. Er fand hier mit unendlichen Hindernißen zu kämpfen, und Neid, Eifersucht, Kabalen und Mangel an Proviant, vereitelten öfters seine besten Entwürfe, und gaben den Türken Gelegenheit, im Trüben zu fischen und ihre Eroberungen bis nach Mähren auszudehnen.

Im Jahr 1664 ernannte ihn der Kaiser zu seinem geheimen Staatsrath; und da in demselben Jahr ein türkisch und tartarisch Herr in Ungarn einfiel: so wurde er von dem Kaiser dahin geschickt, um dessen Armee, bey welcher sich 6000 Franzosen befanden, gegen die Ungläubigen zu kommandiren. Der bey St. Gotthard über dieselbe erfochtene Sieg ist bekannt,

und folgendes Schreiben des Kaisers bezeugt seine Zufriedenheit darüber.

“ Lieber Graf Montekukuli! ich habe „ mit unendlichen Vergnügen aus eurem Briefe „ vom 1ten August ersehen, was meine Trup„ pen für einen Vortheil und großen Sieg von „ Gott unter eurer Anführung erhalten haben. „ Da ihr nun in dieser Begebenheit, so wie in „ allen andern, eure Tapferkeit, Klugheit und „ Erfahrung bewiesen habt: so habe ich euch „ deshalb und in Betracht eures langen und „ so nützlich geleisteten Dienstes, zu meinem „ Generallieutenant ernennet. Ich erzeige „ euch diese Gnade mit vielem Vergnügen, „ und verlasse mich völlig auf eure Klugheit, „ versichere euch meines gnädigen Wohlwollens“

Leopold.

Als Frankreich 1672 gegen Holland losbrach, ward Montekukuli an den Rhein geschickt, dem Marschall von Turenne die Spitze zu biethen, welcher die dortige Armee kommandirte. Der Mayn, die Mosel und der Rhein, sind Zeugen von der klugen Ausführung, mit welcher dieser große General, nebst dem Marggrafen Ludwig von Baaden, einem so listigen als geschickten Feinde begegnete. Ganz Europa sah hier einem merkwürdigen Schauspiele zu. Diese beyden großen Helden wendeten in Lägern und Märschen, weiteifrend alle Fein-

heit ihrer Kunst, und alle ihre Erfindungskraft an, sich den Vortheil über den andern zu erwerben oder des Gegners seinen zu verhindern; bis endlich Turenne, als er mit einem Fernglaß 1675 das kaiserliche Heer besah, welches in Elsaß bey Saßbach stand, um eine Stelle für das Geschütz auszusuchen, durch eine Kanonkugel, die ihm die Brust traf, erlegt ward. Nie ist ein General von seinem Herrn und der Armee mehr beklagt worden. Der Marschall hatte weder von seinen erhaltenen Befehlen, noch von seinen Aussichten irgend einem von seinen untergebenen Generalen einige Nachricht gegeben. Der Graf von Lorges, sein Neffe; welcher dem Turenne im Kommando folgte, zog die Armee über den Rhein zurück und verschanzte sich, um die Befehle des Königs sicher zu erwarten, Montekukuli grif seinen Nachzug an, gieng über den Rhein nach, und breitete sich im Elsaß aus. Dieses verursachte bey der französischen Armee eine große Bestürzung, die sich unter dem Prinzen von Conde, der aus Flandern dahin kam, 1676 bis Schlettstadt zurück ziehen mußte. Bey seiner Zurückberuffung nach Wien wurde er von dem Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben und von dem König von Spanien, der ihm nicht lange vorhero den Orden des goldenen Vließes ertheilte, zum Herzoge von Amalfi ernannt

End=

Endlich nahete sein Ende heran, und sein hohes Alter war die Krankheit an welcher er zu Linz den 16 Oktober 1680 als Held, und nochmehr als Christ, verstarb. Er brachte sein ruhmwürdiges Leben, welches er Gott und dem Staat widmete, auf 72 Jahr und 8 Monate. Er zeugte mit seiner Gemahlin, die 1 Jahr eher starb, einen Sohn und 3 Töchter. Sein Körper wurde von Linz (einem für ihn sehr fatalen Ort; denn hier fiel er ins Wasser; ein Balken stürzte von hinten auf seinen Leib, und hier überkam ihm Krankheit und Tod,) zu Wasser nach Wien gebracht und in die Gruft bey den Jesuiten versenkt. Montekukuli war ein in allen Fällen nachdenkender kluger Mann, stets bey sich und nie geneigt etwas aufs Gerathewohl ankommen zu lassen. Er nutzte jede günstige Gelegenheit, dem Feinde Abbruch zu thun, jedoch erwartete er sie lieber, als daß er sie selbst aufsuchen sollte; und kann daher mit dem Fabius und Daun in Parallel gesetzt werden, und seine Tugenden, Religion und thätiges Christenthum, erheben ihn noch über die Helden seiner Zeit. Seine Memoiren und Versuche über die Fortifikazion und Geschütz, die er in Druck gab, bleiben ewige Denkmäler seiner Gelehrsamkeit in der Kriegswissenschaft.

XXV.

De la Condamine.

Wir geben unsern Lesern hier einen Auszug aus der Lobrede, die der Herr Markis von Condorcet, beständiger Sekretair der französischen Akademie der Wissenschaften in einer ihrer öffentlichen Sitzungen, dem Herrn de la Condamine gehalten hat, eine Rede, die mit Recht als ein Meisterstück von Geschmack und Geist ausgelegt wird.

Karl Maria de la Condamine, Mitglied der französischen Akademie und der meisten gelehrten Gesellschaften in Europa, wurde zu Paris den 18ten Januar 1701 gebohren, und starb daselbst im Monat Februar 1774. Schon in seiner zartesten Jugend gab er bey verschiedenen Gelegenheiten Merkmale von jener Herzhaftigkeit, Thätigkeit und Sucht nach Kenntnissen, die er in der Folge seines Lebens beständig entwickelt hat. Er nahm frühzeitig Kriegsdienste, verließ sie aber bald wieder, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er wurde 1730 in die Akademie aufgenommen. Nicht lange darauf that er eine Reise in die mittelländische See, und durchlief die Küsten von Afrika und Asien. Nach seiner Rückkunft faßte er den kühnen Entwurf unter der Linie einen Grad des Meridians, und einen Grad

des Equators zu messen. Dieser Vorsatz wurde vom Hof gut geheißen, und er sammt den Herren Bouguer und Godin ernannt, ihn auszuführen. Um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, sagt der Markis von Condorcet, die mit der Ausführung eines so großen Unternehmens unumgänglich verbunden sind, hatte man einen Mann nöthig, dessen Thätigkeit mit den Hindernißen zunahm; der willig und bereit war, Glück, Leben und Gesundheit dem Fortgang seines Vorhabens aufzuopfern; der seine Kraft aus der natürlichen Stärke seiner Seele zog, und so alle Arten der Unerschrockenheit in sich vereinigte; der im Bewußtseyn der Größe seines Gegenstandes und der Ehrfurcht, die alle Völker einem Manne schuldig sind, welcher in Geschäften gebraucht wird, die auf das Wohl der Menschen abzwecken, sich laut auf seine Rechte berufen mußte, ohne sich durch etwas furchtsam machen oder abschrecken zu lassen. Uiber dies mußte dieser Mann mit so großen Eigenschaften jene Allgemeinheit der Kenntniße verbinden, die allein einem Gelehrten die Achtung der Unwissenden zuwege bringen kann, sein Geist mußte ein gewisses treffendes, natürliches Wesen, ja selbst etwas sonderliches an sich haben, daß Leuten aus allen Ländern und Staaten auffällt, er mußte endlich seinen Reden jene fortreißende Wärme zu geben wissen, die sich die Meinungen, und den Willen an-

drer

drer unterwirft. Ein Wahl mußte also den Herrn de la Condamine treffen. — Nach acht Jahren voll unglaublicher Arbeit und Mühe verließ er Peru. Er hat uns eine Geschichte seiner Reise hinterlassen. Hier finden wir ihn in einem oft zierlichen, doch immer warmen, eignen, und selbst naiven Styl von den Gefahren reden, die er ausstand, ohne daß es ihm einfällt, er habe hierzu Unerschrockenheit nöthig gehabt. Wenn er von dem Zufall spricht, der ihn zweymal ohne Gefühl zu den Füßen seines Secktors niederwarf, so zeugt er bloß eine Neugierde, die Ursache davon zu wissen. Er steigt von dem Rand des Schlunds eines Vulkans hernieder, und empfindet nichts, als den Verdruß von einem Gefährten begleitet gewesen zu seyn, der ihn hinderte, weiter zu dringen. Er verläßt endlich Peru voll Schmerz, daß er keinen Bogen des Equators mehr messen kann. — — So war die Reise beschaffen, wo Herr de la Condamine ganzer zehn Jahre eine Herzhaftigkeit bewieß, die um so seltner ist, weil er keine Augenzeugen hatte, und ihn weder Furcht noch Schande zur Unerschrockenheit zwangen Er mußte Gefährlichkeiten trotzen, die sich unter einer fürchterlichen und neuen Gestalt darstellten, und ihn unterstützte nicht einmal die Vorstellung eines rühmlichen Todes. Er wußte gut, daß die Menschen nur nach dem Ausgang urtheilen, und sein Tod, in Wü-

ste-

stenenen verborgen auf sein Andenken nur den Vorwurf einer tollen Verwegenheit bringen würde. — — Herr de la Condamine wartete zu Cayenne fünf ganze Monate auf ein Schif aus Frankreich: Er hatte nichts mehr zu verrichten, und seine Herzhaftigkeit verließ ihn. Zehn Jahre voll Mühseligkeiten und Gefahren hatte er widerstanden, aber fünf ruhige Monate zu ertragen vermochte er nicht. Diese thätige Seele die bis jetzt von der Hofnung, nützlich zu seyn, und dem Gedanken des Ruhms emporgehalten worden war, fühlte nun nichts als den Schmerz mehr, alleine ein Daseyn zu leben. Er verfiel in jenen Stand der Beklemmung, wo der Mensch das Bedürfniß zu empfinden spürt, alles was ihn umgiebt, befrägt, und keine Antwort erhält; dann nur noch in seinen Errinnerungen lebt, und einzig mit Vorstellung der Oerter beschäftigt ist, wo er zu leben und zu lieben anfieng; bitter empfindet er es, daß nur ein einziger Ort sey, wo er hoffen kann glücklich zu werden, und daß unüberwindliche Hinderniße ihn davon trennen. Der Verfasser bringt hierauf den Herrn de la Condamine nach Frankreich zurück, und nachdem er mit eben so vieler Einsicht als Feinheit und Unpartheilichkeit seinen Streit mit Herrn Bouguer auseinandergesetzt hat, so begleitet er ihn auf seine Reisen durch Frankreich und England, und zeigt mit welchem Eifer und mit welcher

un-

unerschütterter Standhaftigkeit er die Verthei-
digung des Blatterbelzens führte: Er schildert
ihn uns endlich in seinen häuslichen Umständen
von der Zärtlichkeit und Sorgfalt einer liebens-
würdigen, tugendhaften, gefühlvollen Gattin
beglückt. Des Vertrauens und der Zärtlich-
keit ihres Gemals gewiß, kamen jene Aufstöße
übler Laune, die bey einem Manne unvermeid-
lich waren, dessen erstaunende Thätigkeit im-
mer von seinen schwächlichen Gesundheitsum-
ständen gehindert wurden, der Frau de la Con-
damine nur als ein Unglück mehr vor, worüber
sie ihn trösten müße. Sie hat, so lang und
schwach auch immer sein Alter gewesen, nie
aufgehört, ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt
zu überhäufen, und zwar, ohne sich dazu
auffordern zu müssen. Der Gedanke, daß sie
eine in mehr als einem Betracht heilige Pflicht
erfülle, erhielt ihren Muth. Sie glaubte eine
Schuld der Menschheit abzutragen, indem sie
des Alters des Herrn de la Condamine pflegte.
Herr de la Condorcert schließt hierauf mit fol-
gendem Gemälde des Herrn de la Condamine.

Unfähig aller Eifersucht, dann er war es
selbst nicht auf Hern Bougner, hatte Herr de
la Condamine keine Feinde, oder glaubte we-
nigstens keine zu haben. Er war muthig und
beständig in seiner Freundschaft, voll Dienst-
eifer gegen seine Freunde, und im Stande, ihnen
manches Opfer zu bringen. Er weihte sich den

Sorgen der Freundschaft mit der Leichtigkeit und Hitze, die man sonst gewöhnlich nur für Vergnügungen hat; es schien, als wäre Handeln sein erstes Bedürfniß. Unterdessen sieht man doch, daß er nach Ruhe seufzete; er sah sie als das einzige wirkliche Gut des Lebens an, das nur ein Unsinniger der Ruhmsucht aufopfert; aber die Ruhe, die er beklagte, war ihm unausstehlich. Wir können hie und da in unser Leben einige Augenblicke Freude einweben, aber ein anhaltendes Glück ist ein Hirngespinnst. Handeln ermüdet uns; Ruhe quält uns: Er scheint, als hätte die Natur uns nur die Wahl zwischen Mühseligkeiten und Langeweile gelassen. Unterdessen zeigt uns wenigstens des Herrn de la Condamine Beyspiel, daß Thätigkeit ein großes Gut ist. Immer beschäftigt, immer handelnd, blieb ihm keine Zeit, seine Uibel zu fühlen, und er war bey allen seinen Leiden nicht unglücklich. Selten besitzt jemand große Eigenschaften in dem hohen Grad, ohne nicht auch die Fehler beyzubehalten, die aus ihrer zu starken Spannung entstehn. Die Thätigkeit des Herrn de la Condamine gieng bis zur Ungeduld, und machte ihn oft ungestümer in seinem Betragen gegen die, welche nicht eben den Antheil an den Sachen nehmen konnten, die ihn beschäftigten. Seine Neugier oft an Unbescheidenheit: Sie war bey ihm wahre Leidenschaft, der er,

ohne

ohne es gewahr zu werden, gewisse im gemeinen Leben angenommene Wohlanständigkeiten aufopferte, die zu befolgen immer gut ist, denen wir aber vielleicht zu viel Gewicht beylegen. Er war ungemein begierig nach Ruhm, aber er schien vorzüglich daran das zu lieben, was für andere eine Last ist; den weitläuftigen Briefwechsel, die Besuche! Er hatte es nöthig, seine Gedanken, Meinungen, Entwürfe bekannt zu machen, vielleicht wäre er selbst misvergnügt gewesen, wenn sich das Publikum lange nicht mit ihm beschäftigt hatte: Er beantwortete alle Kritiken, und wurde von jedem Lobe geschmeichelt; ihm war jeder Beyfal, selbst von verächtlichen Personen, willkommen. Es ist dies eine Schwachheit, die vielen Genies eigen ist, die sie aber durch ihren Durst nach Ruhm nicht zu entschuldigen vermögen: denn eine solche Schwachheit kann übelgesinnten Muth, ja öfters Macht geben, zu schaden. Seiner feurigen Seele und starken Leibesbeschaffenheit nach sollte er den Vergnügungen anhängen, aber er hatte Muth genug, ihnen zu entsagen, um zehn Jahr in den Wildnissen von Peru zu leben, welches beweiset, daß seine vornehmste Leidenschaft in der edelsten aber Empfindungen bestand, nemlich in dem Triebe, sich durch Dienste berühmt zu machen, die er dem menschlichen Geschlechte leistete. —

Herr

Herr de la Condamine hat uns eine Beschreibung von dem Baume der Chinarinde gegeben, die wir unsern Lesern, da sie besonders merkwürdig ist, und bey Gelegenheit einigen von nicht geringen Nutzen seyn könnte, hier mittheilen wollen:

Im Jahre 1737 that Herr de la Condamine eine Reise von Quito nach Lima, und nahm seinen Weg über Loxa, um Gelegenheit zu haben, den Chinabaum zu untersuchen, von dem wir bisher in Europa nur eine sehr unvollkomene Einsicht besessen haben. Loxa, oder wie es der Spanier ausspricht, Loja, ist etwa 80 Meilen an der Küste von Peru und etwa 70 Meilen südlicher als Quito. Die beste, oder wenigstens die berühmteste, Chinarinde wird auf dem Berge Cajanuma, dritthalb Meilen von Loxa gesammlet, und es ist kaum 45 Jahr, daß sich die Kaufleute vor einem Notario eine Versicherung geben liessen, daß die Chinarinde, die sie kauften vom Cajanuma wäre.

Herr de la Condamine reisete auf diesen Berg, und blieb die Nacht auf diesen Gipfel bey einem dasigen Eingebohrnen, der seine Wohnung hier aufgeschlagen hatte, um nahe bey diesen Bäumen zu seyn, deren Rinde abzusammlen seine ordentliche Arbeit war. Der Chinabaum steht nie in den Ebenen, er wächst gerade und unterscheidet sich von weitem, indem er

seinen Gipfel über die andern Bäume empor strecket. Man findet ihn nicht Haufenweise, sonders einzeln und zwischen Bäumen von andrer Art zerstreuet. Wenn er sein freyes Wachsthum behält, so wird er dicker als ein Mann im Leibe: allein heut zu Tage findet man auf diesem Berge gar selten einen von dieser Dicke: den die Bäume, von denen man die erste Rinde erhalten hat, sind alle ausgegangen, sobald alle Rinde herab war, einige junge gehen auch davon aus, die meisten aber bleiben. Herr de la Condamine hat sie nicht stärker als Armsdick, noch höher als 12 bis 15 Fuß gesehen. Vor alters zog man die dicksten Rinden allen andern an Kostbarkeit vor: itzt aber sucht man vorzüglich, und aus wohlgegründeten Ursachen, die feinsten. Wir übergehen die Beschreibung des Baums, die mit zwey Kupfern erläutert ist.

Der Gebrauch der Chinarinde war den Amerikanern schon bekannt, ehe es die Spanier erfuhren, denen es die Landes Eingebohrnen lange Zeit verheelet hatten.

Einer alten Sage nach haben die Amerikaner die Entdeckung dieses Mittels dem Löwen zu danken, von dem einige Materialisten versichern, daß er einer Art von Wechselfieber unterworfen seyn soll. Nachdem man gesehen hatte, daß diese Thiere von der Chinarinde frassen, so bediente man sich derselben in den Wechselfiebern, die in diesen Gegenden sehr ge-

gemein sind, ebenfalls. Obgleich die Spanier von Loxa und in der ganzen Gegend die Kraft dieser Rinde erkannt und bewährt erfunden hatten; so war sie doch der ganzen übrigen Welt noch lange verborgen.

Dieses Mittel, das fast das einzige ist, dem man den Namen eines Spezifikums geben könnte, trat 1638 bey Gelegenheit eines Fiebers ans Licht, das die Gräfin von Chinchon, Vicekönigin in Peru, nicht los werden konnte. Der Korregidor zu Loxa, der dieses erfahren hatte, sandte seinem Patronen, dem Vicekönige, die Chinarinde, und versicherte ihn schriftlich, daß er für die Genesung der Gräfin stünde, wenn man ihr die Fieber-Arzney geben würde.

Der Korregidor ward sogleich nach Lima berufen, um die Dose und Zubereitung des Mittels selbst anzuordnen, und nach einigen mit andern Kranken glücklich gemachten Versuchen, nahm es die Vicekönigin und genaß. Sie ließ sogleich von Loxa einen Vorrath von dieser Rinde kommen, die sie selbst allen Nothleidenden gab, und damals fieng dieses Mittel an, unter dem Namen des Pulvers der Gräfin bekannt zu werden. Einige Monate hernach gab sie es den Jesuiten, welche fortfuhren, es umsonst auszutheilen, und da erhielt es den Namen des Pulvers der Jesuiten, den es in Amerika und Europa lange behalten hat.

Kurze Zeit hernach schickten die Jesuiten von Lima mit dem Generalprokurator der Provinz Peru, der nach Rom gieng, dem Kardinal von Lugo, von eben der Gesellschaft, einen Vorrath dieses Pulvers, und in dessen Pallaste wurde es Anfangs den Armen umsonst, andern aber mit Gelde aufgewogen, gereichet. Nachher gab es die Apotheke des Römischen Kollegiums mit eben so glücklichen Erfolge aus, als zu Lima, und man nannte es entweder noch immer das Jesuitenpulver, oder aber auch das Pulver des Kardinals.

Dieses gieng so fort bis ans Ende des verwichenen Jahrhunderts. Man sagt, daß eben dieser Prokurator der Gesellschaft, als er durch Frankreich nach Rom gereiset, den König Ludwig XIV. als damaligen Dauphin, mit der Chinarinde vom Fieber befreyet habe.

Als im Jahr 1640 der Graf und die Gräfin Chinchon nach Spanien zurückgekommen waren; so verkaufte ihr Arzt Juan de Pega dieses Mittel zu Sevilla, das Pfund zu hundert Realen, oder dreyzehnthalb Speziesthaler nach unserer Münze. Die Rinde behielt einerley Abgang und Ruhm, bis die Chinabäume, deren Rinde nicht abgeschält war, selten wurden, und einige Einwohner von Loxa, als sie nicht mehr so viel schaffen konnten, als man in Europa verlangte, verschiedene andere Rinden unter die Packe mischten, die sie auf den

Markt

Markt nach Panama schickten, wenn die Schiffe angekommen waren. Kaum hatte man dieses entdeckt, als die Chinarinde von Loxa so in Verfall gerieth, daß man nicht einen halben Piaster mehr für das Pfund geben wollte, da man vorhero 12 zu Sevilla und 4 bis 6 Piasters zu Panama selbst gegeben hatte. Im Jahre 1690 blieben viele tausend Pfund zu Piura, und an der Anfurt von Payta liegen, welches letztere der nächste Hafen von Loxa ist, ohne daß Jemand Lust gehabt hätte, sie einzunehmen. Dieß hat den Anfang zum Ruine von Loxa gemacht, das heutiges Tages eben so arm ist, als es ehedem reich war.

Unter den verschiedenen Rinden, die man öfters mit der Chinarinde vermischt hat, und noch zuweilen damit vermischet, befindet sich die Aligier- und die Cucharilla Rinde; so ähnlich sie sich sind, so kann man sie doch unterscheiden, und kein Kenner läßt sich damit hintergehen. Seit einigen Jahren hat man zur Verhütung dieses Betrugs, die sonst nie beobachtete Vorsicht gebraucht, jeden Ballen insbesondere zu untersuchen. Zu Payta, von wannen die meiste nach Europa bestimmte Chinarinde nach Panama gesendet wird, schiffet man keinen Ballen ohne diese vorläufige Untersuchung ein, wofern er nicht von sehr sichern Händen kommt. Herr de la Condamine ist hievon selbst Zeuge gewesen.

Man findet alle Tage auf eben derselben Reihe von Bergen neue Chinabäume. Die, so sie entdecken, verbergen es sorgfältig. Die Chinarinde von Ayavaka ist seit einigen Jahren in gutem Rufe, aber die von den Bergen Jaen hat zu Panama keinen guten Namen.

Die Menge der Chinarinde, die alle Jahr nach Europa geführt wird, hat ganz Peru auf die Meinung gebracht, daß man sich ihrer zum Färben bediente. Der Mann, bey dem Herr de la Condamine eine Nacht auf dem Berge geblieben ist, hat ihm gesagt, er hätte einige Schnupftücher, die er drey Tage in der Infusion dieser Rinde weichen lassen, Moschusbraun gefärbet.

Der Name Quiquina ist amerikanisch, allein die Rinde, die in Europa diesen Namen führet, ist weder in Peru, noch zu Loxa selbst, anders, als unter dem Namen Cortega de Loxa, Rinde von Loxa, oder welches noch gemeiner ist: Cascarilla, kleine Rinde, und der Baum unter dem Namen arbol de la cascarilla, Baum der kleinen Rinde, bekannt. Es giebt aber in den Provinzen des südlichen Amerika einen andern sehr berühmten Baum, welcher den Namen Quinquina führet, und woraus, wenn man Einschnitte hinein macht, ein wohlriechendes Harz träufelt, dessen man sich vornemlich zum Räuchern bedienet. Es ist also die Frage wie und warum die Rinde

von Loxa in Europa und der ganzen übrigen Welt, außer dem Orte ihres Ursprunges, den Namen Quinquina erhalten hat? Unter dem verschiedenen Tugenden, welche man den balsamischen Baume zuschreibt, welche die Eingebohrnen und Spanier von je her Quina Quina genennet haben, ist die Tugend seiner Rinde die ansehnlichste, weil man sie für ein vortrefliches Mittel wieder das Fieber gehalten. Vor der Entdeckung des Baums von Loxa war er in großem Ruhme; die Jesuiten von La Pay und Chuquiabo pflegten die Rinde davon nach Rom zu senden, wo sie unter dem wahren Namen Quina Quina gebracht wurde, und deshalb in Europa den Namen des Jesuiterpulvers erhielt. Als nun die Rinde von Loxa durch eben diesen Kanal nach Rom kam, so verwirrete man das neue Fiebermittel mit dem Alten, und da das neue den Vorzug erhielt, so behielt es den Namen des Alten, das itzt fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist.

Im Anfange erweckte dies wohlthätige Hülfsmittel in Europa viel Widersprüche. Die einen sahen es als ein himmlisches Geschenkte an, andere hielten es für Gift: und da sich die Vorurtheile durch die Eifersucht vermehrten, brauchte es beynahe ein ganzes Jahrhundert, ehe sich alle Meinungen auf seine Bestimmung vereinigten. Endlich aber scheint es, daß man seit 30 Jahren sich von den widrigen Vorur-

theilen, welche dieses Mittel verdächtig gemacht, gänzlich erholt habe. — Die Unzulänglichkeit der übrigen Mittel in verschiedenen Fällen, seine Wirkung, bewundernswürdige und unzählbare Kuren, welche durch dasselbige gemacht worden, und täglich vorkommen, die Anzahl der Krankheiten, welche von den Fiebern gänzlich verschieden, in welchen seine Wirkung unfehlbar ist, seine Wirkung in den allerschlimsten chirurgischen Krankheiten, das Wohlbefinden, die Kräfte und Munterkeit, welche dessen Gebrauch den Krankheiten mittheilet, haben endlich Jedermann die Augen geöfnet, und man räumt ihm fast einmüthig die erste Stelle unter den wirksamsten Arzneymitteln ein. — Man glaubt nicht mehr, daß es den Magen verderbe, daß es den Wolf in den Schaafstall einschließe, daß es in Schaarbock, die Engbrüstigkeit, die Wassersucht, die Gelbsucht stürze; im Gegentheil ist man überzeugt, daß es allen diesen Uibeln vorbaue, und daß, wenn es zuweilen schadet, solches, wie bey allen andern guten Mitteln, nur darum geschehe weil es verfälscht, oder unrecht verordnet, oder unrecht genommen worden, oder weil sich in der Leibesbeschaffenheit besondere unbekannte Umstände befunden, (man nennt solche Idiosynkrasien) welche seine Würkung verkehrt haben.

Das Wort Quina Quina stammt unstreitig von der alten peruanischen Sprache her,

ob-

obgleich die geübtesten in derselben dem Herrn de la Condamine nicht zu sagen wußten, was das Wort Quina bedeute. Er fand aber in einem alten Wörterbuche von der Sprache Quichoa (welches die peruanische Sprache zu den Zeiten der Inkas ist,) das Wort Quina ai, das heut zu Tage nicht mehr gebräuchlich ist, weil sich ihre Sprache durch die Vermischung mit dem spanischen sehr verändert hat. In diesem Wörterbuche, welches im Jahr 1614 zu Lima gedruckt worden, wird das besagte Wort durch das spanische Mantelilla India, eine Art eines Mantels übersetzt, in welche sich die Eingebohrnen einhülleten. Da die Sprache Quichoa eben nicht reich ist, und wenig Wörter besitzt, deren Bedeutung nicht metaphorisch auf verschiedene andere Sachen zugleich erstrecken sollte, so kann man wahrscheinlicherweise vermuthen, daß das Wort Quina ai ein Mantel, auch die Rinde, die einen Baum, als einem Mantel einhüllet, bedeuten konnte, wenn von einem Baume die Rede war.

Wenn diese Herleitung Beyfall erhält, so hat die Widerholung Quina Quina keine Schwierigkeit, weil die Wiederholungen in gedachter Sprache, besonders aber bey den Namen der Pflanzen, sehr gemein sind. So sagt man zum Exempel in derselben Vira vira, Pinko pinko, Saya saya, Moko moko wodurch man eine desto größere Kraft der Pflanze andeuten

 will.

will. Quina Quina will also eigentlich so viel sagen, als die vortrefliche Rinde, oder die Rinde der Rinde.

Es gehet der Quinquina, wie fast allen Arzneymitteln, die in dem Lande, das sie hervorbringt, gemein sind. Uiberhaupt zu reden macht man in Peru wenig daraus, und gebraucht sie eben nicht häufig, man fürchtet sich davor, und gebraucht sie zu Lima wenig, noch weniger zu Quito, und in Loxa fast gar nicht.

Herr Orry, Generalkontroleur der Finanzen, hatte im Jahr 1735 die Akademie der Wissenschaften befragt, ob sie es für gut fände, die weibliche Chinarinde ins Königreich einzuführen, die darinn von der gemeinen verschiedenen ist, daß sie auf der Zunge viel weniger Bitterkeit zurück läßt, und daß sie dicker, schwammigter, und innwendig voller holzigter Fasern ist. Die Akademie antwortete, daß man diese Chinarinde in medizinischen Gebrauche viel schwächer und unkräftiger befunden habe, und daß sie daher den ansehnlichen und in vielen Fällen unschätzbaren Vortheil verliere, das Fieber geschwind zu heben; ferner, daß man, wenn man diese einführte, die wahre Chinarinde nicht viel mehr zu sehen bekommen würde, weil jene weniger kosten würde; daß man sie, wenn die gute Chinarinde am nöthigsten seyn würde, am leichtesten dafür annehmen würde, zumal wenn sie zu Pulver gemacht wäre, und

daß

daß endlich, wenn man sie strenge verböte, deren dennoch immer noch mehr als zu viel, aber doch beständig weniger vorhanden seyn würde, als wenn man sie ordentlich erlaubt hätte. — Womit wir also die Biographie des Herrn de la Condamine beschließen.

XXVI.

Le Cain

Heinrich Ludwig le Cain starb den 8 Februar 1778 an einem Entzündungsfieber, das so schnell überhand nahm, daß man die Nachricht von seiner Krankheit, und die von seinem Tode fast zu gleicher Zeit erfuhr. Er war 49 Jahr alt. Er bestieg das Theater zum erstenmal 1751 in der Rolle des Titus, im Trauerspiele Brutus, und betrat es zum leztenmal in de Adelaide du Guesklin. Die ersten Versuche und die letzten Anstrengungen seines Talents gehörten also dem Herrn von Voltaire. Es schien, als hätte die Natur den pathetischesten Schauspieler für den tragischesten der Dichter hervorgebracht, und zu eben der Zeit, als Herr von Voltaire dem Trauerspiel einen Grad von Stärke gab, den es vor ihm nicht gehabt hatte, fand auch dieser eben so glückliche als außerordentliche Mann einen Akteur, der die Kunst der Deklamazion zu einer Höhe

von

von Energie und Wärme trieb, wie sie vorher unbekannt gewesen war, und wie man sie vielleicht nicht wieder sehen wird. Jenes tiefe Gefühl des Trauerspiels, jener so frappante Ausdruck von allen Leidenschaften, dessen Wahrheit nie die Angemessenheiten der Kunst oder die Würde der Bühne überschritt, war das vorzügliche Talent des Schauspielers, den Paris jetzt beweint, der Grund zu allen seinen Triumphen, und selbst Personen, die das alte französische Theater noch kennen, gestehen, daß niemand mit ihm hierinn verglichen werden kann. Er hatte diese gleich glücklich und gleich seltne Empfindsamkeit nöthig, um alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm in dem Anfange seiner Laufbahn entgegen stellten, und das zu ersetzen, was ihm von der Seite der äußerlichen Vortheile und den natürlichen Gaben abgieng. Man warf ihm, wenn er auftrat, die Fehler seiner Gestalt und Stimme vor, und hier kam Kunst und Arbeit ihm zu Hülfe. Er gewöhnte sich, seiner Gesichtsbildung und seinen Zügen einen lebhaften und marquirten Ausdruck zu geben, der das Unangenehme darinn verschwinden machte. Er wußte sein von Natur etwas schwerfälliger Organ zu zähmen, und es zu jener Leichtigkeit im Sprechen zu gewöhnen, die in ruhigen, gemäßigten Augenblicken der Akzion nöthig ist: Denn sobald es seine Rolle verstattete, wurde seine Stimme,

indem er in Leidenschaften gerieth, interessant, und ihr Ton der unglücklichen Liebe, der Rache, der Eifersucht, der Wuth, der Verzweiflung, drang bis in das innere des Herzens: Es war kein trockenes Geschrey, kein widriges Geheule, es waren Töne der Klage, wie sie der Schmerz in seiner Heftigkeit auspreßt, Seufzer, wie die, die man mit so vieler Rührung noch von ihm im Vendome gehört hat, wenn er sagte: Vous avez mis la mort dans ce cœur outragé!

Nur er kannte alle diese große Wirkungen, und so gelang es ihm, nicht allein die Fehler seines Gesichts vergessen zu machen, sondern auch eine solche Täuschung hervorzubringen, daß nichts gewöhnlicher war, als Frauenzimmer, wenn sie ihn als Orosmann oder Tankrede sahn, ausruffen zu hören: Wie schön er ist! Ein Ausruf, der ihnen Ehre machte, und der beweiset, daß in den Augen von Frauenzimmern, die den Werth der Liebe kennen, die wahre Schönheit der Mannsperson nur in der Empfindsamkeit seiner Seele besteht, und daß der schönste unter allen derjenige ist, der recht zu lieben weiß.

Gleich im Anfange, und lange vorher, ehe er diese Vollkommenheit, die mühsame Frucht der Zeit und des Studiums, erlangt hatte, warfen die unwiderstehbaren Eindrücke seines Spiels die Bemühungen des Hasses und

Rei=

Neides zu Boden und triumphirten über die Hinderniße alle, die man ihm in Weg stellte. Man weiß, daß sein Debüt, das 17 Monate dauerte, eben so mühsam als glänzend war. Da ihn der Beyfall desjenigen Theils des Publikums unterstützte, daß nur seines Vergnügens wegen ins Schauspiel kommt, und alle Langeweile haßt, so fand er sich im Stand den Schutz des Parterre den Cabalen der Coulissen, den Intriguen zu Versailles, und selbst den Widerwillen und den Kriticken der ersten Ranglogen entgegenzusetzen. Jederman sprach übel von dem neuen Akteur, und jedermann eilte, ihn zu sehn, und sobald er erschien, nahm das Händegeklatsche kein Ende. Erst nachdem er bey Hofe die Rolle des Orosmann gespielt hatte, ward der Befehl zu seiner Aufnahme ausgefertigt. Er verdankte sie dem Beyfalle Ludwigs XV. Man hatte sich alle Mühe gegeben, diesen Herrn, der einen sehr richtigen Geist, und guten natürlichen Geschmack besaß, wider ihn einzunehmen. Nach geendigter Vorstellung wunderte er sich, daß man so schlecht von diesem Akteur rede. Er hat mich weinen gemacht, sagte er, mich, der ich selten weine! Auf diese Worte des Königs ward er angenommen.

Daß er frühzeitig dem ersten Instinkt des Talents, das ihm fürs Theater bestimmte, nachgab, daß er, um sich seiner herrschenden

Nei-

Neigung zu überlassen, dem geehrten und einträglichen Gewerbe seiner Vorfahren entsagte, daran war Herr von Voltaire schuld, der ihn dazu aufmunterte, und es ist eine Verbindlichkeit mehr, die wir diesem großen Mann verdanken. Freilich war es ein Glück, daß die Natur dem Dichter ein für ihn so kostbares Talent darbot, allein es blieb noch immer Verdienst genug auf seiner Seite, es in seinem Keim zu entdecken. Der Verfasser der Zaire hatte in seinem Hause, rue traversiére, ein Theater, wo er zuweilen seine Stücke zur Probe vorstellen ließ. Einer, Namens Mandron, ein Tapezierer, der gerne Trauerspiele spielte, brachte den jungen Le Kain mit zum Herrn von Voltaire. Dieser vortrefliche Dichter entdeckte gar bald das wahre Talent unter allen den Fehlern der Unerfahrenheit. Er gab ihm häufigen Unterricht, und um sich seines Fortgangs nochmehr zu versichern, ließ er ihn in seinem Hause wohnen. Nie war ein Akteur in einer erlauchtern Schule, und nie gerieth eine Lehre besser. Der junge Schüler spielte hintereinander vor seinem Meister Seide und Mahomet. Herr von Voltaire versicherte öfters, daß einer von den Augenblicken, wo man für die Zukunft die größte Idee von seinem Zögling bekommen mußte, der war, wie er im fünften Akt des Mahomets jene erhabnen Worte aussprach: Il est donc des remords! Le Kain selbst gestand,

stand, daß er damals eine so glückliche und wahre Empfindung gehabt hätte, die ihm seitdem nie wieder so gelungen wäre. Bald darauf betrat er das große französische Theater, und die Rolle des Seide war eine von den ersten, die er spielte, und auch eine von denen, die ihm am besten glückten.

Er liebte seine Kunst so sehr, als man lieben kann, und wendete alles auf sie; Zeit, Fleiß, Geld, nichts würde gespart. Er ist der erste gewesen, der das wahre Costume im Anzuge beobachtet hat. Er zeichnete seine Kleider selber, und entzog sich alles gern, um nur der Theatergarderobe die Kosten ersparen zu helfen, und das zu einer Zeit, wo sein Gehalt noch sehr mittelmäßig war. Ihm und Mamsel Clairon verdankt man die Einführung des Kostume auf der französischen Bühne.

Uiberzeugt, daß das Talent den Eifer im Dienst nicht ausschließt, und daß dieser Eifer selbst das Talent noch zu erheben dient, spielte Le Kain in einem Zeitraume von vierzehn Tagen, die angreifendsten und mühsamsten Rollen dreymal die Woche zu Paris, und einmal zu Versailles. Diese Arbeit hielt ihn nicht ab, auch noch kleine Rollen im Schauspiel zu übernehmen, wenn er sich nöthig glaubte. Man hat Le Kain den Gifflot in den Trois cousines, und einen von den Porteurs in den précieuses ridicules machen sehen. Zwar erlaubte ihm

sei-

seine geschwächte Gesundheit, die letzten zehn Jahre her, nicht mehr so fort zu arbeiten. Seine Rollen griffen ihn mehr oder weniger nach dem Maaß des Gefühls an, das er hineinlegte. Sein Ausdruck war nicht bloß die Wirkung der Organen, es war die Marter einer tief erschütterten Seele, die innerlich noch mehr ausstand, als sie äußerlich zeigte; sein Geschrey, seine Thränen waren würkliche Leiden; das finstre und schreckliche Feuer seiner Blicke; der große Zug auf seiner Stirne; die Zusammenziehung aller seiner Muskeln; das Beben der Lippen; alles verrieth ein Herz, das zu voll war, das einer Ausschüttung bedurfte, und das sich ausschüttete, ohne sich zu erleichtern. Man hörte den Aufruhr des innern Sturms, und wenn er das Theater verließ, so sah man ihn, wie die Pythia des Alterthums, noch von dem Gott besessen, der in seiner Brust gewütet hatte. Er brauchte einige Zeit, um zu sich selber zu kommen, alle die Schreckbilder zu entfernen, und sich von dem Eindruck des Trauerspiels loszureißen.

Und doch wachte er, mitten unter dieser vollkommenen Täuschung, über alle die Nebendinge, die er auf der Bühne um sich her nöthig hatte, und ließ kein einziges aus der Acht. An jenes coup d'œil gewöhnt, das alles lenkt, vergaß er die Kunst nicht, indem er sich selbst vergaß. Die Theatergehülfen, die Machini-

sten, die Wachen, gehorchten seiner Stimme; und wer hat jemals die Scene besser ausgefüllt? Wer hat mit mehrern Adel die verschiedenen Stellungen der Hoheit, der Drohung, des Stolzes, zu zeichnen gewußt? Wer hat die Wirkung der Theatralischen Perspecktive besser genutzt, als Er!

Ein anhaltendes und tief nachgedachtes Studium nährte und befestigte seine große Talente, die er nach funfzehn Jahren bis zur wunderbarsten Vollkommenheit fortführte. Er bearbeitete unaufhörlich seine Rollen, und hatte in den Wissenschaften und der Geschichte, die auf seine Kunst sich beziehende Kenntnisse geschöpft. Er liebte die Dichtkunst, und nie hat man ihn Verse verstümmeln oder verunstalten sehn, wie so viele andere thun, die nicht überlegen wie schimpflich eine solche Unwissenheit für Menschen ist, deren Handwerk es mit sich bringt, beständig Verse herzusagen. Er war auch weit von dem nur zu gemeinen Irrthum entfernt, der einige Schauspieler überredet, daß man die Details vernachläßigen muß, um das Ganze geltend zu machen, und den Dichter zerfleischen, um das Stück gut zu spielen. Nichts gieng in seinem Spiele verlohren und Melpomene brauchte keine Vorwürfe unter die Ausdrücke ihrer Dankbarkeit zu mischen.

Voll von den Meisterstücken der französischen Genies gab es wenig Schauspielstücke,

wo

wo er nicht jeden Augenblick zwey oder drey Rollen hätte spielen können. Man hat ihn den Chatillon in der Zaire, den Theramene in Phädon, und den Pirithous in der Ariadne machen sehen: Beyspiele, die man denen nicht genug einschärfen kann, die aus einer übelverstandnen Eitelkeit sich weigern würden, zum Besten eines Stücks oder aus Gefälligkeit für den Autor eine Rolle anzunehmen, die nicht in ihr angewiesenes Fach gehört, als ob man von seinem Talente was verlöre, wenn man einen Augenblick dieser Gefälligkeit nachgäbe.

Le Kain war in Gesellschaft sehr simpel; seine Unterhaltung war voller Verstand, und seine Beurtheilung treffend, selbst bey Dingen, die nicht in sein Studium einschlugen. Ein richtiger Verstand war der Karakter seines Geistes; es mischte sich manchmal etwas Munterkeit darunter, aber größtentheils spürte man an ihm die Schwermuth, die der Grund und die Nahrung jener Leidenschaften ist, die er in eben der Stärke empfand, mit der er sie zu schildern wußte.

Man gestand ihm gern in der Welt den Grad Achtung zu, den man der Größe seiner Talente schuldig war, die alles um ihn her veredelte, und die Vorurtheile zu schweigen zwang. Ein schlechter oder mittelmäßiger Schauspieler ist nur Schauspieler, aber ein Mann, wie Le

Kain, Garrik, Eckhof, Brockman, ꝛc. ein Akteur von dem Range ist großer Künstler.

Ein Kriegsmann stieß eines Tages gegen Le Kain die verächtlichsten und schimpflichsten Reden wider die Schauspieler aus, sprach von ihren Besoldungen, ihren Glücksumständen, den reichlichen Belohnungen, die ihrer erwarteten, unterdessen daß er, ein Soldat, nach langen und beschwerlichen Diensten, sich mit einer elenden Pension abspeisen lassen müßte. Le Kain, der ihn ruhig hatte ausreden lassen, gab die eben so edle als vernünftige Antwort darauf: Wie mein Herr, rechnen sie für nichts das Recht, das sie zu haben glauben, mir das alles ins Gesicht sagen zu dürfen?

Die französische Bühne hat einen sehr empfindlichen Verlust gemacht. Diese für das Trauerspiel und jedes hohe, tiefe Gefühl, geschafne Seele, wird sobald nicht wiederkommen. Voltaire wird fragen; wo ist Vendome, wo ist Tankrede? und das Publikum, wird antworten: wo ist Le Kain?

Es ist zu Paris gebräuchlich, die nächst folgenden Vorstellungen zwischen den beyden Stücken anzusagen. Dauverval kündigte das nächste Stück an, und wie er kaum geendigt hatte, wiederholte das Parterr: " Was macht Le Kain? " — Dauverval trat vor, und sagte: " Leider, er ist todt! „ — " Schlimm genug! Schlimm genug! „ war das allgemeine Geschrey

schrey, und eine traurige Stille im ganzen Hause folgte nach. Es war der schuldige Tribut des Schmerzens, den das Publikum dem gefühlten Verluste seines Lieblings bezahlte.

XXVII.

Torquato Taßo.

Taßo wurde den 11 März 1544 zu Sarrento im Königreich Neapel gebohren; er stammte aus einer berühmten Familie ab, sein Vater Bernardo Taßo, war gleichfalls ein Dichter; und starb auch gleich den meisten Dichtern in Armuth und Dürftigkeit, die ihm seine Anhänglichkeiten an den Fürsten von Salerno verursachte, den Karl V. aus seinen Ländern vertrieben hatte.

Torquato Taßo zeigte von seiner Kindheit an einen ungemeinen Geschmack an der Dichtkunst; und suchte einen Beschützer, ohngeachtet der Vorstellungen seines Vaters, den die Erfahrung gelehret hatte, welche Gefahr diejenigen erwartet, die sich den Musen weihen, und nach dem Schutz der Großen trachten. Schon in einem Alter von 17 Jahren entwickelte sich sein poetisches Genie, und im 22sten fieng er bereits sein befreytes Jerusalem an, eines der feinsten epischen Gedichte, die je geschrieben worden, und das einzige in der italie-

nischen Sprache. Es ist wahr, daß ihm der verderbte Geschmack seiner Zeit Situazionen, die sich eher in das Land der Feen zu schicken scheinen, eine Gemenge von heidnischen und christlichen Ideen, Doppelsinne, und kindische Einfälle abgenöthiget hat; aber gerne vergeben wir ihm diese Fehler, für die Ordnung und Anlage des Gedichts, die Wichtigkeit des Gegenstandes, welche beständige Zuwachs erhält, die ihm eigene Art den Gang der Begebenheiten zu leiten, und die starken Gemälde, die sich wechselweise in den Schröcken des Kriegs, und der verführerischen Wollust zeigen. Taßo scheinet den Homer übertroffen zu haben, dessen Fußstapfen er in Vertheilung des Lichts und Schattens gefolget zu haben scheinet, indem er den verschiedenen Lastern und Tugenden diejenigen ihme eigenen Farben ertheilet hat, die sie am stärksten auszeichnen, hiezu kommt noch der allenthalben deutliche, zierliche und harmonische Styl, welcher auf jeden Leser von Geschmack die glücklichste Wirkung macht.

Taßo reiste in einem Alter von 28 Jahren nach Frankreich; und wurde König Karl dem IX. vorgestellt, der ihn sehr gnädig aufnahm, und sebst auf seine Fürbitte einen Missethäter begnädigte, da er es allen andern, die für ihn gebeten hatten, versagt hatte; der zum Tod verurtheilte war ein Dichter, der einige Geschicklichkeit besaß, welches den Taßo be-

wog,

wog, seine Fürbitte für ihn einzulegen. Er begab sich nach dem Louvre, aber bey seiner Ankunft hörete er, daß der König den Missethäter in wenig Tagen hinzurichten befohlen hätte: allein dieser Befehl hielt Taßo nicht im geringsten ab, seinen Vorsatz auszuführen. Er erschien mit einen heitern Mine vor dem König, und sagte: " Ich bin gekommen, Euer Majestät zu bitten, daß sie erlauben möchten einen Elenden nach den Gesetzen hinzurichten, welcher bewiesen hat, daß die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur alle Gesetze der Philosophie vernichtet. „ Der König, der sich durch diese Betrachtung, und die ironische Art, um die Begnädigung des Missethäters zu bitten betroffen fand, wurde dadurch veranlaßt, sie ihm zu zustehen.

Taßo war 30 Jahre alt, da er sein befreytes Jerusalem herausgab, und befand sich damals an dem Hofe Alphonsens Herzogs von Ferarra seines Beschützers. Dieser Dichter, der mit einem Herzen gebohren wurde, das jeder zär lichen Leidenschaft offen stund, verliebte sich aufs heftigste in die Prinzeßinn Eleonore des Herzogs Schwester, und auch sie sah ihn nicht ganz gleichgültig an. Taßo war nach den Biographen, die sein Leben beschrieben haben, vollkommen zum Gefallen gebildet; sein Betragen war sanft und gefällig, seine Gestalt einnehmend, sein Umgang angenehm;

er besaß eine sehr glückliche Einbildungskraft, und die edelste Denkungsart. Nebst diesen Vollkommenheiten, war ihm noch eine Tugend eigen, die bey Poeten selten anzutreffen ist, — eine allgemeine Herzhaftigkeit. Er entdeckte das Geheimniß seiner Leidenschaft einem Freund, der ihn verrith; und er schlug sich deßwegen mit ihm, und dreyen seiner Brüder, da sie so unedel waren, vier gegen einen zu fechten; allein unser Dichter vertheidigte sich so tapfer, daß er zweene seiner Gegner verwundete, und während ihrer Trennung Zeit gewan nach Hilfe zu rufen.

Als der Herzog von dieser Schlägerey Nachricht bekam, der sich durch Taßos Kühnheit, für seine Schwester eine Liebe zu nähren, beleidiget fand, wurde der Dichter in Verhaft genommen, und der ganze Rest seines Lebens war ein Gewebe von Unglücksfällen. Er wurde ins Elend getrieben, in den Kerker geworfen, und in die äußerste Armuth gebracht. Die üblen Begegnungen, seine ausschweifende Leidenschaft, und die scharfen Kriticken seiner Nebenbuhler untergruben seine Gesundheit, und stürzten ihn in eine immerwährende Schwermuth, welche ihm das Ansehen gab, als ob er seiner Sinnen beraubt wäre, nachdem er der Welt ein Genie gezeigt hatte, das alle seine Zeitgenossen übertraf.

Zuletzt überstiegen seine Verdienste doch alle Hindernisse, nachdem er 20 Jahre in diesem elenden Zustande zugebracht hatte, er wurde nun mit Gütern und Ehre überschüttet. Clemens VII., der sich beeiferte, den Verfasser des befreyten Jerusalems auf eine besondere Art zu ehren, berief ihn nach Rom. Der Pabst hatte in einer Versammlung von Kardinälen beschlossen, ihn mit einem Lorberkranz und einem Triumpf zu beehren, welches in den damaligen Zeiten in Italien eine ernsthafte Ceremonie war, welche eifrig gesucht wurde. Es kamen ihm ungefähr eine Meile von Rom zween Nepoten des Pabsts entgegen, die damals Kardinäle waren, und beyde den Taßo bewunderten und hochschätzten. Er wurde zu einer Audienz vor den Pabst geführt, der zu ihm sagte; Ich bitte sie: diese Lorbeerkrone zu ehren, welche bisher allen denen Ehre gemacht hat, die sie getragen haben." Die Krönung sollte in dem Kapitolium vor sich gehen, und die beyden Kardinäle die Ceremonie verrichten. Taßos Triumpf war an dem Punkt vollkommen zu seyn; allein der Dichter, welcher durch eine Reihe von Jahren unglücklich gewesen war, wurde krank; und starb den Tag bevor die Krönung geschehen sollte, als ob das Schicksal beschloßen hätte, seiner noch am Ende seines Lebens zu spotten.

Der Verfasser der Beobachtungen über Italien, erzählet eine besondere Begebenheit, welche lehret, daß die Vorsicht mit dem größten Elende, womit öfters die Tage berühmter Männer durch ihre Zeitgenossene Nebenbuhler verbittert werden, einigen Trost verbindet. Taßo wurde eines Tages von einer Zahlreichen Menge Banditen auf der Straße angefallen, als sie aber den Namen des Verfassers des befreyten Jerusalems hörten, führten sie ihn vor ihren Anführer, der ihn mit großer Achtung und Ehrerbietung aufnahm; man gab ihm seine ganze Bagage zurück, welche noch mit einem ansehnlichen Geschenk vermehret wurde, und der Anführer begleitete ihn an der Spitze seines Gefolges, bis er außer aller Gefahr war.

Obgleich Taßo beständig unglücklich war, so bezeugte er sich doch immerfort mildthätig und großmüthig. Da ihm einer seiner Bekanten rieth, sich an einem Manne zu rächen, der ihm viel Uibel zugefügt hatte, antwortete er: " Ich wünsche ihm nie seine Güter, sein Leben Gesundheit, oder Ehre zu benehmen, aber es würde mich freuen, wenn ich ihm seine üble Gemüthsart benehmen könnte. „

Dieser Dichter schrieb bey nahe in allen Gattungen der Dichtkunst, er verfertigte heroische, dramatische und Schäfergedichte. Die von dem Aristoteles vorgeschriebene Regeln in

Ansehen der Einheit der Zeit und des Orts hat er auf das sorgfältigste beobachtet. Er verdient nichtsdestoweniger deßwegen getadelt zu werden, daß er öfters statt der handelnden Personen selbst erscheinet. Ist es zum Beyspiel natürlich, wenn er eine Schäferinn gleich der Silvia, die sich in einer Quelle bespiegelt, und eine Blume an ihren Busen steckt, sagen läßt: " Sie trägt sie nicht zur Zierde, sondern damit sie selbe aus den Augen entferne? „

Die Werke dieses Dichters sind gesammelt, und 1724 zu Florenz in sechs Bänden in folio mit den Beobachtungen vor und wider das befreyte Jerusalem, la Jerusalemme conquestata, welches Taßo schrieb um sich einigermaßen nach dem Geschmack, und den Ideen der Kritiker zu bequemen, aber es wurde nicht mit eben dem Beyfalle aufgenommen, als das vorhergehende, in welchem der Verfasser sein ganzes Genie gezeiget hat. Er starb zu Rom den 15ten April 1595 in 51ten Jahre seines Alters.

XXVIII.

Cosmus Hallee, genannt:

Frater Come.

Der sogenannte Bruder Come, der in dem verflossenen 1781ten Jahre zu Paris verstarb, ver-

verdient in der That, daß man seiner erwähne. — Als Mensch beweint ihn die Menschlichkeit, als Wundarzt hat er seinen Ruhm verdient, als Geistlicher hat er die Pflichten seines Standes genau erfüllt, dergestalt, daß er zugleich der Menschlichkeit, seiner Kunst, und der Religion Ehre gemacht hat.

Der Bruder Come stammte von einer Familie ab, welche die Wundarzneykunst trieb, und war im Kirchensprengel von Tarbes in Tourraine gebohren, nachdem er in seines Vaters Hause die Anfangsgründe seiner Kunst gelernt hatte, machte er sich darinn bey einem seiner Oheime zu Lyon vollkommner, und begab sich darauf im Jahre 1744 nach Paris. Er hielt sich zu den besten Meistern und Hospitälern. Sein Eifer für die Kunst, und sein Verdienst brachten ihn gar bald in Verbindung mit den berühmten Wundärzten der Hauptstadt, einem Düverney — Petit — Loudou — la Peyronnie — Morand — Guerin — Herin — Gautier — Levret, von welchen er beständig ein Freund blieb. Diese Freundschaft macht ihnen um desto größere Ehre, da der Wetteifer ihres Standes derselben einiges Hinderniß zu machen schien, allein nicht alle Wundärzte haben Theil an der Verfolgung genommen, welcher der Bruder Come ausgesetzt war, ein Umstand in seinem Leben, dessen man sich wider Willen erinnerte. Eine glückliche Kur, die

er

er an einem Domestiken der Herzogin von Elbeuf verrichtete, erwarb ihm die Protekzion des Abbe von Lothringen Bischofs von Bayeux, und durch das Vorwort dieses Prälaten ward ihm die Besorgung des dortigen Hospitals aufgetragen. Nach dem Tode dieses Prälaten brachten Liebe zur Einsamkeit, und seine große Frömmigkeit den Bruder Come zu der Entschließung in den Orden der weißen Barfüßer zu treten, und sich dem Dienste der Armen zu widmen. Seine glücklichen Kuren machten ihn gar bald berühmt, er ward von den Großen gesucht, welche seine Freymüthigkeit, die Lauterkeit seiner Sitten, die feine und angenehme Wendung seines Witzes ihm geneigt machten. Sie drangen in ihn, seinen Orden zu verlassen, aber umsonst. Er liebte die Lebensart, die er gewählt hatte, gar zu sehr. Da dieser ihn aller Bedürfniße, und aller Entwürfe sein Glück zu machen überhob, so gab er ihm Gelegenheit, dasjenige, was die Reichen ihm an Gelde gaben, und ihm an Protekzion schuldig waren, für die Armen anzuwenden. Er legte auch wirklich ein Gasthaus an, in welchem er beständig eine Anzahl Kranke unterhielt. Außer andern chyrurgischen Operazionen hat er mehr als tausend Personen am Steine geschnitten.

Diese, der Freygebigkeit eines Souveräns in der That würdige Anstalt, hat der Bruder

der Come viele Jahre lang auf seine eigene Kosten unterhalten. Er bedignägte sich nicht daran, den Armen bloß den Beystand seiner Kunst zu gewähren, er unterstützte auch noch die Dürftigen mit Gelde, und gab ihnen so viel, daß sie bequem wieder in ihre Provinz kommen konnten, die öfters weit von der Hauptstadt entfernt war. Er hatte dies Gasthaus mit einigen Zimmern für Fremde versehen, die nach Paris kamen, um sich schneiden zu lassen, die hier verlassen waren, und welchen ihr hiesiger Aufenthalt ohne diese Bequemlichkeit zu kostbar gewesen wäre.

Der Bruder Come that Gutes, und sein Wille war, daß dies Gute darzu dienen sollte, noch mehr Gutes zu thun. Er sah den Schutz mächtiger Leute als eine Hülfsquelle für die Unglücklichen an; wenn man ihn in einer Audienz erscheinen sah, so suchte er nichts für sich selbst; er hatte einen Unglücklichen bey sich, für welchen er sollizitirte, und selten schlug man ihm etwas ab. " Ich habe nichts nöthig, sagte er zu den Großen und Reichen, wenn ich ihnen aber nützlich gewesen bin, so seyn sie diesem Unglücklichen wieder nützlich; unter dieser Bedingung werde ich ihnen immer zu Befehle seyn.,,

Er machte sich so viele verbindlich, daß er damit aufhörte, diejenigen, die er sich verbunden hatte, nicht mehr zu kennen; allein er machte auf solche Art verbindlich, daß man

seine Wohlthaten nicht erkannte, und sein Tod hat die Rechte, die er an der Erkenntlichkeit der Armen hatte, vollkommen bewiesen. Dreymal war die Thür des Barfüsserklosters durch die Menge Unglücklicher eingesprengt, welche kamen, über seinem Sarg zu weinen.

Wieviel Wittwen haben ihm nicht das Gehalt zu danken, das sie bekommen, junge Mädchen ihre Erziehungskosten; junge Waisen das Handwerk, das sie treiben! — —

Wenn die leidende Menschheit einen Verlust erlitten hat, so hat die dürftige und verfolgte Menschheit einen unersetzlichen Verlust erlitten. Eine große Menge junger Wundärzte haben ihm ihr Daseyn und ihre Talente zu danken; er sparte nichts an ihrer Erziehung. Man bemerkte einmal gegen ihn, daß das viele Geld, welches er zum Unterrichte eines jungen Barfüßers verwendete, für seinen Orden verloren gehen könnte, da dieser Geistliche noch nicht in dem Alter wäre, daß er das Gelübde thun, und also das Mönchsleben noch verlassen könnte. " Je nun — versetzte Bruder Come — so bekommt die menschliche Gesellschaft einen ehrlichen und geschickten Mann wieder, und meine Absicht ist gleichfalls erreicht."

Der Bruder Come war mit thätigem Geiste und mit Geschmack für die Künste gebohren; er kannte sie alle, und in dieser Beziehung stand er mit den Gelehrten seiner Zeit,

mit

mit einem Reaumür — d'Osembray = Geoffroy — Dühamel — De Jüßieu — De Parcieux — De Fouchy — Winslow und vielen andern in Verbindung. Alle diese berühmten Männer waren seine Freünde, weil man den Bruder Come nicht kennen konnte, ohne ihn zu lieben; seine Feinde selbst waren gezwungen ihn zu ehren. Er konnte sich mit keinem Theile seiner Kunst beschäftigen, ohne zu suchen, ihn vollkommener zu machen.

Allein wir wollen ihn nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachten; jederman weiß, wie groß seine Erfahrung war, und man weiß, was für glückliche Kuren er in seinem langen Leben gemacht hat. — Hat er Unglücksfälle gehabt, so waren sie von dem Stande eines Wundarztes unzertrennlich, der sich immer mit großen Operazionen beschäftigte; wenigstens hatte er dabey das Hülfsmittel, daß die Religion ihn tröstete; denn er war würklich fromm; seine Sitten waren lauter, und dies war in Rücksicht auf den Stand, worinn der Bruder Come lebte, kein geringes Verdienst.

Seine Beschäftigungen und Arbeiten hinderten ihn nicht, seine Ordensregeln zu beobachten; indessen brachte ihn doch seine Einsichtsvolle Frömigkeit nicht von seinem scherzhaften Wesen, noch seiner billigen Toleranz ab; sie entriß ihn nicht dergestalt der Gesellschaft, daß er nicht der gefühlvollste und wärmste

ste Freund gewesen wäre; vor allem war er dies in Rücksicht auf seine Superiorem und auf seine Mitbrüder. Sie billigten es sehr, daß Bruder Come sein ganzes Leben der Unterstützung der Armen widmete. Sie hatten die geistliche Aufsicht über sein Gasthauß, sie sahen es mit Vergnügen, wann ihr Kloster und ihre Versammlungssäle mit Kranken und Armen angefüllt waren, sie nahmen dieselben gern auf, ja sie gaben öfters verschiedenen Eleven, die in Menge zu ihm kamen, um von ihm zu lernen, Wohnung und Unterhalt. Er hörte nicht auf, Summen Geldes, die man ihm zustellte, und wovon er Depositarius war, zu guten Werken anzuwenden, und man muß seinem Orden die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß das einzige, welches er mit dem Bruder Come getheilt hat, die Achtung ist, die er über seinen Stand verbreitete.

XXIX.

De la Mothe.

Franz Heinrich de la Mothe war aus dem Elsaß gebürtig, und von einer angesehenen Familie. Er wurde von seinem, Onkel einem Professor zu Lyon, erzogen, und in seinem 13ten Jahre als Fändrich in französische Dienste untergebracht, wo er sich bis zum Rang ei-

eines Majors empor geschwungen hat, allein, als er im Jahre 1757 in der Schlacht bey Roßbach eine Brücke zu vertheidigen hatte, und feigherzigerweise von seinem Posten bey Annäherung der Preußen die Flucht ergriff, ward er wegen dieser Feigheit vom Kriegsrath kaßirt.

Er gieng hierauf nach Paris, und nachdem er eine Zeitlang bey dem Ministerio vergebens memorialisirt hatte, machte er seinen ersten Besuch als ein Spion in England, von da er dem französischen Ministerium, so lange der Krieg noch währte, ersprießliche Dienste leistete.

Nach hergestellten Frieden kam er in der nemlichen Qualität eines Spions in Dienste des Herrn von Sartine, bey dem er sich in seiner Kunst noch mehr geübet, und es zu großer Vollkommenheit darinne brachte. — Zugleicher Zeit war er im Stande, sich als guter Spieler in vornehme Gesellschaften einzuschleichen; weil er aber unglücklicherweise an einem Abend bey Madame Montreal, an den Chevalier Chablie 100 Luisd'or verlor, die er zu bezahlen nicht im Stande war, so schloß ihn dieser faux pas von allen Gesellschaften aus, und weil ihm auch Herr von Sartine die Helfte seines Solds entzog, so wußte er nichts bessers anzufangen, als einen Kramladen zu eröfnen, welches er demnach mit seiner Mätreße ins

Werk

Werk richtete, und zwar Nro. 47 in der Grenellenstraße zu Paris.

Als der Krieg ausbrach, ergriff er sein voriges Metier, und kam nach Engeland im Jenner 1777, von wannen er seine Kundschaften dem französischen Ministerium zugehen ließ, welche aber vermuthlich nicht sehr wichtig gewesen seyn müßen, weil er nicht mehr als 8 Louisd'or monatlich empfieng. Um diese Zeit machte er mit Lutterloh, einem Teutschen Bekanntschaft, die für ihn so intereßant ward, daß er sogleich auf den Fuß von 50 Guineen monatlichen Soldes gesetzt wurde. Da er sich nun im Stande befand, etwas Figur zu machen, erschien er unter seinem Namen, La Mothe, in der großen Welt, und Lutterloh brachte ihn in die Bekanntschaft seiner Base, Gemalin des Generals Lutterloh, der jetzt in Amerika dient. Durch diese Dame wurde La Mothe in verschiedene vornehme Familien eingeführt, bis er im Januar 1781. auf seiner Kundschaft ertapt, und eingezogen wurde.

Verrathen durch einen Ratkliffe, dem er aus unbesonnener Kargheit 20 Guinees, die er ihm doch versprochen, um nach Paris zu gehen, nicht geben wollte, ward er vor die Staatssekretäre gebracht, und in solche Verwirrung gesetzt, daß er bald alles bekannte, und Lutterloh, als einen Agenten in Portsmouth

verrieth, von welchem er die bey ihm gefundenen Papiere hatte.

Es ist bekannt, wie hierauf auch Lutterloh in seinem Hause zu Wikham arretirt, und durch die beym La Mothe aufgefangenen Papiere überwiesen wurde; worauf er, nachdem ihm die Staatssekretärs Leben und alle Sicherheit versprochen, im Fall er den ganzen Plan ihrer Verrätherey entdecken würde, alles bekannte, und durch seine Papiere, die in seinem Garten zu Wickham verborgen lagen, bestättigte.

Niemals war ein Hochverratsplan in diesem Lande mit so tiefer Verborgenheit angelegt, und in Ausführung gebracht worden, als dieser, und wäre er, zum Glück Engelands nicht noch bey Zeiten entdeckt worden, so würde der Schade von den wichtigsten Folgen gewesen seyn.

Seit den drey Jahren, als de la Mothe in Engeland den Spion machte, hat er sich 25000 Pf. Sterling erworben. Er war niemals verheyrathet, hat aber mit der Madame Söger, mit welcher er lebte, zwei Kinder gezeugt.

Es war der 26te des Monats Julius, Abends, als aus dem Stratssekretariat des Lord Hilsborougs der Befehl an die Sherifs von London und Midlesex herunter kam, sich von dem Aufseher über die Gefängniße im Towr den Leib Franz Heinrich de la Mothe, zur Exekuzion auf den morgenden Freytag, aus-

lie-

liefern zu lassen. Die Sherifs begaben sich dem zufolge in Begleitung des Herrn Ackermanns, Kerkermeisters von Newgate am 28ten gegen 5 Uhr des Morgens nach dem Towr, da denn Herr de la Mothe ihrer Verwahrung anvertraut, und in der Stille nach Newgate geführt wurde.

Hier überließen ihn die Sherifs nun seinen Betrachtungen mit einem katholischen Priester, der bey anderthalb Stunden bey ihm blieb. Gegen halb neun Uhr kamen die Sherifs mit den Civilbedienten wieder ins Gefängniß zurück, und um 9 Uhr wurden ihm die Hände auf den Rücken mit dem nämlichen Stricke gebunden, womit er nachher gehangen werden sollte. Er ward heraus auf die Straße gebracht, und auf die Schleife gethan, mit dem Rücken gegen die Pferde, der Henker saß unten, ihm gegenüber mit einem gezogenen Schwerdt, wie es bey Exekuzionen wegen Hochverrath gewöhnlich ist.

Die traurige Prozeßion nahm nun ihren Anfang; zuerst 20 bis 30 Sherifsdiener zu Pferd, auf welche eine noch stärkere Parthie Konstables zu Fuß und zu Pferde folgten. Der Citymarschall ritt vor den Sherifs Sainsbury und Crichton, welche in ihren eigenen Wägen unmittelbar vor dem Verurtheilten fuhren, der auf seinem armseligen Fahrzeuge von 4 Pferden gezogen, und von einem er-

staunlichen Haufen Konstables und Zuschauern umrungen war, die sehr unanständig und Gegefühllos auf ihn drängten.

De la Mothe hatte ein schwarzes Kleid an, und sein Huth, welcher einen goldenen Knopf und dergleichen Treßen hatte, ward zum Theil herunter geschlagen, und über das Gesicht herabgedrückt, womit die Neugierigen Londner nicht zufrieden waren. *)

Das Gedränge der Zuschauer war so entsetzlich, daß, ohngeachtet der Zug gleich nach 9 Uhr abgegangen war, sie doch nur wenige Minuten vor 11 Uhr bey dem Richtplatze anlangten. — Herr de la Mothe ließ sich in seinen Betrachtungen durch den Lerm nicht stöhren, und wandte seine Augen fast nie von einem kleinen Gebetbuche ab, das er in der Hand hatte. Sein Betragen war männlich und ernsthaft, und zeigte immer männliche heroische Standhaftigkeit; keine Veränderung der Farbe, kein Symptom von Zittern, alles war ruhig und gelassen bey dem fatalen Baume.

Bey

*) Als der Rath Layer 1723 gerichtet wurde, ward, er aus dem Towr nach Tyburn auf einer Schleife geführt, hatte ein schwarzes Kleid, eine Knotenparücke, und seine Hände in seinem Huth, welcher vor ihm lag, daß alles Volk ihn sehen und betrachten konnte.

Bey seiner Ankunft zu Tyburn ward er von der Schleife herunter gethan, und auf einen Karren unter dem Galgen gesetzt. — Er nahm sogleich seinen Huth ab, fiel auf seine Knie, kehrte selbst an das Ende des Wagens, und indem er seinen Kopf auf seine gefaltete Hände legte, blieb er so in stillem Gebet bey zwey Minuten lang, dann richtete er sich auf, neigte sich sehr manierlich und respektvoll gegen die 2 Scherifs, sagte ihnen sein letztes Lebewohl, und dankte ihnen für alle Geneigtheit, so er von ihnen erfahren. Nachdem er nochmals gebetet, sah er mit einer gesetzten Guthmüthigkeit, und mit anständiger Würde den Henker an, und sagte: — " Sir! thun sie ihre Schuldigkeit, ich bin nun bereit; aber martern sie mich nicht; wenn ich mein Schnuptuch fallen lasse, so ziehen sie den Karren weg. „ — Er machte selbst sein Halstuch auf, und half den Strick umthun, und die Mütze aufsetzen. Ehe sie über das Gesicht herunter gezogen ward, neigte er sich nochmals gegen die Zuschauer, und indem er seine Hand mit dem Schnuptuch aufhob, und den Kopf gen Himmel, gab er gleich das Signal, und wie der Karn sich bewegete, sprang er von demselben.

Er schien in einigen Minuten tod zu seyn, und sein Tod war mit keinen Konvulsionen begleitet. Zur Ehre der Scherifs litten sie aus Menschlichkeit nicht daß er lebendig, wie im

Urtheil vorgeschrieben war, abgeschnitten wurde. Nachdem der Körper 57 Minuten gehangen hatte, ward er abgeschnitten, und auf eine Taffel gelegt, welche unterm Galgen stand. Der Henker fieng sodann an das übrige des Urtheils zu vollziehen. Er machte zu erst mit einem Messer einen Schnitt in den Nacken, und trennte sodann mit einem Beil auf einem Hieb den Kopf vom Leibe; hierauf öfnete er die Brust, nahm das Herz heraus, zeigte es ein wenig, und warf es sodann in das schon bereitete Feuer neben dem Galgen. Die zerstümmelten Reste wurden hierauf in einen Sarg gethan, und einem schon wartenden Todtengräber überlassen. So war das Ende eines Manns beschaffen, der sich durch seine Talente, sein großmüthiges und tapferes Betragen auf der Bahn der Helden hätte berühmt machen, und seinen Tod auf dem Bette der Ehren veredlen können.

XXX.

Mademoiselle Maupin

Aktrize der französischen Opera.

a. d. franz.

Die Demoiselle Maupin gebohren 1673 eine Tochter des Herrn von Aubygny, Sekretär des Grafen von Armagnak heyrathete in ihrer grösten Jugend einen gewissen Maupin

von

von St. Germain-en Laye, und verschafte ihm einen Dienst bey den Steuern in der Provinz. Während seiner Abwesenheit machte Mad. Maupin, die einen natürlichen Hang zum Fechten hatte, mit einem Mann, Namens Seranne, der Fechter war, Bekanntschaft, und gieng mit ihm nach Marseille.

Die Nothwendigkeit zwang sie von den von der Natur ihnen verliehenen Talenten Gebrauch zu machen, eines wie das andere hatte eine schöne Stimme, sie brauchten also nicht viel Mühe, Stellen bey der Opera dieser Stadt zu finden. Mad. Maupin verblieb daselbst einige Zeit; allein ein Zufall machte ihre Entfernung nothwendig, und zwang sie so gar die ganze Provinz zu verlassen.

Als eine neue Sapho hatte sie gegen eine junge Marseillanerin, die ihre Aeltern in ein Kloster nach Avignon thaten, eine alzu zärtliche Neigung gefaßt; als Mad. Maupin den Ort ihres Aufenthalts wuste, gieng sie dahin, stellte sich im Kloster als eine junge Novizen dar, und wurde aufgenommen. Nach einiger Zeit starb eine Nonne, Mad. Maupin grub sie aus, legte den todten Köper in das Bett ihrer Freundin, steckte solches sammt ihrem Zimmer mit Feuer an, und benutzte den durch den Brand entstandenen Lärmen, um mit der, die sie so brünstig liebte, zu entflihen. Sobald man diese Entweichung entdeckte, so machte man

ihr den Prozeß, und unter dem Namen d'Aubygny) dann sie gab sich immer für ledig aus) wurde sie per contumaciam zum Feuer verurtheilt: da aber in der Folge die junge Marseillanerin wieder gefunden wurde, und ihre Freundin die Vorsicht gebrauchte zu entweichen, so wurde der Urtheilsspruch nicht vollzogen.

Die Mad. hatte während der Zeit, daß sie in der Provinz blieb, wo sie immer als Mannsperson gekleidet gieng, noch verschiedene Avanturen. Die Mannskleider, der sie sich zu erst in Marseille bediente, stunden ihr unvergleichlich gut an. Sie trug solche auch noch in Paris, wann sie sich unterhalten, oder wegen einer Beleidigung Rache suchen wollte. Sie besaß die Kunst, den Degen vortreflich zu regieren, und es waren wenig Fechtmeister, die eine ihr gleiche Geschicklichkeit hatten; dies hatte sie ihrem Liebhaber Seranne zu verdanken. Mad. Maupin kam nach Paris, wo sie den Namen ihres Mannes annahm, und in der Opera Cadmus in der Rolle der Pallas das erstemal auftratt, und mit vollkommenen Beyfall aufgenommen wurde.

Um ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen stund sie in der Maschine auf, nahm den Helm ab, grüßte das Publikum, welches dessen Beyfall um so lauter vermehrte. Es ist wahr, sie war sehr artig, hatte schöne Haare, eine Adlersnase, und einen vollkommenen schönen Mund,

Zäh-

Zähne und Busen. Ob sie gleich nicht eine Note Musik verstand, so ersetzte sie doch diesen Abgang mit einem wunderswürdig starken Gedächtniße.

Dumesnil, ein Akteur dieser Opera, beleidigte sie; sie paßte ihm eines Abends auf dem Viktoireplatz als Mann verkleidet auf, wollte ihm zwingen sich mit ihr zu schlagen, und da er es beständig abschlug, so gab sie ihm eine Tracht Stockschläge, und nahm ihm seine Uhr und Dose. Dumesnil erzählte den ander Tag in der Opera diesen Vorfall, der sehr viel Lerm verursacht hatte; allein er erzählte ihn mit ganz andern Umständen, und rühmte sich, er wäre von 3 Straßenräubern angegriffen worden, gegen die er sich tapfer vertheitigt hätte, die ihm aber demohngeachtet seine Uhr und Dose genommen; als er seine Prahlereyen geendiget, so sagte ihm Mad. Maupin, die unter den Zuhörern stand, du hast gelogen; du bist ein feiger Poltron, denn ich war es allein die dich angrif, und zum Zeichen der Wahrheit hast du hier deine Dose und Uhr. Thevenard der sie auch beleidigte, und eine gleiche Rache fürchtete, war genöthiget sich 3 Tage im königlichen Pallast zu verbergen, und mußte endlich, um die Sache beyzulegen, die Mad. Maupin öffentlich um Vergebung bitten. Der sonderbare Gout dieses Frauenzimmers für das weibliche Geschlecht war so lebhaft, das sie

sie

sich vieler Verachtung und Verdrüßlichkeit aus-setzte, und doch deswegen nicht klüger würde. Einsmals machte sie jedoch ohne guten Fortgang, die zärtlichste Liebserklärung einer Aktrize, Namens Moreau. Man erzählt, daß, als sie auf einem Balle war, den der verstorbene Bruder des Königs im Pallast gab, und ihrer Gewohnheit nach als Mannsperson erschiene, so wagte sie es einer Dame unanständige Scherzreden vorzusagen, die man von Seiten einer wirklichen Mannsperson als die gröbsten Beleidigungen hätte aufnehnen müssen. Drey Freunde dieser Dame, über dies Betragen aufgebracht, entschlossen sich, solches zu rächen, und forderten sie heraus; sie erschien, nahm den Degen in die Faust, und warf sie alle drey zu Boden; hierauf gieng sie wieder in den Saal zurück, entdeckte sich dem Prinzen, und wurde begnädiget. Mad. Maupin verließ die Oper, um nach Brüßel zu gehen; wo sie Maitreße des Herzogs von B = = wurde, der sie nach einiger Zeit wieder verließ, und dagegen die Gräfin Arkos unterhielte, zuvor ihr aber einen Beutel mit 10,000 Thalern schickte, mit Ersuchen, Brüßel sogleich zu verlassen. Der Graf Arko selbst war mit diesem Auftrag und der Börse vom Fürsten abgeordnet. Mad. Maupin empfieng ihn wie einen Hausknecht, nahm den Beutel, warf ihm selben am Kopf, und sagte: dies wäre das Trinkgeld für einen Hanrey,

wie

wie er wäre. Sie verreiste von Brüßel mit einer Pension von 2000 Franken, die ihr der Prinz festsetzte, kam nach Paris, und tratt aufs neue zur Oper. Sie machte mit dem Graf dAlbert, der vorher ihr Liebhaber war, neuerdings Freundschaft, und erhielt solche bis auf den Augenblick ihrer Bekehrung.

Von dieser an schickte sie allen ihren Liebhabern die Kontrackte zurück, die sie mit ihr gemacht hatten, und behielte blos allein die Pension des Herzogs von 2000 Franken. Entschlossen ein ordentliches Leben zu führen verlangte sie ihren Mann zu sich, der bishero in der Provinz war, und lebte mit ihm in vollkommenster Einigkeit bis 1701, wo er verstorben ist. Gegen die Mitte des Jahre 1705 entschloß sich Mad. Maupin dem Theater zu entsagen, inzwischen wollte sie es doch nicht thun ohne vorhero ihrem Liebhaber darum zu befragen, für dem sie so viel Achtung, als Zärtlichkeit hatte. Sie überschrieb ihm den gefaßten Entschluß, und bat ihm um seine Gesinnung. Sie erwartete seinen Beyfall, um ihn mit so mehr Gemüthsruhe befolgen zu können.

Dieses Schreiben veranlaßte eine sehr schöne Antwort, worinn so viel Geist und Empfindung, als Philosophie und Religion war. " Denken Sie schrieb der Graf d'Albert an seine Geliebte an wem sie sich wenden? Wollen Sie meine Religion, oder mein Herz, oder meine

Ge-

Gefälligkeit auf die Probe setzen? und halten sie mich, indem sie mich noch befragen, so sehr Herr von meinen Empfindungen, daß ich sie noch in den ihrigen bestärken sollte? Verloren sie das Andenken dessen, was ich in Ansehung ihrer bin? heist dies nicht mein Unglück spotten, wenn sie mich zwingen, ihren Vorsatz zu beloben? und verdienten sie nicht, daß ich, um sie wegen ihrer Unbilligkeit zu strafen, mich zu ihrer Gegenparthey gesellete? Ich weiß, daß sie an dem Antheil, den ich an allem dem nehme, was ihr Glück betrift, nicht zweiflen; allein wissen sie denn nicht auch, daß sie nur durch Aufopferung meiner Ruhe und Glückes zu den ihrigen anjetzt gelangen wollen? Sollten sie nicht befürchten, daß jemehr sie sich bemühen, mich dafür einzunehmen, jemehr ich mich bestreben werde, sie davon abzuhalten, und können sie sich vernünftigerweise einem Menschen anvertrauen, der nicht redlich handeln kann, außer er vergießt auf seinen eigenen Vortheil? Sie wissen es, seitdem sie der Welt entsagen, sind meine Vortheile von den ihrigen ganz unterschieden. Zu was für einer Verlegenheit bringen sie mich, um der guten Meinung, die sie von mir gefasset haben, nicht zu entsprechen, und wie viel kostet es mich nicht, daß ich sie so sehr von meiner Redlichkeit überzeuget habe! ganz muß ich mich von mir selbst losmachen, bloß um mich zu ihren Willen zu bequemen,

men, ich muß alle Empfindsamkeit und Delikateste ersticken, ich muß ihnen endlich eine ganz andere Sprache halten, als die mir mein Herz einflößet, und mich ihnen zu lieb gänzlich aufopfern. Niemals noch hat die Vernunft so viel über das Herz gewonnen. Legen sie nun diesem Opferallen Verdienst bey, dessen es werth ist, dies ist das größte, das ich je that, und jemalen thun werde. — — „

Der Herr Graf d'Albert zeigte der Mad. Maupin alle Gründe, die sie in der Welt zurückhalten sollten; er verschwieg ihr aber auch nicht jene, die stärker waren, und sie zur Einsamkeit aufforderten. Er endigte damit, daß er sie in ihrem Einschluß bestärkte und wir können sagen, daß sich noch kein Gewissensrath so gut wie er über die Wege des Heyls auszudrücken gewust hat.

XXXI.

William Shakespeare, a. d. engl.

Dieser große Mann, den die Natur mit einer so ungemeinen Fähigkeit begabte, daß seine Einbildungskraft, seine Gedanken, seine Ausdrücke, einem Meere ohne Grund und Ufer glichen, wurde zu Stratford in der Grafschaft Warwik im Monat April 1564 gebohren. — Sein Vater, John Shakespeare, war aus

einer guten Familie in der Grafschaft. Er besaß im 16ten Jahrhundert noch einige Lehngüter, die die Krone seinem Urgroßvater zur Vergeltung geleisteter Militärdienste gegeben hatte; allein diese geringe Erbschaft war für einen Vater von zehn Kindern zur Erhaltung einer so zahlreichen Familie nicht hinlänglich. Er ergrif die Handelschaft, und wurde ein Wollhändler.

Als sein ältester Sohn, deßen Leben wir hier beschreiben, aus den Kinderjahren heraustrat, schickte er ihn in die öffentliche Schule, wo er in kurzer Zeit starken Fortgang gewann. Sein Vater der ihn zu seinem Nachfolger bestimmte, rief ihn bald wieder zurück, um ihn bey seinem Handel zu gebrauchen. — Es kann seyn, daß dieser ehrliche Mann die schönen Wissenschaften bey einem Kaufmann als sehr unnöthig ansahe, allein die Mittelmäßigkeit seiner Glücksumstände war doch immer die Hauptursache, die den Lauf der weitern Erziehung in den Schulen bey seinem Sohne unterbrach.

Einige schöne Geister behaupteten, und andere Schriftsteller, die sich gerne nach andern richten, widerholten, daß Shakespeare wenig mit den alten Schriftstellern bekannt gewesen wäre. — Wenn man damit soviel sagen will, daß er mit denselben in so kurzer Zeit nicht jene Bekanntschaft gemacht, als ein 30 jähriges Studiren gewähret, so hat die Kritik

nicht

nicht ganz Unrecht. Er wäre sogar übel dran gewesen, wenn sie nicht recht gehabt hätte. — Shakespeare, mit griechischen, und lateinischen vollgepfropft, hätte in dieser Sklaverey die Hälfte seines Genie verloren; die Schärfe seines Wizes wäre durch diese Feile zu sehr abgestoßen worden, er hätte sich selbst herabgewürdigt, und würde nicht Shakespeare gewesen seyn.

Will man durch diese Kritik sagen, daß er die Alten gar nicht gekannt habe, so ist selbe falsch und ungerecht; seine Theatralstücke sind hinlänglich, das Gegentheil zu beweisen. — Im Othello, im Julius Cäsar gieng dieser Vater des englischen Drama's mit Virgil und Terenz in gleicher Laufbahn, wagte, ihnen nachzuahmen, übertraf sie, und dies alles in gar kurzer Zeit. Um sich hiervon zu überzeugen, verweisen wir unsere Leser auf dessen vor kurzen neu herausgekommene Werke, und auf das Urtheil eines unserer vorzüglichsten teutschen Gelehrten, ich meine den Herrn Hofrath Wieland in seinem Teutschen Merkur. —

Shakespeare war also wieder bey seiner Familie zurück, und schien sich gänzlich dem Handelsgewerbe zu widmen, zu welchen ihm sein Vater bestimmt hatte. Um sich darinn recht festzusetzen, heyrathete er, und zwar schon in seinem 17ten Jahre, die Tochter eines reichen Eigenthumsherrn aus der Nachbarschaft.

In dieser Lebensart vergaß er auf sich selbst, und wurde von andern vergessen, als er zu seinem Unglück mit jungen Leuten seines Alters in Bekanntschaft gerieth. — Dies waren lauter liederliche Bursche, deren ganzer Zeitvertreib darinn bestund, aus denen benachbarten Wäldern das zur Jagd gehegte Wild zu rauben. Die unüberlegte Leichtsinnigkeit seines Karakters zog ihm eines Tages mit sie fort in den Park des Sir Thomas Lucy v. Cherlekot, ohnweit Stratford, der ihn dieserhalb gerichtlich belangte.

Shakespeare, aufgebracht über die Hitze, mit der Sir Lucy seine Klage betrieb, machte über ihn eine Ballade, und aus dem Kaufmann wurde ein Dichter. Dies dichterische Feuer schlief in seinen Adern, ein Funke weckte es auf.

Eine eben so geringe Ursache machte im vorigen Jahrhundert aus dem großen Corneille, der als Gerichtsperson ganz unbekannt lebte, einen nicht minder berühmten Dichter. Eine Liebesbegebenheit gab ihm Anlaß, seine Melite zu verfertigen; der Gang des Genie ist in allen Jahrhunderten die Geschichte großer Begebenheiten aus kleinen Ursachen.

Der erste Versuch Shakespears ist nicht auf unsre Zeiten gekommen; dies ist ein Verlust für uns, da es immer bemerkenswürdig ist, wie ein großer Mann seine Laufbahn eröffnet.

net. Die Kindheit seiner Muse muste ein Spiel: Herkules in der Wiege seyn. Man versichert: seine Ballade seye wirklich so stark und bitter gewesen, daß Sir Lucy darüber fast wütend wurde, und ihn deshalb um desto eifriger verfolgte.

Shakespeare, hiedurch in die Nothwendigkeit gesetzt, sich auf einige Zeit zu entfernen, verließ seine Geschäfte, seine Familie, seine Provinz, und flohe nach London. Hier machte er mit einigen Komedianten Bekanntschaft, trat in ihre Gesellschaft, wurde Akteur und Autor, und auf diese Art erschien der Schöpfer des englischen Schauspiels als Akteur auf dem Theater.

Es ist ungewiß, in welchen Rollen er in den damals aufgeführten Stücken erschien; man vermuthet indessen, daß er als Schatten in seinem Hamlet sich am meisten ausgezeichnet habe. — Allein der Ruhm des Autors machte, daß man auf das Spiel des Akteurs vergaß. — Man könnte sagen, daß er nur dieserwegen auf dem Theater sich zeigen wollte, als um solches zu veredlen, und die Spielenden um so mehr aufzumuntern.

Shakespears Ruhm stieg durch seinen Hamlet, Julius Cäsar, Othello, Lear, Makbeth, Romeo, Richard den dritten, das Ungewitter ꝛc. ꝛc. zu einer solchen Größe und Erhabenheit, daß er einen unermeßlichen Raum

zwischen sich und seinem Jahrhunderte hinter sich ließ.

Man wirft Shakespearn gemeiniglich vor, daß er sich nicht stets in gleicher Stärke gezeigt habe. Der Vorwurf kann wahr seyn, weil die Natur selbst auch ihre Schwäche hat. Allein das zuversichtliche Wesen seiner Zensoren ist thörichte Einbildung. Die Beurtheilung dieses Mannes hängt von gar zu vielen Sachen ab. Gleich anfänglich muß man das nervigte seiner Sprache fassen und empfinden, die, wie das lateinische, tausend Ausdrücke veredelt, die theils andere Sprachen weit heruntersetzen. Man muß ferner den Schwung seiner Einbildungskraft fassen, den Gang seiner Ideen folgen, dem Schatten und Licht seiner Gemälde, die Verschiedenheit seiner Karaktere, und sonderheitlich diese Originalität sich einzuprägen und beyzubringen wissen, die nur bloß bey ihm anzutreffen ist. Mit einem Wort: um Shakespeare recht zu kennen, muß man Shakespears Geist haben, oder ihm soviel nur immer möglich sich zu nähern suchen, bis man eine gesunde Kritik über diesen Poeten antrift, findet man deren zwanzig, die es nicht sind.

Ein auswärtiger Großer, der ein sehr mittelmäßiger Kenner war, sagte einstens zu Lord Hamilton: " Man muß gestehen, daß ihr Shakespeare, wenn er sich erhob, zu weilen wieder sehr tief herab fiel. „ — " Dies

kann

kann seyn, erwiderte Hamilton, allein man muß auch bekennen, daß der Ort des Falles dieses Riesen für einen Zwerg immer ein hoher Berg verblieb. „

Dieser große Mann wurde von Jedermann gern gesehen, wohl aufgenommen, und geehrt. Er war ein treuer großmüthiger und wohlthuender Freund; die Güte seines Herzens zwang selbst den Neid, daß er ihm seinen Ruhm nicht mißgönnete. — Eines Tages verachteten die Freunde Johnsons *) in dessen Gegenwart, und um seiner Eigenliebe zu schmeicheln, den Shakespear. " Ach! meine Freunde; rief er aus, von den Göttern muß man niemals Uibels reden. „

Der durch seine für den unglücklichen Grafen von Eßex bezeigte Neigung so berühmte Graf von Southampton erklärte sich öffentlich für Shakespears Mäzen. Eines Tages schenkte er ihm 1000 Pfund Sterling, um im Stande zu seyn, einen Kauf zu machen, den er eben zu thun willens war. — Ich führe diese Anekdote an, weil der Hofmann den grossen Mann liebte. Das Genie ist soviel werth, als hohe Geburt. Dies Geschenk wäre eine Beleidigung gewesen, wenn es nicht aus den Händen der Freundschaft gekommen wäre. Diesem Freunde eignete unser Autor sein Gedicht Venus und Adonis zu.

*) Dramatist, von dem wir sogleich reden werden.

Ein noch erhabenerer Beyfall erhob den Glanz seines Triumphs. Die Königin Elisabeth beehrte ihn mit ihrer Achtung, und ihrem Schutze als einen Dichter, der die Epoke ihrer Regierung noch berühmter machte. Sie war bey den Vorstellungen verschiedener seiner Stücke gegenwärtig. Zur Ergötzung dieser Fürstinn verfertigte er sein The merry Wifes of Windsor, oder die lustigen Frauen zu Windsor.

Endlich verließ dieser mit Ruhm überhäufte, und mit Lorbeeren gekrönte Autor das Theater, um zu Statford, seinem Vaterlande, als Weltweiser zu leben. Er brachte einige Jahre in der Einsamkeit, und im Umgange seiner Freunde zu, genoß eines anständigen Einkommens, und wurde von allen damaligen Standespersonen geliebt und geehrt.

Die Annehmlichkeit seiner Sitten, sein Geist, voll Natur und Feuer, verursachten, daß ihn alle seine Nachbarn werth schätzten, und vermehrten noch um vieles die Achtung, die man für sein großes Genie hatte. — Man pflegte an Jakobs I. Hofe zu sagen: " Gehen wir nach Stratford, und sehen, wie sich Jupiter zu den Menschen gesellet. „ Wenn wir auch die Hälfte dieses Nazional-Enthusiasmus hinwegnehmen, so wird noch genug übrig bleiben, um Shakespearn unsterblich zu machen.

Unter andern Anekdoten seines Lebens wird noch an dem Orte seiner Geburt durch

eine Erzählung ganz heilig beybehalten, " Shakespear war einstimals mit verschiedenen guten Freunden, worunter auch ein alter Edelmann und ausgezeichneter Wucherer, Namens Combe war, bey Tische; Combe ersuchte ihm seine Grabschrift zu machen, er wünsche aber, sagte er, das es sogleich geschehe, weil er sonst nicht wissen würde, was man nach seinem Tode von ihm reden würde. — Der Poet machte folgende Verse:

Ten in the handred lies here ingray'd
T'is a hundred to ten his soul is not sav'd
Iy any man asks, who lies in this tomb?
Oh! quoth the devil, tis mi John à Comb.

Die Uibersetzung will ohngefähr sagen: " Hier ist zehn Prozent begraben. Man kann Hundert gegen Zehn wetten, daß er verdammt ist. Wann jemand fragt: wer unter diesem Steine lieget? Parbleu! wird ihm der Teufel antworten, das ist mein Freund Le Comb (so auch ein Striegel heißt.)

Shakespear starb 1618 im 53sten Jahre seines Alters, und wurde in der Kirche zu Stratford begraben. Auf seinem Grabe stehen folgende Verse.

Good Friend, for Jesus, Sake forbear
To dig the dust inclosed here
Blest be the man that Spares these stones,
And curst be he that moves my bones.

Er hatte 3 Töchter, wovon 2 verheyrathet, jedoch ohne Kinder starben. — Man errichtete ihm im Jahre 1742 ein prächtiges Monument in der Westmünster Abtey, mit der Aufschrift Guillelmo Shakespeare, anno post mortem CXXIV. amor publicus posuit.

Popens Urtheil von diesem großen Manne ist jenes aller seiner Mitbürger: " Wenn jemals ein Autor, — sagt er — den Namen eines Originals verdient hat, so ist es Shakespeare. Seine Karaktere sind die Natur selbst, und es wäre eine Art Beleidigung, wenn man sie Kopien nennen wollte. Niemals besaß man einen höhern Grad, noch wuste man die Art, auf so mancherleyweise unsere Leidenschaften in Bewegung zu setzen, und dennoch bemerkt man dabey weder Mühe noch Arbeit. Wir wundern uns, wenn wir weinen, jedoch wenn wir es überlegen, so finden wir unsern Schmerz so billig, daß wir uns wundern würden, wenn wir nicht geweint hätten, und weinen sogleich in nämlichen Augenblicke wieder. — Was für ein Wunder, alle unter sich entgegengesetzte Leidenschaften, Freude und Traurigkeit, auf einmal zu seinem Befehl zu sehen! auf einmal erhabenes und lächerliches, edle Leidenschaften und die größten Schwachheiten vor uns zu erblicken, und darinn unsere stärksten Leidenschaften und schwächsten Sinnesempfindungen zu erkennen! Allein dieser Maler der Natur

ist

ist es auch von unserm Verstande, und man bewundert darinn nicht weniger den Philosophen als den Poeten.

XXXII.
Ben Johnson.

Ben Johnson, einer der besten englischen Dichter für die Schaubühne, stammte aus einer edeln schottländischen Familie ab. Sein großvater war ursprünglich von Annaldale aus diesem Königreich, und zog hierauf nach Carlisle, wo er in der Folge in die Dienste Heinrichs VIII. kam. Unter der Regierung der Königin *Maria* verlohr sein Vater alle Güter, und ward gefangen gesetzt. Nachdem er seine Freyheit wieder erlangt hatte, begab er sich in den geistlichen Stand, und starb 1574 zu Westmünster, ohngefähr einen Monat vor der Geburt seines Sohns.

Der junge Johnson legte den Grund seiner Studien in dem Kollegio der S. Martinskirche. Er verließ solches und tratt in die Westmünsterschule, wo er den berühmten Cambden zum Meister hatte. — Seine Mutter, die sich mit einem Maurer wieder verheyrathet hatte, rief ihn von da zurück und zwang ihn, seines Stiefvaters Handwerk zu treiben. Allein ein dergleichen Metier war weder seinem Geist, noch seinem Karakter angemeßen. Er warf

die Kelle weg, und ergriff die Muskete, diente in den Niederlanden, zeichnete sich allda durch seinen Muth besonders aus, und tödtete einen Feind im Angesicht der ganzen Armee.

Bey seiner Zurückkunft in England widmete er sich neuerdings den Studien, und wurde in dem Joannis-Kollegio zu Cambridge aufgenommen. Er war nicht lange daselbst, als ihm eine Verdrüßlichkeit zustieß, die sehr traurige Folgen hatte. Er duellirte sich, brachte seinem Gegner einen tödlichen Stoß bey, und wurde von diesem nur ganz leicht am Arm verwundet. Bey der Justiz kam er nicht so leichten Kaufs davon. Er ward arretirt, eingekerkert und zum Tode verurtheilt, und man war schon im Begrif, ihn hinzurichten.

Johnson machte sich einen Ruhm daraus, für einen Klopffechter zu gelten: Er rühmte sich auch ein guter Säufer zu seyn. — Die erste Tugend findet man sonst nicht bey den Poeten. Die zweyte ist unter ihnen gemeiner; sowohl im Gefängniße, als wie er schon heraus war, wiederholte er beständig, daß seines Gegners Degen um 10 Zoll länger, als der seinige gewesen wäre. Dieser Beweis, der vielleicht gültiger auf dem Fechtboden war, schien ihm von solcher Kraft zn seyn, daß er sich stets verwunderte, wie er ihm nicht sogleich die Freyheit wieder verschaft habe. Die Rich-

ter konten ihn fragen wie sie wollten, sie erhielten von ihm keine andere Auskunft.

Bey der geringsten Widerwärtigkeit, mitten unter seinen Arbeiten und Vergnügungen, nahm Johnson seine Zuflucht zum Wein. Diesen pflegte er seinen besten Freund zu nennen. — In erwähnter verdrüßlichen Situazion vergaß er auch nicht auf ihn. Er sagte oft in seinem poetischen Style: dem Bachus läge es ob, die Musen zu trösten. Soviel ist gewiß, daß man seine Muse selten nüchtern fand.

Dieser ganz besonders organisirte Kopf that fast zu sagen alles schußweise. Mit einer unmäßigen Traurigkeit oder Vergnügen, wiewohl weniger traurig als vergnügt, retteten ihn die Vergnügungen von der Melankolie. Man findet wenig so lustige Personen, zumal von einer so originellen Lustbarkeit.

Einsmals bekam er in seinem Gefängniße eine wunderliche Grille: Er rief den Kerkermeister gegen die Tischzeit in sein Zimmer, und ersuchte ihn, bey dem Mittagsessen zu bleiben, versicherte ihm dabey ganz ernsthaft; er wolle ihn zu einem Dichter machen. Der Kerkermeister lachte darüber recht herzlich, und nahm die Einladung an. Johnson schenkte ihm Wein ein, der Kerkermeister aber verbat solchen, und versicherte ihm: er habe Zeitlebens keinen Tropfen getrunken. — Johnson wurde darüber verdrüßlich, und der Kerkermeister

ließ

ließ sich endlich gefallen, zu trincken. Den ersten Tag wurde er krank, den zweyten Tag war er es weniger, den dritten Tag hatt' er es schon gewöhnt. Nach 8 Tagen konnte er schon rechtschaffen trinken, allein Verse wuste er noch nicht zu machen. Johnsons Freunde, die diesen Vorgang erzehlen hörten, ersuchten ihn im Scherz um einige Proben von der Gelehrigkeit seines Schülers. "Ihr spottet, sagte er zu ihnen, und wies auf einen Schenktisch, der voller leerer Flaschen stand, und er ist doch schon halb Poet, denn er hat aus der Hippokrene getrunken."

Unterdessen nahm sein Rechtshandel eine ganz üble Wendung, er wurde darüber nachdenkend und traurig, und sein Geist füllte sich mit Schröcken über die erwartende Todesstrafe. Ein irrländischer Geistlicher, der ihn im Gefängniß besuchte, bewegte ihn, seine Religion anzunehmen. Wenig Zeit hernach erlangte er, es seye durch die geheime Verwendung des Priesters oder durch andere Wege seine Freyheit. Nachdem er bey zwölf Jahr in der katolischen Religion verblieben war, kehrte er endlich wieder zu der protestantischen Religion zurück, ob es aus Uiberzeugung, oder aus Unbestimmtheit seines Karakters geschahe, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Wollte man nach dem urtheilen, daß er in gemeinem Umgang, und auf dem Theater die Religion stets

lächer-

lächerlich zu machen suchte, so könnte man glauben, er hätte gar keine gehabt, und wäre der neuangenommenen so wenig, wie der verlassenden anhängig gewesen; allein seine in der Folge hierüber bezeugte Reue macht, daß wir von ihm ein günstigers Urtheil fällen.

Da er die Universität verließ, tratt er zu einer Gesellschaft unbedeutender Kommödianten, die ihr Theater ohnweit von Klerkenwell hatten. Er wurde anfänglich Akteur, und allem Vermuthen nach ein herumreisender Kommediant. Shakespear, der zu seiner Zeit lebte, machte ihn am ersten in der Welt bekannt, da er dem Theater eines seiner Stücke anempfohl, welches die Akteurs in nämlicher Zeit unter dem Vorwand verworfen hatten, daß es ihrer Gesellschaft Nachtheil bringen würde. Das erste seiner Stücke, so gedruckt wurde, war eine Karakter-Komödie unter dem Namen Every man in his humour die 1598 aufgeführet wurde. Dieser folgten bald verschiedene andere, als Sejan, Wolpone, die verschwiegene Frau, und der Alchimist, er erwarb sich dadurch soviel Ruhm, daß er 1619 ein gekrönter Poet Jakobs I. wurde.

Ben Johnson hatte bey der Rückkunft einer nach Edenburg gemachten Reise mit Champnan und Marston ein Stück unter dem Titul East vard, hoe verfertiget, das mit politischen Betrachtungen über Schottland, dem

Va-

Vaterland des Königs von Engeland, durchflochten war. Sir James Murray benachrichtigte davon diesem Fürsten, der hierauf zu ihrer Festsetzung Befehl ertheilte. Sie wurden aufgehoben, und sahen sich in Gefahr einer öffentlichen Züchtigung. Sie kamen mit der Furcht loß; und wurden wider ihr Vermuthen von der Regierung entweder aus Großmuth oder Politik in Freyheit gesetzt.

Johnson feyerte diesen glücklichen Ausgang mit einer Mahlzeit, die er seinen Freunden gab. Camden und Selden, die gelehrtesten Männer ihres Jahrhunderts, und sehr vertraute Freunde von Johnson, waren mit darunter. Mitten unter der Tafel, da die Gemüther sich anfiengen zu ermuntern, erhob sich unsers Poeten Mutter, eine schon ziemlich betagte Frau, trank auf ihres Sohns Gesundheit, zog aus ihrem Busen ein kleines Papier, und sagte: " Sieh mein Sohn, in diesem Papier ist Gift, wäre das Urtheil über dich, so wir befurchten, gefället worden, so hätte ich ihn in Wein gemenget, am ersten selbst davon getrunken, und dir sodann den Uiberrest gegeben. "

Im Jahr 1629 fünf Jahr nach der Gelangung Karl des Ersten zur Krone, wurde Ben Johnson krank. Er war damals in großer Noth, und sehr übel logiert; er bat den König um Unterstützung. Dieser Fürst schickte ihm 10 Guineen. Sie sehen, sagte er,

zu dem Offizier, der ihm das Geschenk überbrachte" ich bin sehr enge logirt, allein ich sehe, daß die Seele Sr. Majestät eine noch engere Wohnung hat." Er erlangte seine Gesundheit wieder, und erhielt von der Stadt London und von verschiedenen andern Personen, die seine Talente bewunderten, Jahrgehalte. Der König Jakob hatte ihm eine jährliche Pension von 100 Pf. Sterling bewilliget. Er wäre reich, oder wenigstens in einen guten Stand dadurch gesetzt gewesen, wenn es eine Person, die so wie er dachte, seyn könnte. Er war der erste, der es eingestand, und wann man ihm darüber Vorstellungen machte, so antwortete er auf eine scherzhafte Art:— " Es ist wahr, ich trage alles dem Teufel zu, hingegen aber habe ich auch niemal einen rechtschaffenern Teufel gesehen, als der meinige ist." Er gab dadurch eine gewisse Londoner Schenke zu verstehen, die man die Teufelshöle nannte, und zu seinen Zeiten wegen dem guten Wein sehr berühmt war.

Herr Drummond wirft ihm vor, er seye für sich zu sehr eingenommen, und hingegen bey andern ohne die geringste Nachsicht gewesen, er mahlt ihn so gar als einen starken satyrischen Mann ab, der, um einen guten Gedanken hervorzubringen, seinen Freund aufgeopfert haben würde. Herr Cibber entschuldiget ihn in einiger Betrachtung, und versichert, dieses

Por-

Portrait seye zu übertreiben. Johnson war im Ansehung seiner Freunde in allen Stücken, wo nicht von der Dichtkunst, oder Gelehrsamkeit die Rede war, blind, und dieses beweiset wenigstens, daß er ein gutes Herz gehabt habe. Er war auch nicht ohne Religion, und man kann sagen, daß er mehr leichtsinnig als unglaubig, und mehr eitel, als ruchlos war. In seiner letzten Krankheit bezeigte er viele Reue in seinen Stücken die Religion und heil. Schrift so oft entweihet zu haben. Er starb den 16 August 1637, im 62 Jahre seines Alters, und wurde 3 Tage hernach in die Westmünster-Abtey begraben, wo man in seinem Brustbild diese in Einfalt versteckte prächtige Aufschrift lieset: O vortreflicher Johnson. Er hatte verschiedene Kinder die ihm überlebten. Er schrieb mehr als funfzig dramatische Stücke, die vorhin genannten waren davon, die ihm am meisten Ruhm erwarben. Die hohe Meinung, die er, wie einige vorgeben, von sich selbst gehabt hatte, hinderte ihn inzwischen nicht, sich selbst so strenge, wie einen andern zu beurtheilen.

Dryden machte ihm einen schönen Lobspruch, da er sagte " Es hätte ihm an Geist gar nicht gefehlt, allein, er wäre damit sehr geizig gewesen. Der nämliche Autor versichert, daß seine Schriften sehr zur Besserung dienten, doch klagte er ihn auch an, daß er aus

anderen Schriften sehr vieles heraus genommen habe.

Selden, nennt ihn einen vortreflichen Dichter, und einen Mann von außerlesener Beurtheilungskraft. — Pope bemerkt, daß, als er sich dem Theater widmete, so habe er eine gesunde Kritik hervorgebracht, welches ihm auch viel Feinde und Neider erweckte. Uiberhaupt stimmt man darinnen überein; daß er dramatische Regeln einführte; und es ihm damit gelang.

Shakespeare lebte mit ihm in gleicher Zeit. Beyde vortrefliche Männer waren durch die Verschiedenheit ihrer Geistes-Gaben dem englichen Theater sehr nützlich: der eine gab ihm das Erhabene der Natur, der andere die Berichtigung des Geschmacks, der eine lehrte es sich über die Regeln zu erheben, der andere lehrte es, solche zu erkennen. Wir können den Karakter Johnsons als Poet nicht besser fassen, als wenn wir uns der nervigten Ausdrücke einer Vorrede des Shakespear in einem seiner Stücke bedienen, wo der Autor, nachdem er das weit umfassende und unbegränzte Genie seines Helden genugsam gemalet hatte, mit folgenden Worten fortfährt.

Then Johnson come instructed porm the schoal
Topleuse by method, and invent by vule
His Studious patience, and laborious art,

 Noith

Noith regular approach assay 'd the heart:
Gold approbation grave the Lingring bays,
Eor They who durst not censure scace could praise.

XXXIII.

Der Abbe Mauroy.

Der Abbe Mauroy war der Sohn eines Stadtraths, und eine seiner Schwestern war in der ersten Ehe dem Markis de Paulmy, und in der zweyten an einem Grafen von Usez vermählet. Der Abbe Mauroy ward mit viel Witz und einer guten Anlage zur Beredsamkeit gebohren; allein sein Herz hieng bloß von den Umständen ab. In seiner Jugend diente er unter den Truppen. Das Beyspiel seiner Kammeraden wirkte dergestalt auf ihn, daß er noch alles, was Ausschweifung hieß, übertrieb, und dadurch seinen Onkel zwang, ihm in St. Lazarus einsperren zu lassen. Da er in diesem Haus nichts als Exempel der Gottseligkeit sahe, wurde er Gottesfürchtig, er gewann an der Einsamkeit Geschmack, ward unter den Lazarosten aufgenommen, er verwendete sich für die Kanzel, und erlangte dabey einen großen Ruf. Er wandte bey der Führung der Gewissen gelinde und überredende Beredsamkeit an, die ihm angebohren war.

In

In einem Alter von 32 Jahren ward er zur geistlichen Direkzion des Invaliden-Hauses angestellt, welches eine der wichtigsten Bedienstungen seines Ordens war. Die Besuche, die Lobsprüche, das außerordentliche Zutrauen, so er von den angesehensten Personen erhielte, die geheimen Besuche, die Eröfnung des Herzens die Vertraulichkeit von Seiten der Frauenzimmer von allerley Stand und Alter, erregten in seinem Herzen Empfindungen der Liebe und des Ehrgeitzes, dem er keine Gränzen setzen konnte. Seine Glücksumstände mogten ungefähr 15 oder 16000 Livres betragen. Die Summe war bald nicht mehr hinlänglich zur Bestreitung der Ausgaben, worein ihn diese beeden Leidenschaften stürzten.

Um das Abgängige zu ersetzen, so bediente er sich unter dem Vorwande des Allmosens der Beutel seiner Beichtkinder; er mißbrauchte das bey sie erworbene Zutrauen um zu entlehnen, und bey Kaufleuten, sonderlich bey Jubeliers Waaren auf Kredit aufzunehmen. Er wußte sich in dem Posten, den er besaß zu erhalten, und sich an dem General der Kongregazion dadurch einen Beschützer zu verschaffen, daß er ihm mit einer schönen Karosse und darzu gehörigen Gespann ein Geschenk machte. Andere zu rechter Zeit angebrachte Geschenke verschaften ihm bey denen Unterstützung, die geistliche Stellen und Würden zu vergeben hatten.

Auf einer andern Seite mißbrauchte er die Beicht, um jene seiner Beichtkinder zu verführen, deren Reiz den meisten Eindruck auf ihn gemacht hatten. Man hat sogar einige Frauen von Stande in Verdacht gezogen, daß sich selbe seiner schmeichlenden Beredsamkeit unterworfen gehabt hätten. Seine Liebesintriken setzten ihm mehr als einmal Katastrophen aus, die ihn auf immer würden zu Grund gerichtet haben, wenn er ihnen nicht zuvor zu kommen gewust hätte.

Es fiel ihm ein, eine junge Waise als ein Frauenzimmer von Stand erziehen zu lassen. Als selbe das 16te Jahr erreicht hatte, schlug er sie einem seiner Freunde zur Gattin vor, der reich genug war, als daß er auf einen Brautschatz zu achten nöthig gehabt hätte. Die Heyrath geschahen! die erste Nacht war die Tugend der Schöne unbezwinglich: der Mann war gezwungen, das Ehebett zu verlassen. Den andern Morgen nach vielen Zureden wurde das junge Weibchen erst zu ihrer Pflicht gebracht. Die folgende Nacht war sie ihrer Pflicht folgsamer. Der Ehestand war während einem Monate der glücklich- und vergnügteste, am Ende derselben kam unsere kleine Schöne mit einem Knaben nieder, der seine vollkommene Zeit hatte. Der Abbe Mauroy besänftigte den gefälligen Ehemann mit Geschenken, der hierauf unter seinen Bekannten das Gerücht

ver-

verbreitete, als ob sein Vorgeben mit der Geschichte der ersten Nacht ein blosser Vorwand gewesen, und daß er seiner Gemahlin 5 Monate vorhero ehelich beygewohnt hätte.

Ein anderer Vorfall beweiset, daß die Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit aus der Seele des Abbe Mauroy nicht gänzlich verbannt waren. Hatte er mit tugendhaften Personen zu thun, so machte ihm ihr Beyspiel selbst der tugendhaftesten Handlungen fähig. Eine junge Wittwe, die Gräfinn * * * wohnte einer seiner Predigten bey, und durchdrungen, von der Andacht, mit welcher er redete, bat sie ihm, sie unter die Zahl seiner Beichtkinder aufzunehmen. Der Abbe war gleich anfänglich von dem Reitz der Gräfinn betroffen, die ihrer Seits allen Eindruck empfand, welchen die Anmuth der Person, und das Gespräch ihres neuen Gewissensraths hervorzubringen vermögend waren. Sie schrieb lange Zeit diese Empfindlichkeit der geistlichen Neigung zu, welche Gott, so wie sie sagte, ihr für denjenigen einzuflößen diese Gnade hätte, den er ihr selbst als den einzigen Mann angewiesen, sie auf den Weg des Heils zu führen. Ihre Leidenschaft gewann indessen täglich neuen Fortgang. Keines konnte mehr ohne das andere Leben, und während einer Reise, welche der Abby Mauroy auf das Land machte, war die Gräfinn ein Raub aller jener Schmerzen, die ein von Liebe entbrann-

... bey der Abwesenheit des geliebten ... empfindet.

... Scherz eines jungen Kavaliers über ... Besuche des Gewissensraths fieng ... an die Augen zu eröfnen; sie erkann- ... Natur dieser Zuneigung. Ihr ... vermehrte sich, als sie, nachdem sie ... genugsam erforscht hatte, nun auch ... Betragen des Abbe Mauroy genau unter- ... Seine so überhäuften Besuche, seine ...inglichkeit, seine Nachgiebigkeit und ...meicheley in allen was keinen direkten Be- ... auf die Andacht hatte, das Feuer seiner ...ugen, wenn er einen Blick auf sie warf, die ...ftern Seufzer, die ihm entfuhren, alles zeigte ihr an, daß er sie liebte, folglich daß sie mit ihm einer unausweichlichen Gefahr ausgesetzt seye.

Jedoch die hohe Meinung die sie von ihrem Gewissensrath gefasset hatte, einer Meinung von der sie sich nicht loßmachen konnte, stellte sie wieder zufrieden. Sie führte sich sogar zu Gemüthe, daß er beständig auf seiner Huth gegen alle Reizungen gewesen, die auf sein Herz hätten Eindruck machen können; endlich das große Zutrauen, welches er, wie sie versichert war, verdiente, munterte sie sogar auf, sich mit ihm über ihren Zustand zu berathschlagen, und sich von ihm eine Weisung zu erbitten, wie sie sich hierinfalls weiters zu betra-

tragen hätte. Nachdem sie sich einstmals mit ihm über die Vorsicht beredet hatte, die eine Person ihres Geschlechts gegen die Anfälle der Männer, denen sie immer ausgesetzt wäre, ausüben sollte, und die sie anwenden müßte, ihr Herz vor der Liebe zu verwahren, so fuhr sie fort, “ aber wenn ein Beichtkind, ohne es gewahr zu werden ihren Gewissensrath liebte, dessen Rathschläge eine gewisse Richtschnur zu ihrer Seligkeit waren, ohngeachtet es versichert wäre, daß er die guten Gesinnungen, die er wider seinen Willen in ihr erregt hatte, nicht mißbrauchen würde, wäre es verbunden ihn deswegen zu verlassen? — „ Bey Vorlegung dieser Frage sahe er sie genau an, und bemerkte in ihren Augen einen mit Unruh vermischten Eifer, der seiner Eigenliebe Anlaß gabe zu vermuthen, er selbst mögte zu der erbetenen Belohnung Anlaß gegeben haben. Er wollte inzwischen doch noch klärer davon überzeuget seyn. “ Was für einen Antheil gnädige Frau, sagte er zu ihr, nehmen Sie an der mir machenden Frage? “ Muß ich mich noch näher erklären, und wollen sie mich zwingen ein Bekenntniß abzulegen, das mich nur schamroth machen kann? „ — “ Ach gnädige Frau was muß ich nicht gewahr werden? warum mußte ich für die Person von der Sie reden das heftigste Feuer fühlen, und mich durch ihr Bekänntniß überraschen lassen? —

"Wohl mein Herr! wir verstehen uns alle beyde. In dem Zustande, worinn wir uns befinden, halte ich sie für redlich genug mir einen guten Rath zu ertheilen. Ich bin entschlossen solchen zu befolgen; sollte er mir auch die Aufopferung meiner Tugend kosten; würde mir auch das Opfer dessen, was meinem Herzen das liebste ist, meine Seele zerfleischen. „ — " Ja gnädige Frau so heftig auch meine Liebe ist, so gebe ich ihnen doch den Rath zu dem, was sie sich selbst zu rathen schienen. „ — " Trennen wir uns, fiel sie ihm ein, und sehen uns nicht mehr wieder. „ Sie verließ ihn schnell, und sie sahen sich auch niemalen wieder.

Dies, war inzwischen der nämliche Abbe Mauroy, dessen üble Lebensart und Zügellosigkeit soweit getrieben wurde, daß sich überall darüber Klagen erhoben, und sich sein Superior gezwungen sahe, ihn von dem Posten wegzunehmen, der ihm anvertrauet gewesen war. Dies war für ihn ein Donnerschlag. Er vermerkte die Verminderung seines Ansehens; Er entschloß sich nach Rom zu gehen, und schmeichelte sich, sein Ruhm würde bis in diese Hauptstadt gelanget seyn, und daß es ihm daselbst an Erhaltung eines guten Benefiziums nicht fehlen würde. Er theilte seinen Gläubigern den Vorsatz dieser Reise mit, wozu er, wie er sagte, durch eine wichtige Anliegenheit gezwungen

gen wäre, daß er aber in Zeit von drey Monaten, das ist: vor Verfallzeit seiner Wechsel von dahero wieder zurück seyn würde. Er tilgte sogar einige Schulden, die damalen zu zahlen waren.

Er verreiste ganz ruhig, nahm die Post, hielt unter Wegens stille, um auszuruhen, so wie ein Mensch, der nicht das geringste zu fürchten hatte, und wandte wieder um, um seine Verwandte, die Gräfin de la Riviere zu besuchen. Nur die Gräfin Ursez seine Schwester und einige Freunde waren von seinen üblen Vermögensumständen unterrichtet. Einer seiner Freunde war unbesonnen. Das Zutrauen seiner Gläubiger verwandelte sich in Wuth: Sie klagten ihn als einen betrüglichen flüchtigen Banquerotier an. Er dachte seine Gegenwart würde ihren Unwillen stillen: Er kam nach Paris zurück, allein er fand seine Anliegenheiten in einer so üblen Lage, daß er sich gezwungen sahe, sich verborgen zu halten. Man dekretirte seine persönliche Arrestirung. Die Untersuchungen legten seine liederlichen Lebensart gänzlich an Tag. Man fand bey einem Frauenzimmer, mit der er einen unanständigen Lebenswandel geführt, verschiedene Effekten. Frauen von einer mehr als zweydeutigen Aufführung hatten ihm ihren Beystand geleistet, um Personen, die seine Lüste erreget hatten, zu verführen: diese verschaften ihm auch

Geld für die Waaren, so er bey den Kaufleuten auf Borg ausgenommen hatte. Da alle diese Streiche öffentlich bekannt wurden, so hielt er für das beste zu entfliehen, und sich nach der Abtey de la Trappe zu begeben, und da seine übrige Lebenszeit als Büßer zuzubringen. Man kennt die Strenge dieses Klosters hinlänglich. In dem Augenblick, als er dahin abgehen wollte, läßt er sich noch verleiten einer, liederlichen Gesellschaft beyzuwohnen, und bringt einen ganzen Tag mit einer H = = e zu St. Denis zu.

Von da begab er sich nach la Trappe, gab sich dem Abt Rance, der der Abtey damals vorstunde zu erkennen, wurde aber von ihm nicht aufgenommen. Die Abtey Septfons hat eine nicht weniger strenge Regel: er geht dahin, giebt sich nicht zu erkennen, und wird aufgenommen. Seine Gläubiger die ihn verfolgten, entdeckten ihn, und der Abt von Septfons, der viele Freundschaft gegen ihn gefasset hatte, mußte ihn auf Befehl des Königs herausgeben. Man brachte ihn in das große Chatelet, und wurde zu die Galeeren verurtheilet.

Man versichert, daß Ludwig XIV. als er von seiner Sache sprechen hörte, gesagt habe. **Er hat Unrecht gehabt, daß er von mir kein Bisthum anverlangte, ich würde es ihm nicht versagt haben.** Der Sentenz wurde jedoch nicht vollzogen. Der Abt von Sept-

fons

fons, der wahrhaft sein Freund war, fügte sein, und seiner Freunde Bitten zu jenen der Familie dieses Unglücklichen, und es folgte hierauf ein Gnadenbrief des Königs, der die ihm zuerkannte Strafe zu einer beständigen Buße in der Abbtey zu Septfons umänderte.

Nach soviclen sonderbaren Begebenheiten wird man neugierig seyn zu vernehmen, wie sich der Abbee Manroy in dieser neuen Laufbahn betruge? — Der Verfasser der Reformazionsgeschichte dieser Abtey, drücket sich hierüber folgendermassen aus:

“ Es wäre zu wünschen, daß das Pub„likum, so wie es ein Zeuge der unordentli„chen Lebensart des Abbee Mauroy war, „nun auch ein Augenzeuge der Buße des Dom „Alexis seyn könnte. Die Erinnerung der „gegebenen Aergerniße, wenn anders noch „eine Erinnerung statt fande, würde sich bey „dem Anblick dieses erlauchten Büßers ver„lieren, bey dem die Gnade nunmehr stärker, „als vorher die Sünde war, würkte. Der „Abbt hat ihn zum Küchen und Kellermeister „geordnet. Dies Geschäft, so vorhero unter „3 oder 4 vertheilt war, versiehet er nunmehr „ganz allein, folglich auch alle die Sorgen und „Beschwerden, die sie mit sich zu bringen pfle„gen. Er ist dadurch so verändert worden, daß „er kaum mehr zu erkennen ist. Alle diese „Geschäfte machen ihn darum von gewöhnlichen

„Klo-

„Kloster-Uibungen nicht frey. Er betet, er „fastet, er wacht, wie die übrigen Ordensgeist„lichen. Allein während daß diese sich bey Le„sung eines geistlichen Buches erholen, oder in „einem christlichen Gespräche Ruhe schöpfen, so „übernimmt er neue Arbeiten. Seine Sorg„falt erstrecket sich über alle seine Mitbrüder; „er hat die Aufsicht über die Küche, das Refek„torium, Kleiderkammer, Krankenzimmer, Gärt„nerey, Bäckerey und Kellnerey. Er übersieht „alle Arbeiten, und Arbeiter, so auswärtig als „im Kloster. Er legt ihnen ihr Tagwerck auf; „theilet ihre Beschäftigungen aus, und gebrau„chet einen jeden dazu, wozu er ihn geschickt, „und tauglich findet. Man bemerket, daß er son„derheitlich eine strenge Oekonomie bey allen „häuslichen Ausgaben benützet, und dadurch die „Einkünften mit einer verwunderungswürdigen „Genauigkeit wahrnimmt, welches bey einem „Menschen, dem vorhero Uiberfluß und Ver„schwendung eigen war, eine umsomehr seltne „Eigenschaft ist.“

XXXIV.

Schröpfer.

Schröpfer, ehemaliger preußischer Husar, und hernach Kaffeeschenker in Leipzig, war ein Windbeutel, der allerhand Rollen in der Welt ge-

gespielet hatte, und der alle Mittel ohne Unterschied brauchte, um seine zuspielenden Rollen zu unterstützen. Nachdem er schon durch ein unordentliches Leben zimlich in Schulden gerathen war, mißbrauchte er den Freymaurerorden, (dessen sehr unwürdiges Mitglied er war, und von dem er freylich ausgeschlossen wurde) theils vieleicht, um etwas Geld zu erhaschen, was öfters zu Stiftung einiger unächten, und Winkellogen Gelegenheit gegeben hat; theils wenigstens, um sich ein Ansehen zu geben, einen Anhang zu machen, und sich dadurch noch eine Weile empor zu halten. Er gab vor, der Freymaurerorden sey der ungezweifelte Weg, die menschliche Natur vollkommener zu machen; aber um dahin und zur höchsten Zufriedenheit zugelangen, müsse man ein strenges Leben führen. Er gab schon damals zu verstehen, daß eine genauere Gemeinschaft mit den Geistern durch Abziehung der Seele von der Sinnlichkeit zu erlangen wäre, wozu er den Leuten, die sich an ihn wendeten, Wege an die Hand geben zu können vorgab. Unter dem Vorwande, sie zu präpariren, bethörte er ihren Verstand, und entflammte ihre Einbildungskraft. Man weiß was für Sprünge die Einbildungskraft thut, wenn sie einmal anfängt mit dem Verstande davon zu laufen, (wie viele Beweise von diesem merkwürdigen Satz konnte man noch vor kurzem alle Tage bey dem berüchtigten Taschen-

spie-

spieler in einer berühmten Reichsstadt, dem Sitze einer erlauchten Versammlung, sehen!) man hat dieses leider! an vielen bessern Leuten gesehen, als Schröpfer und seine damaligen Zöglinge waren. Kein Wunder, daß allerhand seltsame Dinge erfolgten. *) Einige davon wurden tiefsinnig, andere glaubten von ihm ausnehmende Geheimnisse zu vernehmen, und dünkten sich etwas erhalten zu haben, da sie nichts hatten. Schröpfern wuchs unterdessen der Muth. Er wollte sich hier und da nothwendig machen.

Als er Leipzig Verläumdungen und Schulden halber verlassen mußte, fieng er an, eine ganz ernsthafte Rolle zu spielen, er wußte aus allem Holze Pfeifen zu schneiden. Bey frommen Leuten verstand er die Kunst eine große Gott-

*) Ein alter Mann, der einen krummen Hals hatte, gieng zu einem berufenen Marktschreyer oder Segensprecher, sich heilen zu lassen. Der Marktschreyer machte seine Gauckeleyen, und überredete den guten Alten, daß sein Hals nunmehro gerade sey. Bald darauf begegnet ihm einer seiner Freunde, dem er diesen Umstand erzählte; dieser sagte zu ihm voll Verwunderung: Aber, mein Herr, Sie tragen ihren Hals noch immer schief, — der Alte gab darauf zur Antwort, der Arzt habe ihm gesagt, dies käme von der Gewohnheit her; sein Hals sey vollkommen gerade.

Gottseligkeit zu affektiren. Bey Leuten, die Geheimnisse suchten, verstand er die Kunst, was er wuste, und was er nicht wuste, was er errieth, und was er erlog, so gut als geltend zu machen, als er bey manchem, der ihm auf den Zahn fühlen wollte, Erstaunen erweckte, und vielleicht mehr herauslockte, indem er nur mit einer geheimnißreichen Mine die Antwort vermied, als er selbst hätte erwarten können. Bey Leuten, die das Wunderbare liebten, verstand er die Kunst, seine Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur, seine Bekanntschaft mit Geistern, so meisterhaft geltend zu machen, er wuste ihnen ein so blendendes Gauckelspiel vorzumachen, daß man die Köpfe zusammensteckte, und anfieng, ihn für einen außerordentlichen Menschen zu halten. Er verstand endlich die Kunst, eine Neigung, die sich bey Leuten, welche Geheimniße und wunderbares lieben, auch sehr wohl nebenher finden kann, die Neigung Reichthümer zu besitzen, sehr schlau zu seinem Zwecke zu gebrauchen; indem er sich hin und wieder merken ließ, daß die geheime Bekanntschaft mit dem Geistern auch zu den geheimen in der Erde verborgenen Schätzen führe, und in dieser Absicht that er, wo er glaubte es thun zu können, ungeheure, aber unbestimmte Versprechungen.

Er gieng nach Sachsen zurück, und das Gerücht, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch

seye,

seyne, gieng vor ihm her. Schröpfer nutzte es, und gab nun ganz laut vor, daß er ganz außerordentliche Wissenschaften besitze, besonders Geister zu beschwören, und Todte heraufsteigen zu lassen. Er machte zu verschiedenenmalen den Neugierigen zwar sehr grobe, aber doch scheinbare Blendwerke, indem er bald diese, bald jene Gestalt erscheinen, und bald diesen bald jenen Ton oder Spruch hören ließ. Er erhitzte, um zu seinem Zweck zu gelangen, die Einbildungskraft seiner Zuschauer durch alle nur mögliche Mittel. — Dabey ließ er einige drey Tage lang fasten; und gab andern, ehe seine vorgebliche Loge geöffnet wurde, starken von ihm selbst gemachten Punsch zu trinken. Man kann leicht denken, daß durch dergleichen vorhergegangene Vorbereitungen die Gemüther der Zuschauer schaudervoller Eindrücke empfänglicher waren, als wenn sie ganz ruhig und kalt zu diesen Geheimnißen wären gelassen worden. Gleichwohl war Schröpfer dabey sehr vorsichtig. Er ließ nicht nur bloß die Personen zu, deren Gesinnungen er vorhero erforschet hatte, und verbat alle andere; sondern bediente sich auch des Verbots, kein Metall an sich zu haben, meisterlich, damit nicht jemand bewaffnet seyn, und ihn etwann unversehens überfallen möchte. Zum Uiberfluß drängte er noch seine Zuschauer in einen beschränkten Winkel zusammen, und drohte das größte Unglück, wenn sie diesen

Schran-

Schranken überschreiten würden. Aus diesem Winkel sahen sie denn voller Schaudern, was Schröpfer wollte, daß sie sehen sollten, die Geister, die durch die geöffnete Thüre hineinhüften, heulten, &c. &c. Der Enthusiasmus pflanzte sich fort, viele Leute hielten Schröpfern für einen Wunderthäter. Er trieb indessen die ärgerlichste und plumpeste Charlatanerie, gab sich nicht allein für einen geheimen theurgischen Philosophen, sondern auch für einen französischen Obersten aus, setzte einige Leute in Kontribuzion von ganz ansehnlichen Summen, indem er andern unermeßliche Einkünfte versprach; verwickelte sich endlich selbst in seine eigene Entwürfe so sehr, daß er, da er wohl merkte, daß er sich mit Sachen eingelassen hatte, aus denen er sich nicht ungestraft herauswickeln könnte, den 8ten Oktober 1774 vor Aufgang der Sonne mit vier Begleitern ins Rosenthal, ein Lustwäldgen bey Leipzig, gieng, und nachdem er von ihnen abseits gegangen war, sich mit einer Sackpistole erschoß.

Einige seiner Anhänger sagten: er wäre über einer daselbst angefangenen Arbeit geblieben, allein dies ist gänzlich unwahrscheinlich. Er war wohl nicht in der Absicht ins Rosenthal gegangen, eine Arbeit anzufangen, ob er solches gleich seinen vier Begleitern, dem D. M. — dem H. v. H. — dem A. H. — und dem B. F. — mag beredet haben. — Der

zärtliche Abschied von seinem kleinsten Kinde, das Weglegen der goldenen Uhr, und die wenigen Uiberbleibsel von einer Goldbörse, die er vor seinem Weggange seiner schlafenden Frau in Rock gesteckt, zeigen klärlich, daß er bey diesem Spaziergange keine andere Absicht gehabt, als seinen Betrügereyen mit seinem Leben ein Ende zu machen. Die Furcht vor seinen Kreditoren; und das drohende französische Billet, welches er von dem am Dr. Hofe akkreditirten französischen Minister bekommen (denn er hatte sich für einen Baron von Steinbach, Obrister von einem teutschen Regimente in französichen Diensten ausgegeben) und auf welches er sich sogleich von Dr. retirirt, mag wohl das meiste zu diesem Entschluße beygetragen haben. Das Billet lautet also:

Le 21 Aout à 10 du Soir

Je me suis vraisemblablement mal expliqué en parlant vôtre langue dans l'entretien, que nous avons eu avant-hier, ou l'on m'a trompé, en disant, que vous continuies à prendre le tître de Colonel au service de France. Quoiqu'il en soit, j'ai l'honneur de vous réiterer, que je ne vous reconnois pas pour tel, & que si contre toute apprence, j'apparens, que vous continuerez à vous donner cette qualitê avant

d'a-

d'avoir prouvé, que vous etés autorisé. Vous m'obligerez à faire des demarches, qui vous feroient, à ce que je présume, infinement desagréables. Au reste, Monsieur, je vous invite encore, & trés serieusement, à ne plus mêler à vous discours la personne respectable, dont vous m'avès parlé lundi dernier, Comme vous avés pris publiquement, une qualité, que je ne saurois réconnoitre en vous, je m'imagine que vous ne desapprouverez point, qne mon desaveu soit également publié, & que je communique cette lettre, à qui il me plaira. Quand vous m'aurez prouvé, que vous étés Colonel au service de France, je serai le premier, & le plus empressé à le publier, & alors je serai Vôtre trés-humble & trés-obeissant Serviteur

M * * *

Ein öffentlicher Bericht giebt die Umstände seines Todes folgender Gestalt an.

" Schröpfer lud am 7ten Oktob. des Abends vier gute Freunde (vermutlich die vorbenannten viere) zu sich, traktirte sie gar herrlich die ganze Nacht durch, spielte auch, um die Gäste noch mehr aufzumuntern, ihnen aus der Tasche vor, die er gut spielte, und unter Schmauß und Gauckeley kam 5 Uhr des Morgens heran. Die Gäste meinten, es sey doch

nunmehr Zeit zu gehen, aber der Gastgeber nöthigte sie zu bleiben. " Sie müßen, sagte er, noch das schönste Experiment mit ansehen, das ich zuletzt für Sie aufgehoben habe. Hier ist eine französische Pistole, die ich mir bloß zu diesem Kunststücke aus Frankreich verschrieben habe; kommen Sie mit in diesen Lustwald, da sollen Sie sehen, was ich für ein Wundermann bin. " Sie giengen zusammen hinaus, der Künstler trat einen Augenblick in ein Gebüsche, kam wieder zurück und rief seinen Freunden: Nun soll es loßgehen, geben Sie wohl acht meine Herrn! — — Ein Schuß: und darauf ein Röcheln. Die Freunde liefen zu, und fanden den Künstler, der blutend auf dem Rücken lag, noch zweymal nach Othem schnappen und sterben. Man fand hernach ganz kleine Bleykugeln im Gehirne, just in der Glandula. 2c. 2c.

Wer sich wundern sollte, daß sich wirklich so viele angesehene, verständige und rechtschaffene Leute von diesem groben Betrüger haben hintergehen laßen, müßte wirklich von der wahren Geschichte so vieler Gaukler, Ebentheurer, und Glücksritter, die in allen grösten Städten Europens, mit der schamlosesten Dreistigkeit, unter gar sehr verschiedenem Vorwande, eine zeitlang eine wichtige Figur machen, gar nichts wissen. Es würde in der That unbegreiflich seyn, daß solche Marktschreyer von

ihrem

ihrem Spiele, nach der Plumheit, mit der sie es treiben, nur den geringsten Erfolg zu sehen hoffen könnten, wenn nicht die angespannte Einbildungskraft sehr schnell auf Abwege zu bringen wäre; wenn nicht Aberglauben und Vorurtheile unter denjenigen, die zum großen Haufen gehören, noch sehr allgemein regirten; und wenn nicht oft die rechtschaffensten Leute deshalb am ersten hintergangen würden, weil sie von sich auf andere schliessen, und sich nicht vorstellen können, daß irgend jemand List und Verstellung bis auf einen gewissen Grad treiben könnte. — —

Indessen war zu der Zeit, da er sich erschoß, der Glaube an ihn, besonders in Sachsen, aufs höchste gestiegen.

Die Art seines Todes selbst verursachte allerhand grillenhafte Bedenklichkeiten. Die Schwärmer glaubten, sie sey eine Folge seiner magischen Arbeiten, und gewisse Leute vermeinten immer noch bey seiner Todes Art verendum quid zu finden. Dazu kam, daß Schröpfer, der sein Gauckelspiel bis ans Ende spielen wollte, Billette hinterlassen hatte, worinn er drohete, daß die, die er riefe, ihm würden folgen müssen, und versprach, daß um Weihnachten eine unbekannte Person alle seine Schulden bezahlen würde, ꝛc. ꝛc. Man nehme hiezu, daß Schröpfer durch List von allerley Art sich Anhänger zu machen gesucht hatte, die sich

nicht auf einmal wollten beschämt sehen, *) und daß gewöhnlicher Weise Leute die das Wunderbare lieben, (und wie wenige lieben es nicht!) es durchaus nicht natürlich erkläret wissen wollen; dann wird man sich nicht wundern, daß Schröpfers Anhänger auch nach seinem Tode erwarteten; daß wichtige und außerordentliche Begebenheiten vorgehen würden, und mit geheimnißvoller Miene und abgebrochenen Worten zu verstehen gaben, man werde schon sehen, was noch erfolgen würde. Der Ruf währte also beständig fort, und Personen, welche doch gerne wissen wollten, wie es mit den magischen Arbeiten Schröpfers beschaffen gewesen seyn möge, befragten deshalb schriftlich verschiedene Gelehrte, unter andern den Herrn D. Crusius in Leipzig, dessen Bedenken hernach abgedruckt, und mit spöttischen Anmerkungen begleitet erschienen.

Hier verdienen die vortreflichen, und allen Bewunderern der Teufels- und Geisterbanner höchst nöthigen Anmerkungen des Herrn Moses Men-

*) Ein gewöhnlicher, feiner, und einer der glücklichsten Kunstgriffe solcher Betrüger; weil viele, die von ihnen sind hintergangen worden, wenn sie gleich, obwohl zu spät, den Betrug eingesehen, aus Schamhaftigkeit nicht gestehen wollen, da sie schwach und blöde genug waren ihnen zu glauben.

Mendelssohns über das Bedenken des D. Crusius, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfers betreffend, einen Platz. Sie lauten also:

“ Daß Schröpfer seine sogenannten Ar„beiten nicht in Gegenwart des Herrn D. „Crusius hat vornehmen wollen, wundert „mich gar nicht. Obgleich dieser Gelehrte „das Mitwirken böser und guter Geister an„zunehmen pflegt; so würde er denn künfti„gen Arbeiter dennoch durch seinen scharfen „Beobachtungs- und Untersuchungsgeist auf „mancherley Weise beschwerlich gewesen seyn. „Die Geister des Schröpfers sollen auch den „Herrn D. Ernesti verbeten haben. Wenn „dieser Gelehrte nicht ein gar zu guter Na„turforscher wäre; so hätte es vieleicht dem „Schröpfer noch ehe gelingen können, ihn zu „überraschen als den Herren D. Crusius. „Jener würde Spott und Verachtung mit„gebracht haben, und in dieser Laune kann „man zuweilen leichter hintergangen werden, „als wenn man die Sache selbst für möglich „hält, und die Absicht mitbringet, sie mit aller „Aufmerksamkeit und mit dem feyerlichsten „Ernst zu untersuchen. „

„ Daß die Berichte, die man von den Ar„beiten des Schröpfers hat, nicht in allen Um„ständen übereinkommen, beweiset zwar nichts „in Absicht auf die Hauptbegebenheit; soviel „aber läßt sich mit Grunde daraus schließen,

„ daß die Nachrichten entweder nicht authen-
„ tisch sind, oder von Augenzeugen herrühren,
„ die nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit
„ beobachtet haben. Schröpfer scheint sich
„ Zeugen gewählt zu haben, die entweder
„ die Sache zum voraus gewünscht, oder ge-
„ fürchtet haben; und sich mit schimärischen
„ Hofnungen täuschen ließen. — — Man
„ weiß, wie sehr sich Betrüger eine so liebens-
„ würdige Disposizion zu Nutze zu machen wissen.
„ Wer leicht hoffet, ist leicht betrogen. „

“ Die Furcht macht die Täuschung noch
„ leichter, als die Hoffnung. Das Fürchter-
„ liche hat, wegen der Idee des Erhabenen,
„ mit welchen es in Verbindung stehet, einen
„ starken Reiz für die Menschen. Man kann
„ sich kaum enthalten, auf einen fürchterlichen
„ Gegenstand wenigstens einen schüchternen
„ Blick zu werfen, der aber zur Untersuchung
„ zu flüchtig ist. Die entfernteste Aehnlichkeit
„ zeigt uns alsdenn das Gefürchtete in seiner
„ ganzen Gestalt. Wir sehen nicht, was da
„ stehet, sondern was wir fürchten.

„ Der Erzähler, von dem in dem Aufsatze
„ die Rede ist, scheinet mir weder von Furcht,
„ noch von Hofnung frey gewesen zu seyn, als
„ er den schröpferischen Arbeiten beywohnte.
„ Er war zum Voraus geneigt zu glauben,
„ heißt es, daß die Sache von einem guten
„ Principio herzuleiten sey. Er blieb weg,

„ so

„ so bald er merkte, daß ein Geheimniß der
„ Bosheit dahinter sey, und machte sich ein
„ Gewissen darüber, ob er Recht gethan, daß
„ er bey den schröpferischen Künsten so oft zu
„ gegen gewesen. Er wollte den entsetzlichen
„ Knall nicht abwarten, den Schröpfer hören
„ zu lassen versprach. Diese Umstände zeigen
„ genugsam, daß das Gemüth dieses Zu-
„ schauers nicht uneingenommen gewesen, und
„ vielmehr zwischen Furcht und Hoffnung gleich-
„ sam geschwebet habe. Er spricht, wie von
„ einer außerordentlichen Sache, von der so-
„ genannten Anmeldung der Geister, die da-
„ mals, als er zugegen war, in einem Klange
„ bestand, dem ähnlich, wie wenn man an
„ ein Glas schlägt, als wenn es nicht ein leich-
„ tes wäre, dergleichen Klang hervorzubringen,
„ und setzt hinzu, durch diesen Klang schien
„ das ganze Zimmer gleichsam zu beben. Die-
„ ser Zusatz ist offenbar aus der belebten Ein-
„ bildungskraft des Erzählers genommen, und
„ zeiget zur Genüge, wie wenig die Verfas-
„ sung, in der er sich damals befand, zum
„ Beobachten tauglich war. „

„ Was mich betrift, so halte ich die
„ ganze Sache für einen künstlichen Betrug,
„ ob ich es gleich nicht übernehme, alle er-
„ zählte Umstände aus dieser Voraussetzung
„ zu erklären. Hierzu fehlen mir die wichtig-
„ sten Data. Wird doch so gar nicht einmal

„ angegeben, ob Schröpfer seine Künste nur
„ in einem dazu bestimmten Zimmer, oder in
„ jedem andern wo man es verlangt, oder end-
„ lich, wie einige wollen, auf freyen Felde
„ habe machen können? ob er sie des Nachts,
„ oder an hellen Tage vorgenommen? ob er
„ den Zuschauern gewisse Plätze angewiesen? ꝛc.
„ Alle diese Umstände aber müssen sorgfältig
„ untersuchet werden, bevor man sich verspre-
„ chen kann, mit hinlänglicher Gewisheit hinter
„ den Betrug zu kommen. Wenn die übrigen
„ Umstände damit übereinstimmen; so habe
„ ich den Verdacht, daß eine Zauberlaterne
„ vornämlich dabey gebrauchet worden. Wie
„ vermittelst dieser Maschine ein Gespenst kann
„ vorgestellet werden, lehret Guyot in dem
„ dritten Theile seiner physikalischen und
„ mathematischen Belustigungen. *) Ja man
„ kann eben dieselbe Erscheinung in einem
„ Rauche vorstellen lassen; wodurch sie noch
„ fürchterlicher anzusehen seyn muß, weil der
„ Umriß wallend und unbestimmt, und die gan-
„ ze Figur gleichsam wie schwimmend erschei-
„ net. Das Rauchern, dessen sich Sröpfer
„ bediente, wird ihm vermuthlich hierzu gedie-
„ net haben. „

„ In der Vermuthung einer Zauberla-
„ terne bestärken mich vornämlich auch fol-
gen-

*) Augsburg 1773. 8. die 44te Belustigung.

„ gende Umstände. Die Geister schienen sich „ zu bewegen, ohne einen Fuß zu regen, nur „ als schwebend. Durch die Fortrückung des „ Bildes in der Zauberlaterne kann man die „ Erscheinung fortschweben lassen, aber den „ Füssen keine besondere Bewegung mit- „ theilen. Dieser Umstand scheint mir von „ nicht geringer Wichtigkeit zu seyn. Aus „ eben der Ursache werden auch wohl die Gei- „ ster Arme und Hände auf die Brust geschla- „ gen getragen haben, wie in dem Aufsatze „ erzählet wird. Sie erschienen ferner in ver- „ schiedenem Lichte, auch die anwesenden Per- „ sonen sahen sich in verschiedenem wunderschö- „ nen Lichte. Wie dieses durch eine Zauberla- „ terne zu machen, ist leicht zu errathen. Die „ Gesichter der Geister sahen wie ein geform- „ ter Dunst aus, welches vermittelst des Rauchs „ gar leicht zu bewerkstelligen ist. Die beyden „ Spiegel, in die er öfters hinein zu sehen „ pflegte, geben zu dieser Vermuthung fernern „ Anlaß. Daß andere darinn nichts entdecken „ konnten, thut zur Sache nichts, und lehret „ der angeführte Schriftsteller, wie dieses ver- „ mittelst einer Schnur und einer Rolle gar „ leicht ins Werk zu richten sey. Der beschwo- „ rene Stern am Himmel scheinet auch blos „ durch gut angebrachte Gläser und Hohlspie- „ gel so große und dicke Stralen geworfen „ zu haben.

„ Durch

„ Durch eben dergleichen Hohlspiegel
„ kann man einen Schall, wohin man will,
„ reflektiren lassen, und den Schein hervor=
„ bringen, als wenn eine Antwort, die eine
„ verborgene Person giebt, von einem Bilde
„ gegeben würde. Durch die Reflexion wird
„ der Schall dumpfig und hohl, so wie er in
„ dem Aufsatze beschrieben wird, und von
„ Schröpfern die Sprache der Geister genennet
„ worden. Es sind noch viele andere Wege
„ und Mittel bekannt, wie mit dem Schall
„ Gauckeley getrieben werden kann, und schon
„ oft getrieben worden ist. Die nähere Um=
„ stände müssen an die Hand geben, welcher
„ Mittel sich der künstliche Betrüger bey jedem
„ Vorfalle bedienet habe. Ich begnüge mich
„ nur Möglichkeiten anzugeben, und zwar,
„ meines Bedünkens, weit möglichere Mög=
„ lichkeiten, als die bloß metaphysische, die in
„ dem Aufsatze angeführet wird, daß sowohl
„ gute als böse Geister unmittelbar auf unsere
„ Nerven wirken können. Ich habe nichts
„ wider die metaphysische Möglichkeit, daß der
„ Kaiser von China mit seinen Mandarinen jetzt
„ auf meiner Kinderstube Blindekuhe spielet.
„ Wenn aber 10 oder 20 der glaubhaftesten
„ Zeugen itzt kämen, und mir dieses einbilden
„ wollten; so würde ich versichert seyn, sie
„ müßten selbst sich durch irgend einen Schein

„ ha=

„ haben blenden lassen, oder die Absicht haben „ mich zu täuschen.„

Zum Beschluß fügen wir den Auszug eines Briefs des kürzlich verstorbenen Herrn Prof. Hommels in Leipzig an den Herrn Grafen Max von Lamberg bey, in welchem jener von diesem Manne folgendergestalt urtheilt:

„ Schröpfer war ein nichtswürdiger Betrüger, der in Leipzig verachtet, in Dresden hochgehalten war, und es ist nicht genug zu verwundern, wie Exzellenzien, ja sogar Prinzen sich durch seine Narrenspoßen haben blenden lassen können. Er hatte den Schein eines sehr guten Christen. Ich habe mit seinem Beichtvater geredet, welcher mich versichert, daß er sehr öfters zum Abendmal gegangen, und in der Beichte vielmals Thränen vergossen, doch prügelte er seine Frau, und trat sie öfters mit Füssen.

„ Er war ein schöner Mann, hatte viel äußerliches, wuste die ganze Bibel auswendig, und hatte alle Qualitäten, die in die Augen fallen, und die man haben muß, um ein Filou zu seyn. — Daß die Geister ihn nicht unvermuthet getödtet, ist ein unstreitiger Beweiß aus denen in Gerichten liegenden Briefen, die er einige Stunden vor seinem Ableben an einige Freymäurer geschrieben, davon sich einer anfängt: „ Indem du dieses liesest, werde ich nicht mehr seyn; aber ich will für dich beten;

Nimm

Nimm dich meines Weibs und meiner Kinder an, tröste sie 2c. 2c.

„ Er hielt in Leipzig Loge, bekam einsmals Arschprügels, *) weil er auf eine andere Loge geschimpft hatte, welche letztere sich jedoch hernach vor ihm demüthigte. — Man spricht für gewiß, daß der Professor Physices, Herr Funke, zu Leipzig, desgleichen auch ein Handwerksmann, nämlich ein gewisser Kürschner, die schröpferischen Kunststücke viel beßer nachmachen, und sie jedem zeigen. Die Todten erscheinen im Rauche, wo die Luft- und Rauchstäubchen mittelst eines Brennspiegels erleuchtet, die Person repräsentiren. — Ich und andere wollen dieses nicht einmal sehen, weilen Jedermann schon außerdem versichert ist, daß Schröpfer ein nichtswürdiger Betrüger von welchem aber seine Anhänger noch immer glauben, daß er bald wieder kommen werde, und man nur ein Fantome erschossen gefunden und aufgehoben habe. Aber der Chirurgus, welcher die Section gerichtlich vorgenommen, ist Mann dafür, daß er kein Gespenst zergliedert, — Auch sind seine Jüngern, deren jedoch sehr wenig, so thöricht, daß sie sprechen: Er ist für uns gestorben. „

XXXV.

*) Unsere Leser belieben zu verzeihen, daß wir uns dieses Ausdrucks bedienen. Er stehet aber so im Originale.

XXXV.

Bianka Kapello.

Die Geschichte der berühmten Bianka Kapello, eines venezianischen Frauenzimmers, und nachherigen Großherzogin von Toskana, ist so traurig als merkwürdig. Der Lord von Orrery giebt uns in seinen Briefen davon folgende ausführliche Nachricht:

Sie war aus Venedig gebürtig, von bürgerlicher Herkunft, und an einen gewissen Buonsignori verheyrathet. Der damalige Großherzog von Toskana, Franz von Medicis ein Sohn Cosmo I. der von seiner ersten Gemahlin Johanna von Oesterreich nur zwo Prinzeßinnen *) und keine Prinzen hatte, hatte sie auf seinen Reisen gesehen. Er ward in ihre Schönheit verliebt, und durch ihr angenehmes Betragen gefesselt. Er lud sie mit ihrem Manne ein, nach Florenz zu kommen; sie nahmen seine Einladung an, und ließen sich in dieser Hauptstadt nieder.

Sie

*) Die älteste Prinzeßin war Eleonora, vermählt an den Herzog von Mantua, die jüngste war die berühmte Maria von Medicis, Gemahlin Heinrichs IV. und Mutter Ludwigs XIII. von Frankreich.

Sie erschienen an dem Hofe des Groß-herzogs, dessen verliebte Zuneigungen mit jedemmale, da er die Bianka sahe, zunahmen. Er hofte, und bildete sich ein, daß er sie ihrem Manne würde abkaufen können. Er überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren. Auf der andern Seite bestürmmte er das Frauenzimmer nicht nur durch Geschenke und Verheißungen, sondern auch fast mit Gewalt. Seine Unternehmungen und listige Anschläge gegen sie waren manigfältig und verschieden; aber jedes Unternehmen, und jeder listige Anschlag war vergebens. Ihre Tugend war unüberwindlich.

Zu gleicher Zeit war ihr Mann, der der Gaben des Glücks ungewohnt war, und durch die unerwarteten Ehrenbezeugungen und Erwerbungen schwindlich wurde, so hochmüthig, grob und herrschsüchtig, daß er dem Adel von Florenz zur Last fiel. — Man beklagte sich gegen den Herzog über seine Anmaßungen, Eitelkeit und Hochmuth; und Franz antwortete: " Wenn er unleidlich geworden ist, warum empfängt er dann seine Strafe nicht? " — Dieser Wink war hinreichend, und den folgenden Abend, als Buonsignori vorbey gieng, ward er ermordet, und auf der Brücke a Santa Trinita todt liegend gelassen gefunden.

Einige Tage darauf kam Bianka in dem schwermüthigen Anzug der Trauer, warf sich dem Großherzog zu Füßen, und bat um die

Gerechtigkeit über die Mörder ihres Mannes. Der Großherzog sagte darauf: " Die beste Gerechtigkeit, die ich euch kann wiederfahren lassen, ist, daß ich selbst mich mit euch vermähle. "

Was war hier für ein Abfall! — von der Verbindung mit der Tochter eines Kaisers der Verehligung mit Buonsignoris Wittwe! ganz Toskana ärgerte sich darüber. Keiner sahe diese Verbindung mit verächtlichern Augen an, als der Kardinal Ferdinand, des Großherzogs einziger Bruder. Er sahe durch diese Heyrath die Ehre des Hauses Medizis beschimpft, und erniedriget. — Die Bianka Rapello zu der hohen Würde einer Großherzogin von Toskana erhoben zu sehen, war für ihm etwas so verhaßtes, als nur irgend etwas seyn konnte. Sein Verdruß, der anfänglich nur in der Stille witterte, brach endlich in eine heftige Wuth aus. Er begnete ihr oftmalen mit Verachtung und Unhöfligkeit; der Groll nahm von beyden Seiten zu. Sie haßeten sich beyde; sie wünschten einander den Todt, und sie lebten in Zeiten, wo sie ihre Wünsche befriedigen konnten.

Die Kunst zu vergiften, war damalen eine Wissenschaft, in welcher der Vornehmste und der Geringste unter den Italienern vollkommen wohl erfahren war. Zufolge der Handschrift (die der Lord Orrery gelesen ha-

ben will) that die Großherzoginn Gift in eine Art von Torte, *) wovon der Kardinal, wie sie bemerkt hatte, ein großer Liebhaber war. Sie schien damals auf guten Fuß mit ihm zu stehen, und lud ihn eines Morgens zum Frühstück ein, ehe er mit seinem Brunder auf die Jagd gieng. — Sie setzte ihm sein liebstes Gericht vor. — Ferdinand mußte entweder sie in Verdacht haben, oder ihr geheimer Anschlag mocht' ihm entdeckt seyn. Er wollte von der Torte nicht kosten. — Die Großherzoginn fuhr fort, ihn mit einer Art von Ernst zu nöthigen. Jemehr sie aber nöthigte, jemehr weigerte er sich. " Er hätte, sagte er, genug gegessen, er wünschte, der Herzog und die Herzoginn möchten davon kosten; er wüßte gewiß, daß sie gut wäre; aber er für sein Theil könnte gewißlich nicht das geringste mehr essen. "

Als Franz die Torte so rühmen hörte, fieng er an, recht herzlich davon zu eßen. — Da Bianka gewahr ward, daß ihr Anschlag eine ganz andere Wendung bekam, und wohl wußte, wie es ihr gehen würde, wenn sie ihren Gemahl überlebte, verzehrte sie das übrige. Das Gift fieng an zu wirken. Der Herzog mit der Herzogin bekamen krampfhafte An-

*) Herr de la Lande sagt, es seye eine Mandelmilchsuppe gewesen.

Anfälle, sie wurden in das anstossende Schlafzimmer gebracht, und zusammen auf ein Bett gelegt, wo sie alsbald unter dem äußersten Ringen ihren Geist aufgaben. Darauf wurden die Thüren eröfnet, die bisher waren verschlossen gewesen; es wurde Jedermann verstattet, hineinzugehen, und sie erbleicht, und wie wahre Liebhaber einander in die Arme gefaßet, liegen zu sehen. Dieser traurige Auftritt geschah den 21 Oktober 1587.

Der Schauplatz dieses unglücklichen Trauerspiels war Poggia a Cajano, ein dem Großherzoge von Toskana gehöriges Lustschloß. Das Slafzimmer, wo Franz und Bianka verschieden sind, wird allen Fremden gezeigt. Es ist dunkel und traurig, und ein schicklicher Platz für ermordete Leichname! alle die andern Zimmer des Pallastes sind nicht nur prächtig, sondern auch lustig, und aufs königlichste geschmückt. Die Lage ist sonderlich sehr schön.

Franz ward mit der äußersten Pracht in der St. Laurentius Kapelle begraben. Bianka ward offen auf Männerschultern fortgetragen, und kaum mit Anstande in ein tiefes Gewölbe in einer Kirche hingeworfen, das zum Begräbniß für die niedrigsten und schlechtesten Leute bestimmt war. — —

Obgleich diese Nachricht (sagt ein neuerer Schriftsteller) die einzige ist, die man übrig hat, so ist sie doch ohne Zweifel falsch, Bian-

ka war unschuldig. Ihr und ihres Gemahls Tod ward von dem Kardinale veranstaltet und befördert. Er vergiftete die Torte, und sie speiseten davon. Um sich vor der Welt loszusprechen, erfand er das eben erzählte Geschichtgen, wodurch er seine Ruchlosigkeit verbarg, und seine Ehre rettete. — Wenn man ihn gefragt hätte: " Warum waren die Thüren verschlossen? und kein Mensch hinzugelassen, einem Bruder und einer Schwägerin in ihren letzten Augenblicken beyzustehn? „ So würde er (hätte er anders die Wahrheit sagen wollen) haben sagen müssen: daß er sich gefürchtet, damit sie nicht in ihren letzten Verzuckungen, ein oder anders Wort möchten fallen lassen, wodurch ein zureichender Verdacht, oder vielleicht gar eine nöhige Entdeckung der Beschaffenheit dieses Mords an den Tag kommen möchte. Er fürchtete auch wohl, daß sie solche Hülfe von Arzneymitteln und gehöriger Vorsorge bekommen möchten, wodurch ihr Leben verlängert, oder wieder hergestellt würde.

Es ist kaum glaublich, das Bianka ihrem Gemahl, von dessen Leben ihre Erhöhung und Glückseligkeit abhieng, sollte verstattet haben, ohne Unterschied, von einer vergifteten Torte zu essen. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß der nächste Erbe des Herzogthums ungedultig gewesen, eines Bruders, den er fast gar nicht liebte (denn brüderliche Zuneigung war

in diesem Hause sehr unbekannt) und einer Schwägerinn, die er verachtete, und verabscheuete, sich zu entledigen. Durch Franzens Absterben gewann der ehrsüchtige Ferdinand alle Erwerbungen, die er wünschte. Einen erhabenen Stand, große Reichthümer, eine Freyheit vom Zwange eines kirchlichen Lebens. — Durch den Tod der Bianka erlangte er, was einem stolzen Gemüthe unendlich angenehm ist, — Rache — Stolz war das unterscheidende Kennzeiche, des Hauses von Medizis.

So lange der Kardinal lebte, ja so lange sein Haus im Besitz des Herzogthums Toskana war, wurde der Name der Bianka Kapello nie genannt, nicht einmal im Gespräch des gemeinen Umgangs. Hierdurch wurden zween Endzwecke erhalten. — Die Würde des Hauses blieb gleichsam heilig, und die Umstände der Ermordung konnten vielleicht, da gar nichts davon geredet oder untersucht ward, in Vergessenheit gerathen.

XXXVI.

Gyarmathy.

Herr Michael von Gyarmathy wurde den 13ten Jenner 1715 zu Debrzin in Oberungarn, zwischen Tokay und Waradein, aus einem al-

alten ungarischen Geschlechte gebohren. Von seiner zartesten Kindheit an spürte er eine große Neigung zu den Waffen, und er wurde ganz kriegerisch erzogen.

Bereits im Jahre 1730, da er kaum 15 Jahr alt war, trat er in kaiserliche Dienste, und diente bey einem Husaren-Regiment von unten auf bis zum Kornet. — Als dieses Regiment hernach den Holländern überlassen wurde, so kam er auf diese Art in holländische Dienste; wurde aber nachher, da der Friede geschlossen, und besagtes Regiment reduzirt worden, als Lieutenant von den Holländern auf Pension gesetzt.

Da aber sein marzialischer Geist in einer solchen Unthätigkeit unmöglich lange aushalten konnte, so machte er sich nebst Lukner, Astalos, und Brinky, welche mit ihm unter einem Regiment stunden, und gleichfalls auf Pension gesetzt waren der damaligen günstigen Konjunktur in Errichtung eines hanöverischen Husarenkorps zu Nutze. Er kam nach Hannover, und wurde den 17ten Dezember 1757 als Kapitän-Lieutenant bey besagtem Korps angestellt, welches Lukner damals als Major und Chef kommandirte.

Hier fand er bald ein weites Feld, seine Tapferkeit und Muth sehen zu lassen. Er war Lukners rechte Hand, und wurde von demselben zu den gefährlichsten Unternehmungen, die er jederzeit mit vielem Glück ausführte, detaschirt. —

schirt. — In der Nacht von 11ten zum 12ten Julius 1759 überfiel er nebst Lukner, der damals Obristlieutenant war, den französischen Obersten, Grafen Dessalles, der mit 400 Karabiniers in dem Dorfe Holzhausen bey Minden kantonnirte, mit solcher Klugheit und Muth, daß er den Obersten nebst 168 Mann aufhob, und zu Gefangenen machte.

Den 20ten Julius vertrieb er die französischen Volontaires de la Noue de Vair aus dem Dorfe Lade, und machte wieder einen Offizier nebst 30 Mann zu Gefangenen, nachdem er mit 300 Husaren in ein Korps von 3000 Mann einhieb, und es gänzlich zerstreuet hatte.

Uiberall wo er hinkam, breitete sich Schrecken vor ihn her aus, und die Feinde flohen, wenn sie ihn nur sahen, indem er innerhalb 7 Tagen 10 Scharmützel mit dem Feinde hatte, und allzeit siegte. — Seine Verdienste blieben auch nicht unerkannt; indem er im August 1759 zum wirklichen Rittmeister ernannt wurde.

In dieser Qualität grif er den 21ten August mit 500 Husaren ein feindliches Detaschement von 1500 Mann zu Ober- und Nieder-Weimar an der heßischen Gränze an, warf sie in weniger als einer Viertelstunde über den Haufen, machte 200 davon nieder, und 300 zu Gefangenen, und eroberte eine Kanone.

Nachdem sich derselbe das folgende Jahr darauf durch seine kühnen Unternehmungen, bey unendlich vielen Vorfällen, noch ferner aufs rühmlichste ausgezeichnet hatte, so wurde er den 5ten August 1760, zur Belohnung seiner Heldenthaten, zum Major ernannt.

Hatte er vorhin Heldenthaten gethan, so hat er deren jetzt noch mehrere. Denn als im Winter 1761 das Lukneri'sche Korps auf dem Eichsfelde zwischen dem hannöver- und thüringischen sein Quartier nahm, fielen sowohl ohnweit Gieboldshausen, als Werkshausen wichtige Scharmützel mit den Franzosen, die öfters von Göttingen und Nordheim aus mit ansehnlichen Detaschements Einfälle thaten, vor, und sie wurden durch unsern Gyarmathy, der das Leben des ganzen Regiments war, mit großem Verlust zurück getrieben; und er würde es gewiß hoch gebracht haben, wenn der bald hernach erfolgte Friede seinem Muth und Eifer, sich durch glänzende Thaten ferner hervor zu thun, nicht Gränzen gesetzt hätte.

Da das Luknerische Husarenregiment, worunter er als Major stand, 1763, wie bekannt, völlig der Dienste entlassen wurde, und der Generallieutenant von Lukner, aus Verdruß darüber, den 1ten Aprill desselben Jahrs seinen Abschied nahm, und in französische Dienste gieng, so blieb unser tapfrer Major in Hannover, und genoß die Gnade seines Königs, dem

er

er mit so vielem Eifer gedient hatte, bis an sein Ende, welches den 13ten Jenner 1771 an seinem 57ten Geburtstage erfolgte.

Er hat über 50 Scharmützeln beygewohnt, viele hundert Feinde mit eigner Hand erlegt, und kann daher mit Recht mit einem Skaderbeg verglichen werden; und wenn er noch lebte, so würde er mit Nutzen dem General Lukner können entgegen gesetzt werden.

Wir schließen sein Leben mit einer ihm würdigen, und recht soldatischen Trauer-Ode vom Herrn Klaudius, und verewigen sein Andenken zum Schluß mit einer Grabschrift.

Klaglied eines alten luknerischen Husaren bey dem Begräbniße des Major von Gyarmathy zu Hanover den 16ten Jenner 1771.

O Jammer! ist mein Vater todt!
Mein braver Herr Major!
Wo find' ich nun in meiner Noth
Noch ein mitleidig Ohr?

*
* *

Arm, abgedankt, und ohne Brod,
So irrt' ich durch die Welt,
Ich gieng und klagt' ihm meine Noth,
Er gab mir Brod und Geld.

*
* *

Mein lieber Sohn! mein Kamerad! „
Die Namen gab er mir,
Und was nur je ein Vater that,
Das that er dann an mir.

*
* *

An seiner Tafel speißt' er mich,
Und schenkte tapfer ein;
Wir tranken beyde ritterlich
Von seinem besten Wein.

*
* *

Und sprach er dann vom vor'gen Krieg,
So lacht' ihm sein Gesicht;
Ich seufzte — Vater! — ach! und schwieg,
Denn lachen konnt' ich nicht.

*
* *

„ Sey gutes Muths, mein lieber Sohn,
Sprach er, und zage nicht!
Dein eigen Herz sey dir dein Lohn!
Der König kannt' uns nicht „

*
* *

„ Ja, sprach ich! hätt' er in der Schlacht
Uns einmal nur gesehn;
Dann! — ach! wer hätte da gedacht,
Wir sollten betteln gehn! „

„ Halt

*
* *

" Halt ein! sprach er, und drükte mir
Zehn Thaler in die Hand;
Ich war für Freuden außer mir,
Und küßte seine Hand

*
* *

Drauf schenkt' er auf Georgens Wohl,
Mir einen Pumper ein,
„ Nun! Vater, ja! Georgens Wohl!"
Stimmt' ich recht freudig ein.

*
* *

„ Georg muß, da er Sie geehrt
Gerecht und gnädig seyn;
Mehr, als wir alle, sind Sie werth,
Von ihm belohnt zu seyn. „

*
* *

„ Ihr Heldenmuth ward ihm bekannt,
Und er belohnte Sie;
Wer hätt' uns andern ihm genannt?
Doch lohnt er uns durch Sie. „

*
* *

Dann sprachen wir von vor'ger Zeit,
Vom Krieg und mancher Schlacht,
Wo unsre Säbel weit und breit
So furchtbar sich gemacht.

*
* *

Wie wir oft, Mann an Mann gestellt,
Ein ganzes Heer besiegt,
Und jeder Einzelner ein Held,
Oft Hunderte bekriegt;

*
* *

Wie wir oft eine ganze Schaar
Gefangene gemacht,
Und mancher einzelner Husar
Ein ganz Schwadron gejagt.

*
* *

Von Ferdinad erzählt' er mir,
Und Vater Lukners Glück,
Und mit Vergnügen dachten wir
An jene Zeit zurück.

*
* *

Auch andere Helden, klein und groß,
Bekannt und unbekannt,
Ein Brinky und ein Astalos *)
Blieb auch nicht ungenannt.

Von

*) Beyde Rittmeisters, die eine Kompagnie beym lukner ischen Husarenregimente hatten, und jederzeit Proben ihres Muths bey allen Vorfallenheiten gegeben hatten.

*
* *

Von meinem Säbel sprach er dann,
Und meinem Bißgen Muth,
Wie mir Belsünce *) dort entrann,
Und ich nur seinen Huth

*
* *

Ergrif, und er von Furcht erhizt,
Der jämmerliche Tropf!
Mehr Tropfen Angstschweiß außgeschwizt,
Als dieser Pfeiffenkopf;

*
* *

Wie ich einst sieben Kürassier.
Wie Stroh zusammen hieb,
Und wieder dreißig Grenadier
Wie Vieh nach Nordheim trieb:

* *
*

Doch dies verlohnt sich nicht der Müh!
Kein einz'ger Kamerad,
Der nicht noch mehrere als die,
Noch größre Thaten that!

Viel

*) Befehlshaber eines französischen Korps leichter Truppen zu Pferd und zu Fuß von einigen 1000 Mann, der öfters mit dem luknerischen Korps, aber mit wenigem Glücke, Handgemein wurde.

*
* *

Viel andre hatt' er noch genannt,
Doch nie sprach er von sich,
Mir aber war sein Muth bekannt,
Ob er gleich davon schwieg.

*
* *

Recht wie ein Kriegsgott sah' er aus,
Zwo Narben im Gesicht;
Oft jagt' er weit von uns voraus,
Und ganz aus dem Gesicht.

*
* *

Dann hatt' er Zehne schon bleßirt,
Eh' wir nur einen sahn;
Und wurden wir dann kommandirt,
So giengs Gemetzel an.

*
* *

Bey Gott! ein rechter Heldenmuth,
Und wie ein Löwe brav!
Sein Säbel triefte stets vom Blut
Des Feindes, den er traf.

*
* *

Einst kam, den Degen in der Hand,
Mit Vogelschnellem Flug,
Ein Bürschen auf ihn losgerannt,
Der Ludwigs Orden trug.

„Halt!

*
* *

„ Halt' rief er, halt! „ und blieb in Ruh,
Doch jener hörte nicht,
Und kam im Fluge auf ihn zu,
Hieb ihm nach dem Gesicht.

*
* *

Er hätt' ihn gern geschont, den Tropf,
Doch da die Noth ihn trieb,
Da wars vom Hals zum Sattelknopf,
Bey meiner Seel! ein Hieb!

*
* *

Sie Zitterten, wenn sie ihn sah;
Er war für sie zu stark;
Für ihn allein zehn, zwanzig Mann,
Das war ihm nur ein Quark.

*
* *

Ha! wär ein jeder so ein Held,
Und dann nur tausend Mann!
Die bänden mit der ganzen Welt,
Mit Türk und Tartern an.

* *
*

Doch ach! was hilft ihm nun sein Muth?
Da liegt er, und ist todt!
Die kriegerische Seele ruht
Im Frieden nun bey Gott.

Da

*
* *

Da kommt der traurge Wagen her,
Der seine Leiche trägt,
Zur Traur gekehrt ist das Gewehr,
Das manchen Feind erlegt.

*
* *

Auch du, den ich so gut gekannt,
Der du den Held geziert,
Traurst nun, daß dich die starke Hand
Nicht mehr, wie vormals, führt!

*
* *

O hätte doch mit seinem Muth
Ein andrer dich geerbt!
Wie oft sah' ich vom schwarzen Blut
Des Feindes dich gefärbt!

*
* *

Unzähl'ge hat dein scharfer Stahl
In jene Welt geschickt;
Und dieser Heft hat hundertmal
Den stärksten Kopf zerknikt.

*
* *

Des Helden Ruhm bleibt nur zurück,
Ihn senket man hinab,
Und jeder sieht mit starrem Blick
Hin, auf das offne Grab.

*
* *

Ha! welcher Donner! wie im Kampf,
Schallt plözlich in mein Ohr!
Noch einmal! Ha! im Pulverdampf
Steigt nun sein Geist empor!

*
* *

Zum Weib' und Kindern geh' ich nun;
Sonst bracht' ich ihnen Brod,
Doch itzt kann ichs nicht ferner thun,
Denn Gyarmathy ist todt! —

*
* *

So klagt bey seiner Gruft ein Held,
Von ächter teutscher Art;
Und eine sanfte Thräne fällt
Ihm auf den Knebelbart.

Grabschrift.

Ein Ungar ruhet hier! Sein Nam' ist Gyarmathy,
Der für das Land Georgs den Säbel muthig führte.
Sein braunes Roß war schnell; sein Schuß verfehlte nie,
Und Köpfe flogen ab, wenn er sie nur berührte.
Vor seiner Klinge fiel: Türk, Tartar und Franzos,
Rauh, wie sein Knebelbart, war er ein Todesbote,
Und nimmt ihn itzt der Tod: so thut er dieses blos,
Weil Gyarmathy nicht mehr in seinem Dienste drohte.
Er starb, und ist gewiß im Himmel wohl verwahrt,
Denn Luzifer wird nicht, ihn aufzunehmen, wagen.
Taremtetem würd' er ihn, nach Husaren Art,
Mit allem, was ihm dient, aus seiner Hölle jagen. —

XXXVII.

Emmerich Joseph.

Erzbischof und Kuhrfürst von Mainz.

Emmerich Joseph, Freyherr von Breidbach zu Bürresheim, gebohren den 11ten September 1707, ward am 5ten July 1763, nach Absterben des letztern, Carl, aus dem Hause Ostein zum Kuhrfürsten von Mainz und Bischofen von Worms erwählt.

Er war einer von denjenigen Fürsten, die der Himmel von Zeit zu Zeit gebohren werden läßt, um das Glück der Völker zu werden. Die ganze Welt bewunderte in ihm sowohl die besondere Weisheit und Klugheit, die die Seele aller seiner Handlungen waren, als auch die unverfälschte Frömmigkeit und das rechtschaffene Wesen, das ihn so verehrungswürdig machte. Mit Vergnügen sah man, wie er sein ernsthaftes Wesen durch seine Leutseligkeit zu erhöhen, und seine unparteische Strenge durch seine Gnade zu mildern wußte. Jedermann mußte auswärts die Zärtlichkeit bewundern, mit welcher er seine Unterthanen liebte, den Eifer, mit welchem er ihre Irrthümer und Laster haßte, und wie er durch seine Regierung sowohl im Ganzen, als im Detail den Karakter eines klugen Fürsten, durch seine Milde aber den Namen eines Vaters behauptete.

Es

Es ist schon lange, daß sich der auf blinde Vorurtheile gegründete Aberglaube auf Kosten des Unglaubens zu behaupten gesucht hat. Ein bekannter Philosoph *) der sich durch seine Scharfsinnigkeit im Denken, wie durch die reizende Lebhaftigkeit und Feinheit seines Witzes gleich berühmt gemacht hat, ließ sich einmal einfallen, zu beweisen, daß der Aberglaube dem gemeinen Wesen weit schädlicher sey, als der Unglaube. Von dieser Hypotese eingenommen, verfiel er auf den widersinnigsten von allen widersinnigen Sätzen, auf den: daß die Sozietät auch ohne Religion bestehen könne. Mann weiß es, daß dieser Mann alle Religionen überhaupt zu beschimpfen gesucht habe, und endlich an der Christlichen ein Verräther geworden ist. Aber das weiß auch jeder vernünftige Mann, daß der Aberglaube unbeschreiblich vielen Schaden und Verwüstungen angerichtet hat, und daß der Unglaube nicht um ein Haar besser sey. Leute, welche die Religion immer im Munde führen, aber solche mit ihren Handlungen unter die Füsse tretten; die eine wahre Religion erheben, und gegen die ersten Sätze einer natürlichen Religion handlen, das sind nach meinem Begriffe Leute, die gar keine Religion haben, und also grenzen Aberglaube und Unglaube

*) Bayle Pensées sur les Cometes.

glaube näher zusammen, als man insgemein denkt. Sie kommen mir vor wie jene Zwillinge, die sich im Leibe ihrer Mutter stießen, inzwischen aber doch in einem Leibe lagen. Die, so an vergefaßten Meinungen hangen bleiben, und entweder nicht denken können, oder nicht denken wollen, wählen insgemein den Aberglauben, wo gegen die großen Geister mit einem bösen Herzen gemeiniglich auf die Seite des Unglaubens treten. Jener hat noch etwas Schein auf seiner Seite, und ist daher desto schwerer zu verscheuchen. Dieser hat alle Uiberzeugung und Vernunft gegen sich, und kann sich in die Länge so wenig soutenieren, daß er sich vielmehr mit aller seiner Störke, wie weiland Simson, zulezt in seinem eignen Gebäude zertrümmert. Ich bin dahero der Meinung, daß Gott, der immer in Wählung der Mittel seine Absichten auszuführen höchst weise ist, sich des Unglaubens bediene, um den Aberglauben zu stürzen, und daß die Religion, so wie dieser verdrängt wird und abnimmt, immer mehr in ihrem rechten Wesen, in Liebe, Toleranz und Vertragsamkeit herfürsteche, und zur Ehre der Menschheit sich ausbreite.

Mit einer bewunderns würdigen Weisheit und Eifer suchte daher Emmerich Joseph das Ungeheuer des fanatischen Aberglaubens aus seinen Landen zu verbannen, ohne sie dem Gift des Unglaubens auszusetzen, sein von dem Geist

der wahren und reinen Religion ganz durchdrungenes Herz suchte nichts mehr über seine Lande und Unterthanen zu verbreiten, als eine richtige Erkenntiß Gottes, und dessen, den er gesand hat, und somit Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen, und von ungefärbten Glauben; und hierin gieng er Hohen und Niedrigen als ein rechtschaffener Erzbischof auferbaulichst vor.

Als ein weiser Fürst wußte er, daß man den Menschen nützlich seyn müsse, wenn man unter ihnen groß seyn wolle, nnd daß die wahre Größe, der rechte Ruhm eines Fürsten sich einzig und allein auf die Erfüllung der göttlichen Absicht gründe, die Aufrichtigkeit des Herzens, die Ehrfurcht gegen Gott, die Regelmäßigkiit der Sitten, und die Herrschaft über die Leidenschaften ist diejenige wahre Größe, jene wirkliche Ehre, die ihm Niemand streitig machen kann. Als ein erleuchteter Regent suchte er seine Ehre in der Glückseligkeit seiner Unterthanen. Dies war das große Gesetz, das Emmerich Joseph gemaht hatte. Alle seine Unternehmungen und Absichten, alle Verordnungen, die er während seiner preiswürdigen Regierung hat bekannt machen lassen, vereinigten sich in diesem Hauptgesetz.

In den Verrichtungen aller seiner erzbischöflichen Würden anklebenden Funktzionen war er emsig und unermüdet, und das Zeugniß

von seiner aufrichtigen Gottesfurcht und von dem reinen Eifer, mit welcher er der Religion mit Herz und Mund ergeben war, war unverdächtig. Was konnte dem Gehorsam gleichen, den er den Befehlen des Oberhauptes der römischkatolischen Kirche leistete, da er, um nur ein Beyspiel anzuführen, die Aufhebungsbulle des Jesuiter-Ordens nicht nur alsogleich in Thätigkeit gesezt, sondern auch andere weltliche Fürsten, in deren Landen er die geistliche Gerichtsbarkeit hatte, zu genauer Erfüllung wohlbemeldter römischen Bulle angehalten und überredet hat.

Nach seinen weißheitsvollen Einsichten wußte er, daß eine versagte Religionsduldung überhaupt dem natürlichen Recht zuwider, höchst ungerecht und in ihren Folgen allemal betrübt sey! daß derjenige, der über die Gewissen herrschen wolle, sich eines Rechts anmasse, das nur dem allerhöchsten Wesen zustehe, und daß nichts unvernünftigers und dem Geist eines erleuchteten Christenthums mehr zuwider sey, als solche, die mit uns nicht gleiche Begriffe von Gott und seinem Dienst haben, zu hassen, oder gar mit einem wütenden Eifer zu verfolgen, und sich gewaltsamer Mittel zu bedienen, ihnen eine Religion einzuflößen, von deren Richtigkeit sie sich nicht überzeugen können. Als ein der Geschichte der heiligen Kirche genau kundiger Bischof erinnerte er sich an

das,

das, was der gottselige Vater und Bischof zu Karthago, Tertullian sagt: Es ist eine Art der Gottlosigkeit, wenn man den Menschen in Religionssachen die Freyheit nimmt, und sie hindert, eine Gottheit zu wählen und anzubeten, die sie wollen, oder wenn man sie zwingt, diejenige anzubeten, die sie nicht wollen. Kein Gott, ja auch nicht einmal ein Mensch verlangt einen gezwungenen Dienst. — Alle Menschen haben ein natürliches Recht der Gottheit zu dienen, die ihnen gefällt; und von der Religion des einen wiederfährt der Religion des andern weder Gutes noch Böses. Eben so wenig kann es mit der Religion bestehen, wenn man jemand zwingen will, eine vor der andern anzunehmen; indem eine Religion nichts gezwungenes, sondern ganz was freywilliges seyn muß. *)

Dieses waren die Grundsätze, auf welchen Emmerich Joseph jene lobwürdige Verordnungen gründete: Daß sich alle und jede in seinen Landen befindliche Pfarrherren aller anzüglichen Expressionen gegen andere Religions-Verwandten, alles Schändens und Schmähens auf den Kanzeln, und im gemeinen Umgang gänzlich enthalten, hingegen das Wort Gottes ohne Bitterkeit zum Heil der Seelen

*) Tertull. ad scapulam C. 24.

und Erbauung der Zuhörer predigen, und den Geist der Liebe und Sanftmuth gegen jedermann beweisen sollten. Von solcher Gott gefälligen Denkungsart beseelt, liebte er nicht nur die in seinen Landen befindliche protestantische Konfessionsverwandten, wie die von seiner eigenen Religion mit gleicher väterlicher Zärtlichkeit, und ließ ihnen allen Schutz und solche unpartheyische Gerechtigkeitspflege angedeihen, die sie von Landesherrn ihrer Konfession gewiß nicht exacter hätten hoffen und erwarten können, sondern war auch unter Approbazion eines hochwürdig gnädigen Dom-Kapituls, willig und bereit, auswärtige Protestanten in seinen Landen auf- und anzunehmen, und ihnen, besonders in der zur Nahrung und Handlung vortreflich gelegenen Stadt Höchst am Mayn, das Burgerrecht mit vielen andern Freyheiten ohnentgeldlich zu akkordiren, und zu ihrem Etablissement und Fortkommen allen möglichen Vorschub zu thun. Unter ihm und seiner preiswürdigsten Regierung wurden die so lang andauerte Kronenburger Religions-Streittigkeiten auf eine solche Art gänzlich beygelegt und zu Ende gebracht, daß die Protestantische Gemeinde damit zufrieden seyn konnte; die dann dem höchstseligen Fürsten um so ruhmwürdiger war, als williger und großmüthiger er hiezu die Hände bot. Zum ewigen Ruhm des besten Fürsten sey dieser unternehmende Beweis seiner fried-

ferti-

fertigen Gesinnungen für die späteste Nachkommenschaft aufgezeichnet!

Emmerich Joseph wußte gar wohl, daß die ihm von Gott anvertraute Heerde der gemeinen Christen sich meistens nach der Lehre und dem Beyspiel der ihr vorgesetzten ehrwürdigen Geistlichkeit richte. Aus diesem Grund fieng er bey dieser an, die eingerissenen Mißbräuche und Unordnungen zu heben, neue Gesetze und Schranken vorzuschreiben, oder vielmehr die alten zu erneuern, und nachdrücklich einzuschärfen, um hierdurch die verdorbenen Sitten des Christenthums nach und nach zu der ersten Unschuld und Reinigkeit zurückzuführen.

Wie vortreflich zeichnet sich nicht jene Verordnung aus, die unterm 30ten Julii 1771 zu genauer Beobachtung der Kloster-Disziplin und Abschaffung aller, den Ordensständen nachtheiligen Mißbräuchen erlassen worden? Wie sehr hatten diese überhand genommen, und wie nothwendig war die Aufmerksamkeit und der Bedacht, selbige wieder abzustellen? Man findet daher in der ganzen Verordnung die Sprache des guten Hirtens, und ein jedes Wort zeugt von der Salbung, mit welcher sie geschrieben worden.

Die Pfarrer und Seelsorger, mit denen Emmerich Joseph seine Hirtenpflichten getheilt hatte, mußten die strengsten Prüfungen ihrer Gelehrsamkeit und Sitten aushalten, ehe man

ihnen das Wort Gottes zu predigen, oder einer christlichen Gemeinde die Geheimnisse des Herrn auszuspenden Erlaubniß und Vollmacht gab. Die, außer ihrem Beruf und gegen die klare Auskunft der vorgeschriebenen und angelobten Stiftungsregeln und oft erneuerte Kirchenschlüße *) auf die Pfarreyen und Kanzeln eingeschlichene Ordensleute und Mietlinge, mußten in ihre Klöster, ihren eigentlichen Berufsort zurück; der eigne Hirt sollte für die Heerde stehen, dahero auf die Prediger die schärfste Aufmerksamkeit gerichtet war, daß sie nicht anstatt ächter — verdächtige Waare auf den geistlichen Lehrstuhl brächten, oder anstatt des reinen Worts Gottes ihre eigne Erfindungen und menschliche Uibergaben dem christlichen Volk predigten. Auf diese Art suchte Emmerich Joseph jenen Unordnungen abhelfliche Maasse zu geben, über die schon Richerius seiner Zeit klagte, und deren Fortdauer sich hier und da zur höchsten Entehrung eines vernünftigen Gottesdienstes, nur zu viel bestättigten. Heut zu Tage, sagt dieser belobte Mann, heut zu Tage wendet man alle, oder doch die größte Sorge auf Vermehrung der neuen Orden und Beobachtung der äußerlichen Exerzizien, auf Zeremo-

*) Gratian. Decret. C. 24. S. Benedictus in Reg. C. 6. Concil. Rotomag. de A. 1074 Can. 5. S. Greg. M. L 4. Ep. 1.

remonien, auf die Auszierung und Bereicherung der Tempel, auf Altäre und Bilder, mittlerweile sterben die Armen Hungers, und das Volk, zumal auf dem Lande, gehet aus Unwissenheit der christlichen Lehre verlohren. — Da sich haufenweis neue Orden der Religiosen einschleichen, bleiben zwar die al:en, aber ihre Dißziplin fällt gänzlich dahin, und sie sind gemeiniglich eine große Last der Christenheit. *)

Auch der Clerisey in den Stiftern, den Chorherrn wollte er ihren alten Ruhm und Glanz, ihre Achtung bey dem Volk wieder verschaffen. Er hatte allzeit ein besonderes achtsames Hirtenaug auf sie, und sandte dahero bey Bemerkung einiger Unordnung, etliche Kommissarien auf seine eigene Kosten ins Bißthum Worms ab, um sowohl die ökonomische Verfassung der daselbstigen Stifter genau untersuchen, als auch alle etwannige Mängel abschaffen zu lassen, mithin alles auf die gottselige Absicht der ersten Stiftung so viel möglich zurück zn bringen, und nach den Gesetzen und Gesinnungen der Kirche einzurichten. Gegen die Mängel verfuhr er nach der Gerechtigkeit eines Richters, ohne der Sanftmuth eines Hirten zu vergessen. Er gab den Stiftern

einige

*) Edm. Richerius Tom. 2. defens. p. 140.

einige von den Vorschriften der alten Kirche genommene neue Gesetze, welche die jetzige billig und aufgeklärt denkende Welt für heilsam und nothwendig erkennen, die späteste Nachkommenschaft aber verehren und rühmen wird. Er schrieb ihnen vor, wie sie durch anständige Kleidungen sowohl sich von den Weltlichen unterscheiden, und denselben ehrwürdig machen, als sich selbst zur standesmäßigen Ehrbarkeit und Zucht einschränken; wie sie durch früheres und anhaltendes Gebet im Chor, Gott für die unverdienten Wohlthaten lobsingen, und für andere Glieder der Kirche beten; wie sie endlich durch einen züchtigen Lebenswandel die gemeinen Layen auferbauen, und sich selbst selig machen sollten. Mit einem Wort: Emmerich Joseph lehrte seine untergeordnete stiftische Klerisey, daß es ihre Pflicht sey, der christlichen Welt wenigstens durch Gott gefällige Gebete und auferbauliche Beyspiele zu nützen, mithin der Kirche zur Zierde zu dienen.

Und da die Erfahrung bisher leider! nur allzuviel bestätiget hatte, daß die vielen Feyertäge gegen die Absicht ihrer Anordnung mehr zu sinnlichen Ergötzlichkeiten des Leibes, als zum Dienst Gottes und zur Besserung des Herzens angewendet, der gemeine Mann dadurch nur zum Müßiggang und Ausschweifungen verleitet wurde, und seine Devozion blos auf das äußer-

liche setzte, so war Emmerich Joseph einer von den ersten christkatholischen Bischöffen und Fürsten, die auf die Verminderung derselben, zugleich aber auch auf eine desto strengere Beobacht = und Heiligung, sowohl des Tags des Herrn, als auch derer mit demselben stehen gebliebener Feyertage bedacht waren. Man kann die deshalb im Jahr 1769 ausgegangene kuhrfürstliche Verordnung nicht lesen, ohne von der ungeschminkten Gottesfurcht desselben äußerst gerührt zu werden.

Die edelste Tugend der Fürsten ist die Freygebigkeit. Sie hat insbesondere soviel Antheil an dem Range eines Bischoffs, daß es einen wesentlichen Widerspruch in sich hält, ein Bischoff und nicht mildthätig seyn. Diese Mildthätigkeit besaß Emmerich Joseph im höchsten Grade, Ohne alle Beweise seiner zärtlichen, emsigen, und allgemeinen Freygebigkeit anzuführen, welche er über Elende und Unglückselige, Arme und Dürftige ergoß, die ein Gegenstand einer unaufhörlichen Versorgung dieses wohlthätigen Fürsten gewesen sind, ohne von jenen fürstlichen Schenkungen etwas zu erwähnen, die er mit großer Milde an die Spitäler und Armenhäuser zu desto besserer Verpflegung der in denselben befindlichen Elenden kommen ließ, noch von jenen unintereßirten Geldvorstreckungen, wodurch er so manchen Unglücklichen aufrecht erhalten, und von

sonst

sonst unvermeidlichen Verfall seines Gewerbs und Nahrung errettet hat, darf man sich nur an jene traurige Zeit erinnern, wo vor wenigen Jahren der Himmel der Erde den Segen versagte, und die fürchterlichste Theuerung sich fast über ganz Europa verbreitete, wo unzähliche Personen im Begriff waren von Hunger hinweggerissen zu werden, und tausende das Leben als das größte Elend ansahen. In dieser Noth war es, wo der wohlthätige Fürst wie Joseph in Aegypten seine Fruchtbehälter eröfnete, und den Armen Korn und Brod umsonst austheilen, den Reichen aber selbiges um einen sehr leidentlichen Preis dahin geben ließ. Doch er sorgte nicht nur für seine eigene Unterthanen: die Noth der Theuerung, die die Ausländer mit gleicher Heftigkeit drückte, stieg eben so wohl zu seinen mildthätigen Herzen hinauf. Da die bedrängten Würtemberger bey der allgemeinen Fruchtsperre verschiedene Schiffe aus Holland kommen liessen, und um die ungehinderte Vorbeypaßirung auf dem Rhein bey ihm flehentlich ansuchten, sagte er: **Es ist nicht nur der Billigkeit und dem Christenthum, sondern sogar der Menschlichkeit gemäß, daß man die Früchte dieser bedrängten Leute von allen Abgaben frey lasse, sondern ihnen auch alle Beförderung und Hülfe leiste, wozu denn auch der gemeßne Befehl auf der Stelle gegeben wurde.** Als ihm darauf für diese Wohlthat

that gedankt wurde, stunden seine Augen voll Freundenthränen Guts gethan, und den Elenden beygesprungen zu haben. — Wollte man seine insgeheim ausgeübte Mildthätigkeit bekannt machen, so würde man hier die anständige Versorgung eines Frauenzimmers erblicken, welchem die Armuth vielleicht böse Rathschläge hätte geben können; und dort einen Waisen, welcher der Kirche und dem gemeinen Wesen zu Nutzen wohl erzogen worden. Man würde hier Dürftige von Adel sehen, die durch liebreiche Unterstützung zum Dienst des Fürsten und des Vaterlandes geschickt gemacht worden; und dort Verdienste, welche die Last des widrigen Glücks würde unterdrückt haben, durch seine Freygebigkeit sich erheben.

Ohne der Würde, zu welcher ihn die göttliche Vorsicht zu bringen wuste, etwas zu vergeben, herrschte anstatt einer übermäßigen weltlichen Pracht eine solche Anständigkeit, Ordnung und Oekonomie an seinem Hofe, daß man sich jene glückselige Zeiten dabey vorstellen konnte, in welchem sich das Bischofamt die Ehrfurcht der Christen bloß durch seine Würde, und nicht durch äußerliche Herrlichkeit zuwegen zu bringen wußte.

Emmerich Joseph fand das Land beym Antritte seiner Regierung in einer großen Schuldenlast, er bezahlte sie nicht allein, sondern hinterließ auch noch ansehnliche Kapitalien

lien, und es fanden sich in dessen Kassa bey seinem Leider allzufrühen Ableben gegen zwölfmal hundert tausend Gulden, die er durch seine weise Oekonomie bey aller seiner stets ausgeübten Mild- und Freygebigkeit gesammelt hatte. Man muß billig hierüber erstaunen, wenn mann die ausnehmende Verschönerung der Haupt- und Residenzstadt Maynz wahrnimmt, wenn man die von ihm errichtete schöne und prächtige Gebäude, den Kranen und Marstal, die Reitschule und neue Emmerichsgasse, die Ausgleichung und Gradmachung der großen Bleiche u. a. m. in Augenschein nimmt.

Die Polizey verbesserte er durch Verordnung leuchtender Laternen, und strenge Untersuchung der Straßen bey der Nacht in der Stadt Maynz. Je sanftmüthiger und gütiger sein Herz war, desto strenger war er in Handhabung der Gerechtigkeit. Die Richter und Amtleute in seinen Landen mußten nicht allein uneigennützige, gerechte, billige und verständige Männer, sondern auch in Behandlung der Rechtsangelegenheiten nicht träge und langsam seyn. Kamen bey ihm gegründete Klagen über Justiz-Verzöger- oder Verweigeruug ein, so wurde der überwiesene Beamte seines Dienstes ohne alle Gnade entsetzt. Er ließ nicht zu, daß man bey Ihnen um das als eine Gnade bitten durfte, wozu Sie von Amtswegen verbunden waren.

Da

Da Emmerich Joseph jederman vor sich ließ, so versagte er auch dem geringsten seiner Unterthanen das Vergnügen nicht, seinen Regenten zu sehen, und ihm sein Anliegen vorzutragen. Er empfing jedermann mit einem freundlichen Angesicht, und ertheilte einen solchen Bescheid, daß man nicht anders als getröstet, und von Liebe und Ehrerbietung durchdrungen, von ihm gehen konnte. Er war von allem Stolz, welcher sonst die Hoheit gern umgiebt, dergestalt weit entfernt, daß man, wenn man mit ihm redete, fast nicht gewahr wurde, daß er der Fürst war, als wenn er Gnade erwies.

Ein Gedanke der nach Habsucht oder Ehrgeitz schmekte, ist ihm nie angekommen. Von Eigennutz war er frey. Menschenliebe, Gerechtigkeit und Billigkeit machten seinen Hauptkarakter aus. Von Uneinigkeiten, Zänkereyen, Prozessen u. d. gl. war er ein abgesagter Feind. Der Geist der Liebe, des Friedens und der Eintracht belebte sein Herz. Es gieng ihm nahe, wenn er seine Freunde mißvergnügt wußte, und er war bereit, alles mögliche beyzutragen, um ihr Vergnügen wieder herzustellen. Wie viele Mühe gab er sich nicht, dieser schönen Eigenschaft zu folge, aus eigner Bewegung, um das in einem benachbarten hohen fürstlichen Haus seit verschiedenen Jahren fortgedauerte Mißverständniß zu heben, und die Eintracht wieder herzustellen!

Die Musen hatten an ihm einen Beschützer und Beförderer. Welche Mühe und Sorgfalt wandte er nicht an, um die trivial-real-philosophisch- und theologische Schulen in seinen Landen zu verbessern, und zum Wachsthum und Ausbreitung der reinen und schönen Wissenschaften einzurichten! wer hat die dieserhalb erlaßne Verordnungen gelesen, ohne von der zärtlichen Vatersprache, die darinn herrscht, äußerst gerührt worden zu seyn? wie billig gab er nicht von seinem eignen Vermögen her, um den gemachten Plan zum Segen für Eltern und Kinder auszuführen.

Unermüdet dachte er auf die Verbesserung der Städte und des Landes, um Handel und Wandel in Flor und Aufnahme zu bringen. Immer war er bemüht die Nahrungsmittel seiner Unterthanen zu vervielfältigen, und einen fruchtbaren Thau der Glückseligkeit über seine Lande und Unterthanen und deren Nachkommen auszubreiten. Sorge und Eifer für das wahre Wohl derselben, waren die stets währende Triebfedern seiner Handlungen. Dadurch erwies er sich als den wahren Vater seines Volks. Er liebte, regierte, belohnte und bestrafte. Gegen Jedermann war er liebreich, er beehrte nicht nur seine geprüften Freunde und Lieblinge mit seiner Vertraulichkeit und Freundschaft, sondern auch einen Fremdling, der zu seinem Verdienst nichts weiter nöthig hatte, als rechtschaffen zu seyn. Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte die ganze Welt glücklich gemacht.

Alle Könige, Fürsten und Regenten schätzten seine Freundschaft um seiner liebenswürdigen Eigenschaften willen hoch, und alle beeiferten sich, Ihm die eklatantesten Beweise Ihrer Hochschätzung bey aller Gelegenheit darzulegen. Nur Schade, daß dieser leutselige Fürst der Welt so bald entrissen wurde Seine gute Leibeskonstituzion schien zwar den Wünschen aller Rechtschaffenen gleich zu kommen, und eine hohe Stuffe der menschlichen Lebensjahre hoffen zu lassen, allein die göttliche Vorsicht, die das Ziel desselben bestimmt, hatte es anders zu versehen gut befunden. Unvermerkt hatte sich eine Unordnng in seinen Körper festgesetzt, darüber hatte sich die goldene Quelle, wie sie ein königlicher Philosoph nennt, verlauffen, und Emmerich Joseph sank, nachdem der Eimer am Brunnen verlächzt war, und das Rad unvermuthet zerbrach, in die Arme eines erhabenen Freundes im zwölften Jahre seiner Regierung den 11ten Junius 1774 erblaßt und todt dahin.

XXXVIII.

Michel Schuppach.

Michel Schuppach, gemeiniglich der Arzt von Berge genannt, dessen Tod vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern angekündiget worden, war zu Pighen, einem schweizerischen Dorfe, zwo Meilen von Bern, von armen Eltern gebohren. Er zog die Chirurgie allen andern Gewerben vor, und ward frühzeitig bey einem Landwundarzte in die Lehre gethan. Er übte 20 Jahr lang diesen Theil der Heilkunst, und zwar ohne sonderlichen Ruhm. Einen Theil dieser Zeit wandte er indessen nützlich an, und erwarb sich allerley Kenntniße. Sich, so zusagen, selbst überlassen, ohne Bücher und Beyhülfe, kaufte er todte Körper, zergliederte, und beschrieb alle Krankheiten, die ihm vorkommen. — Ferner schafte er sich einen chymischen Apparat an, und nun fieng er an selbst Arzneyen zuzubereiten: Nach und nach ward er unter den Landleuten sowohl seiner chyrurgischen Operazionen, als seiner Arzneyen wegen bekannt. Der geringe Preis seiner Arzneymittel, und seine glücklich bekannt gewordene Kuren, die erstaunlich schienen, machten seinen Namen in der ganzen Gegend berühmt. Seinem Stande einzig und allein gewidmet, brachte ers sowohl in Ansehung seiner Talente, als seines Ruhms, so weit; daß in 15 bis 16 Jahren wohl schwerlich ein Arzt soviel Krankheiten, als er, unter Händen gehabt hat. — Der Urin war fast die einzige Indikazion nach welcher er sich bey seinen Kranken richtete, indessen verriethen doch seine Heilungsmittel keinen Charlatan, sondern vielmehr einen wahren Arzt.

Sein moralischer Karakter verdient Lobsprüche, denn er war ein wohlthätiger, liebreicher und angenehmer Mann; er war der Wohlthäter seiner Gegend Er starb voriges Jahr in einem Alter von ungefähr 67 Jahren an einer außerordentlichen Dicke, oder ungeheuren Fettigkeit. Man hat das Bildniß dieses sonderbaren Mannes, den man in der Schweitz sehr hoch schätzt, in Kupfer gestochen.

Ein berühmtes teutsches Journal *) liefert uns zur Berichtigung dieser Biographie seit kurzem folgendes: „Der Tod des berühmten schweitzerischen Quacksalbers, Michel Schuppach ist bekannt. — Was von seinem guten Herzen, von seiner Wohlthätigkeit gegen Arme, und von seiner Uneigennützigkeit bey dieser Gelegenheit in öffentlichen Nachrichten stehet, ist nichts weniger als übertrieben. Seine ganze Familiengeschichte wird sich hoffentlich, wiewohl hier und da in Nebenumständen versteckt, in manchen Modeschriften lesen lassen, bis Hr. Langhans in Bern mit seinem Werke über dessen Charlatanerie, welches er schon vor einigen Jahren schrieb, aber auf Anrathen einiger Freunde im Pulte liegen ließ, hervortritt.

Soviel aber muß man auch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß sich nicht leicht ein grober Charlatan finden dürfte, der soviel Genie, als Schuppach, besäße: den Genie hat ihm mehr als einmal, den Mangel an Wissenschaften sehr glücklich ersetzt. — Er hinterläßt ein Vermögen von 150000 Gulden Reichsgeld, welches er in Zeit von 30 Jahren mit der Urinprophezeihung und Empyrie erworben hat. Davon erbt seine Frau ein Drittheil, sein Tochtermann, ein verlaufener teutscher Feldscherer, eben soviel, und zwey Enckelinnen, deren eine auch an einen jungen Quacksalber verheyrathet, die andere aber an einen reichen Gemeinmann aus einem benachbarten Dorfe versprochen ist, das dritte. — Ein regimentsfähiger Bürger von Bern, und Major unter den Landtruppen, hat schon der Wittwe bey Lebzeiten ihres Alten des Geldes halber fleißig die Aufwartung gemacht: und die Frau wird, wie es verlauten will, die Narrheit begehen, — ihn nach dem Trauerjahre zu heyrathen: — „ Man laß' sie dann! Begieng doch wohl die Wittwe eines Roußeau eine eben so große, wo nicht größere Thorheit! —

Ende des ersten Band's.

---

*) Olla Potrida 1781. 4tes Stück.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg,

Kurze Biographien, oder Lebensabriße merkwürdiger und berühmter Personen neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen, und allerley Ständen

Bd.: 1

Brünn (1782)

Biogr.c. 156-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070354-6
VD18 90097327